Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 Mk. 50 Pf.
Für ein halbes Jahr		7 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		4 Mk. — Pf.
Für einen Monat		1 Mk. 50 Pf.
Tagweise für einen Band		— Mk. 6 Pf.

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 Mk. — Pf.
Für ein halbes Jahr		9 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		5 Mk — Pf.
Für einen Monat		2 Mk. — Pf.
Tagweise für einen Band		— Mk. 10 Pf.

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Büchen sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)

16 Maximiliansplatz 16.

Im Tageslicht.

Im Tageslicht.

Bilder aus der Wirklichkeit

von

Ottilie Wildermuth.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1861.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Vorwort.

Im Tageslicht habe ich über diese Geschichten geschrieben, weil die Geschwister verschiedenen Alters doch unter Einen Titel gefaßt werden sollen. Es wird kaum nöthig sein, daß ich sage, was ich damit gemeint. Es sind keine Nebelbilder, keine duftig verschwommenen Gestalten, die nur ahnen lassen, was sie sind und was sie wollen, keine Mondscheinbilder, die die Welt mit magischem Zauberlicht übergießen, keine Nachtbilder, die die dunkle, grauenvolle, unheimliche Seite des Lebens vorführen.

Es sind einfache Gestalten und Bilder, die das Leben und die Menschen im klaren Tageslichte zeigen möchten, im Tageslicht, das viele Träume und Illusionen zerstört, das aber auch viele Befürchtungen, viel leises Grauen zerstreut.

Was im Mondenschein geschimmert wie ein köstlicher Schatz, das erscheint im Tageslicht oft als ei

Glasscherben, aber auch was im Dunkel gedroht wie der Arm eines Räubers, das zeigt sich im Tageslicht als ein harmloser Baumzweig. Das Tageslicht thut dem verweinten Auge weh, aber es trocknet die Thränen und zeigt alles Schöne und Gute, was noch geblieben, das Tageslicht lockt nicht zum Schlummer, nicht zum Traum, aber es ruft zu redlicher Arbeit.

Wie weit es mir gelungen, was ich gewollt auszuführen, das muß ich dem freundlichen Urtheil meiner Leser anheimstellen.

Tübingen, im Sommer 1861.

Ottilie Wildermuth.

Inhalt.

Eine gute Frau scheint ein äußerst einfacher Begriff, und unwillkürlich verbinden wir auch ein gewisses Bild damit. Etwa ein blauäugiges, sanftes Geschöpf von etwas untersetzter Gestalt, das allezeit von kleinen Kindern in verschiedenen Dimensionen umringt ist, und entweder eben eine Wasch hat oder gerade eine gehabt hat, das demüthig aufschaut zu seinem Herrn und Gebieter und auf seine Befehle lauscht, das zwischen Küche und Nähtisch seine Zeit theilt, bis es im Frieden entschläft mit gegründeten Ansprüchen auf die Grabschrift, die sich annoch auf dem Cannstatter Kirchhof finden soll:

O Wanderer, blick' hier herein,
Zur Frau Präzeptor Eisenbein,
Sie hat gelebt in Ehr und Zucht,
Ist g'storben an der Wassersucht.

Nun aber Scherz beiseite! Da sei Gott vor, daß wir die schönsten Tugenden der Frauen: Sanftmuth, Demuth und Fleiß verhöhnen wollten, die hienieden und droben zum Himmelsschlüssel für sie werden können, daß wir rütteln wollten an dem alten heiligen Gebot: „Und Er soll dein Herr sein!", das geklungen hat wie ein Fluch und das doch ein Keim zum Segen ist!

Eine rechte Frau verlangt es gar nicht besser als ihren Herrn zu finden, und wenn es lauter rechte Männer gäbe, so wäre es unnöthig, daß man verblümt und unverblümt, in Reden und Geschichten, so viel an die Frauen hinpredigt über ihre Pflichten, wie es heutzutage Mode ist.

So lange nicht die reinen Laute des Weiblichen und Männlichen unverstimmt ineinanderfließen, wird es immerhin schwer werden, ein allgemein gültiges Vorbild einer guten Frau, auch für die oft so komplizirten Verhältnisse des Alltagslebens, aufzustellen; jeder Stand, jedes Vermögensverhältniß, jede Individualität des Mannes gibt einen andern Maßstab für den Werth der Frau.

„Eine vortreffliche Frau," sagt man in unsern Ständen, „sie lebt ganz für ihre Kinder und für die Ordnung ihres Hauswesens." „Ein faules Weib," sagt die Bäurin, „sie bleibt alleweil daheim bei ihren Kindern und düftelt die Haushaltung zusammen, das ist keine Bäurin, kein Wunder, wenn alles zurückgeht." „Eine brave, fleißige Frau, sie näht und wascht alles selbst, und reicht so nett mit dem kleinen Einkommen," rühmt man von dieser; „ein alter Geizdrache, sie stupft und näht alles selbst zusammen, nur weil sie einem armen Tropfen von Nähterin den Kreuzer nicht gönnt, sie hat keine gute, freie Stunde für Mann und Kind übrig vor lauter Gewühle!" schilt man jene. „Eine liebe, sanfte Frau, die sich in allem nach dem Mann richtet und ihm nichts schwer macht," heißt es da. „Der Mann wäre so schlimm nicht, wenn die Frau verstünde, ihn mit Vernunft zu leiten, so aber läßt sie alles eben gehen und geschehen," sagt man dort.

Bei diesen widersprechenden Ansichten wird man aber darin übereinstimmen: „Eine gute Frau ist die, welche im

Aufsehen zu Gott und in herzlicher Liebe zu den Ihren ihr Tagewerk treulich und freudig vollbringt." Worin aber für jede Einzelne dieß Tagewerk besteht, das verstehen zu lernen, ist die Aufgabe jedes einzelnen Lebens.

Man hat, im Ernst oder Scherz, von einer Walhalla für Frauen gesprochen; wenn man zur Ausführung geschritten wäre, hätte man wohl erst das Verkehrte der Idee recht einsehen müssen. Nicht daß ich unbedingt unserem großen Landsmann beistimmte, der für die beste Frau nur die erklärt, von der man nicht spricht. O nein, ich glaube, daß man schon von recht guten Frauen gesprochen hat, und daß unter denen, von denen man nicht spricht, auch Solche sind, die darüber recht froh sein dürfen, weil man ebenso wenig Gutes als Schlimmes von ihnen sagen könnte. Aber das bleibt gewiß: Die echten Frauentugenden sind still, ich möchte sagen farblos, farblos wie Licht und Luft, sie eignen sich daher nicht zum Ausprägen in Erz und Marmor.

Der begabtesten Dichterin, der bezauberndsten Sängerin, der geistvollsten Schriftstellerin wußte die Mit- und Nachwelt kein höheres Lob zu ertheilen als das Schlußwort, nach Aufzählung ihrer Verdienste: „dabei war sie eine echt weibliche Natur, eine gute Gattin, eine treue Mutter."

Es gibt eine Walhalla für Frauen, das ist die Tradition der Familie, und Frauen selbst haben hier das Amt, das Gedächtniß der stillen Tugenden, der lebensvollen Eigenthümlichkeiten der Mütter und Ahnfrauen für die kommenden Geschlechter zu hüten. Auch hier, wo wir Frauen zunächst unter uns sind, halte ich es für keine Verletzung weiblicher Bescheidenheit, wenn ich ein paa

ganz anspruchslose Frauenbilder aufstelle, die ganz gewiß vergessen würden, wenn auch die Walhalla in Weinsberg noch zur Ausführung käme.

Da ich es aber eine Gallerie nenne, so sollen es keineswegs lauter Ideale sein, sondern auch mitunter ergötzliche, oder seltsame Bilder, wenn sie irgend etwas charakteristisches bieten.

I.

Die Frau Ahne.

„Wem ein tugendsam Weib bescheeret ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen und Nahrung wird ihm nicht mangeln . . . . . Sie denkt nach einem Acker und kauft ihn, und pflanzet einen Weinberg von den Früchten ihrer Hände."

Die Frau Ahne ist gewiß auch eine gute Frau gewesen, wenn man gleich munkelte, daß sie in aller Liebe und allem Respekt vortrefflich verstehe, hie und da ihren eigenen Willen für den des Herrn zu oktroiren. Ihr Mann und Haus sind sich aber dabei nicht schlecht gestanden, ihr Wille war kein eigensinniger, es war ein guter Wille, nicht auf ihr Behagen, sondern allein auf das Wohl der Ihrigen gerichtet.

Die Frau Ahne, unter diesem Namen lebt sie noch in ihrer Familie, ist in ihrer Jugend eine gar schöne, blühende Frau gewesen, die Tochter eines wohlhabenden, angesehenen Hauses; ihr Mann war Kaufmann in einer kleinen Stadt, und man hätte fast denken sollen, sie dünke sich zu gut dazu, Tag für Tag Schnupftabak auszuwiegen und schmieriges Oel zu vermessen. Sie selbst aber dachte nicht so; was ihr am Nöthigsten schien, das schien ihr auch das Ehrenvollste, und sie schaffte und waltete unter den Härings-

fässern und Käselaiben ihres Ladens mit demselben frischen Muth und heitern Anstand, mit dem sie an einer Tafel von Gesandten präsidirt hätte, wenn ihr Mann Minister gewesen wäre. Es wird aber auch selten eine Ministersfrau einen so ausgedehnten Wirkungskreis haben, so viel Gelegenheit Gutes zu stiften und Liebes zu erweisen, als die Frau Ahne hinter ihrem Ladentisch gehabt hat.

Das Herz ging den Leuten auf, wenn sie die freundliche, schöne Frau im Laden sahen, die für jedes Kind eine süße Gabe, für die Alten stets ein gutes Wort oder einen klugen Rath bereit hatte; kein Beichtvater hat wohl so viele und so vielerlei menschliche Anliegen auf dem Herzen tragen müssen, wie sie: Ehehändel und Liebeskummer, Elternseufzer und Kindesklagen, die Sorgen der Armuth und die Plagen des Reichthums wurden in ihr theilnehmendes Herz ausgeschüttet, für alle hatte sie Raum, auf alle einen tröstlichen und guten Bescheid.

Da kam am Morgen ein Weib um ein Päckchen Cichorie: „Kaffee langt's keinen mehr, Er läßt mir nicht den Kreuzer dazu, Er meint, das sei nichts als Schleckerei, und doch thut so ein Tröpflein meinem Magen oft viel besser als alleweil Suppe, aber Er gönnt mir nichts Gutes!" „Ei, sag' Sie das nicht, Frau Nachbarin, alle Männer haben so was Besonderes, so geht's meinem: so oft er den Mörser stoßen hört, so meint er, der Haushalt gehe zu Grund mit Kücheln und Backen; das ist nicht so schlimm gemeint, Sie hat einen fleißigen Hausmann, von dem darf Sie sich wohl etwas gefallen lassen."

„Das ist wahr, so kein Hudel ist er nicht, wie der Schreiner drüben, wo Er Schnaps trinkt und Sie Kaffee, bis nichts zu schlucken mehr da ist," sagte das Weib wieder etwas besänftigt.

Gegen Abend kam der verklagte Ehemann, um sein Päckchen Taback zu holen. „Nicht auch ein paar Loth Kaffee, Herr Nachbar, für die Frau, weils morgen Sonntag ist?“ fragte die Kaufmannsfrau. „Das ginge mir ab, den Weibsleuten noch selber den Kaffee zuzutragen, sie verputzen so alles; das ist nichts, als G'schleck.“ „Ei nein, Herr Nachbar, ein Schälchen guter Kaffee hält länger vor als eine Suppe, wenn man's hie und da zur Rarität trinkt; Sein Weib hat Ihm ja Sein Pfeifchen auch noch nie schwer gemacht.“ „Ja, die käm' mir recht, das ist ein andres!“ „Nicht so ganz, vom Kaffee wird man noch satt, vom Rauchen nicht.“ „Ei, aber das Geld muß ich verdienen, mein Rauchen geht Niemand nichts an.“ „Und die Frau hält zusammen, was Er verdient, da ist sie auch ihr Schälchen Kaffee werth. Er ist lang nicht so ung'schlacht als er thut, Herr Nachbar, er bringt seinem Weibe das Kaffeele mit, sie hat so saure Nächte mit den Kindern, dann bleibt sie bei gutem Muthe und gutem Willen, und sucht nicht heimlichen Schleck wie andere Weiber.“ „Ja, die Weiber helfen einander,“ lachte der Maurer, „wägens Sie's eben 'raus, Frau Nachbarin, Sie verstehn's!“

Die Frau Ahne lachte in herzlicher Freude, wie sie am Sonntag Morgen den Maurer und seine Frau so ganz besonders einträchtig in die Kirche ziehen sah. Die Maurerin aber rühmte bis an ihr Lebensende, wie sie das einmal gefreut, daß ihr Mann ihr aus freien Stücken Kaffee mitgebracht, sie hätte ihm von da an die Händ' unter d'Füße legen können.

Noch viel ernstlichere Spaltungen wußte sie zu lösen und zu vermitteln mit ihrer freundlichen Weise, ihrem offenen Herzen und ihrer freigebigen Hand, und mit dem kl

gen, ruhigen Blick in die Verhältnisse des Lebens. Der Geistliche der Stadt ahnte wohl nicht, welch' wirksame Gehülfin er an der anspruchslosen Frau hatte, die selten den Bereich ihres Hauses und ihrer Ladenstube verließ.

Doch war der Laden nicht der einzige Wirkungskreis der Frau Munter. Haus und Kinder, von welch letzteren allmälig ein hübsches Trüpplein aufwuchs, wurden tadellos besorgt; den Lehrlingen war sie eine treue und gute Mutter, und ihrem Mann vor allem nicht nur eine thätige Gehülfin, sondern auch eine allzeit freundliche und liebevolle Hausfrau, die die Missethaten der Mägde für sich behielt, und nie vergaß, wenn der Mann mit einer Behauptung recht gehabt hatte.

Herr Munter war ihr gleich an Herzensgüte, aber nicht an unermüdeter Thätigkeit und Rührigkeit, nicht an Kraft und Entschiedenheit, das Nöthige zu thun, auch mit Verläugnung des eigenen Behagens.

In dem ersten Jahr ihres Ehestandes hatten sie die Abende meist miteinander im Ladenstübchen zugebracht, die Frau hatte dem Mann, der mehr die Geschäfte des Comptoirs besorgte, von allem erzählt, was sie den Tag über erfahren; sie hatten an milden Abenden, nachdem der Laden geschlossen war, einen Spaziergang miteinander gemacht, hatten zusammen ihre Berechnung gestellt, wobei freilich viel ungezählte kleine Posten waren, welche die Frau in der Stille angelegt hatte bei einem sichern Zinszähler, wenn er auch nicht nach menschlichen Terminen rechnet, hatten dann mit Magd und Lehrling den Abendsegen gebetet und sich darnach im Frieden zur Ruhe gelegt.

Nun kamen aber die kleinen Kinder, die Abende wurden unruhig, die Frau konnte sich nicht mehr so ungestört

dem Manne widmen, er fand seine Häuslichkeit hie und da unbequem, und aus dem Einen Abend der Woche, an dem er sonst sein Schöpplein getrunken, wurden allmälig sieben, aus dem Schöpplein wurden zwei und drei, und die Mutter sorgte, die Kinder zu Bette zu bringen, ehe der Vater nach Hause kam, da ihnen wohl je und je die gar zu gute Laune, die er nach Hause brachte, auffallen mußte.

Die Frau sah diese wachsende Neigung zum Gläschen mit Bekümmerniß, sie kochte dem Mann die besten Leibgerichte zu Nacht, sie lehrte die Kinder kleine Künste und Geschichten, mit denen sie ihn unterhalten sollten, — vergeblich, der Fisch wurde kalt und die Kinder schläferig, der Papa kam nicht heim.

„Aber Alter, heut Abend bleibst Du einmal daheim, es ist unseres Dicken Geburtstag,“ bat sie eines Abends.

„Kann nicht, Weib, der Bärenwirth nimmt mir's entsetzlich übel, wenn ich wegbleibe, Du weißt wohl, daß er allen Käse von uns nimmt.“

„Kannst ja am Samstag zu ihm.“

„Da ist ja Lammtag, der Lammwirth würde mir's nicht vergessen, wenn ich da nicht käme, er ist unser bester Kunde.“

„Aber Sonntag gehst Du mit uns spazieren?“

„Möchte gern! aber was würde der Adlerwirth sagen! Das wäre dem Zoller draußen eben recht, mir den guten Kunden abzuspannen.“

„Ei, so laß Kunden Kunden sein,“ sagte die Frau, der auch einmal die Geduld brach; „Deinen Kindern ist ihr Vater nöthiger, als uns ein paar Wirthe, denen Du am Ende mehr Geld in's Haus trägst als sie Dir!“

„Das verstehst Du schlecht, Frau!“ sagte Herr Munter mit großer Würde. „Ihr Weiber seht eben was vor eu-

liegt; Bekanntschaft erhält den Geschäftsmann, der Wirth ist's nicht allein, da und dort stopft Einer eine Pfeife, oder nimmt eine Prise, „tausend, was ist das für ein Tabak!“ „Leichter Portorico à 12 kr. das Päckchen,“ oder Doppelmopps erster Qualität,“ antworte ich, so gibt ein Wort das andere. Ja, Du denkst oft nicht, Weib, wenn Du in einem Vergnügen am Ladentisch stehst und nur springen darfst, um Kunden zu bedienen, wie ich mir's den Abend vorher im Wirthshaus habe sauer werden lassen darum. Meinst Du nicht, es wäre mir kommoder, daheim auf's Kanape zu sitzen und meine Zeitung zu lesen, als noch Stiefel anzuziehen und in dem Unwetter hinauszugehen? Aber daran darf der Familienvater nicht denken! Sagt ja schon der Schiller: Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben. Ja,“ schloß er väterlich wohlwollend, indem er den Rock anzog, „leg Du nur Deine Kinder in's Bett, überzähl die Kasse, laß noch frisch Wasser an die Stockfische tragen und laß Dir's wohl sein daheim, ich, ich sorge für Eure Zukunft.“ Und im Gefühl seiner aufopfernden Vatersorge schritt er dem Bären zu, während ihm die Frau mit schwerem Herzen nachblickte.

Alle Sonntag Morgen ging Herr Munter mit seiner Frau und dem Lehrling zur Kirche, nach dem Gottesdienst aber hatte er mit einigen Bekannten zu besprechen, zu welchem Wirthe der Umgegend ihn heute seine Vaterpflicht treiben werde. Die Frau besorgte den Laden und las in den ruhigen Pausen mit den Kindern in der Bibel oder sah ihren Spielen im Hofe zu. Seit sie so oft auch den Herrn im Laden zu ersetzen hatte, gestattete sie sich zum Spaziergang nur das Stündchen unter der Kinderlehre, wo der Laden geschlossen war.

So wandelte sie auch eines Sonntags in tiefem Sinnen, und bat Gott, ihr einen Weg zu zeigen, wie sie ihren sonst so braven Mann von dem gefährlichen Pfad zurückrufen könne, der abwärts führen mußte vom häuslichen Glück und Gedeihen.

Da fiel ihr zumal ein, daß im ersten Jahr ihres Ehestandes ihr Mann keinen größern Wunsch gehabt habe als den, einen eigenen Garten zu besitzen; er hatte sich schon als Bube im Hinterhof Gärtchen angelegt und studirte alle alten Gartenbücher, die er unter der Makulatur fand. Sie war damals dagegen gewesen, weil sie zuvor in ihrem Geschäftskreise zu Hause sich einüben wollte, eh' sie einen neuen Zuwachs übernahm, später hatte sie an den kleinen Kindern genug zu hegen und pflegen, und dachte nicht an Pflanzen und Bauen; jetzt aber kam ihr plötzlich der Gedanke: „Du willst einen Garten kaufen, daran wird der Mann Freude haben. Aber wo?“ überlegte sie weiter, während sie ihren Kindern nachging, ohne recht zu wissen wohin. „Vor dem obern Thor ist ein netter Garten feil, gerade recht — aber da muß man am Adler vorbei, da kommt er mir nicht vorüber. Vor dem untern Thor sind die schönen Obstgärten — aber da streckt der Bär seine Tatzen heraus; an der Gemeindewiese? — da liegt das Lamm rechts und links der Löwe, überall so ein Unthier!“

Mittlerweile waren sie an den Friedhof gekommen, ein Lieblingsspaziergang der Kinder, weil sie gern die Kreuze und Grabsteine betrachteten, die Eltern Herrn Munters lagen hier begraben, und die Frau hielt ihre Gräber schön in Ehren. Ueber die niedere Mauer des Friedhofs fiel ihr Blick auf einen etwas verwahrlosten Garten, dessen schöner lockerer Boden einer bessern Pflege würdig schien. Es fiel

ihr ein, daß der Garten aus einem Pflegschaftsvermögen zum Verkauf ausgesetzt sei; „den kaufst du!“ überkam sie's wie eine höhere Eingebung, und zum Erstaunen der Kinder kehrte sie schnurstracks um, ließ ihnen Freiheit zum Spielen und eilte geradezu zu dem Sachwalter, der den Verkauf zu besorgen hatte. Der Kaufpreis war mäßig, wegen der unplaisirlichen Lage, sagte der Verkäufer; ei, die war der Frau Ahne plaisirlich genug, es war die schönste Aussicht ringsum, und die Nachbarschaft der stillen Todten störte sie nicht. Sie ging nach Hause; ohne dießmal viel nach dem Laden zu sehen, wo sich der Lehrling mit den kaufenden Landleuten in Witzen versuchte, nahm sie aus dem tiefsten Hintergrund ihres Kleiderkastens ein altes schwarzes Kistchen und zählte dessen reichen Inhalt auf den Tisch im verschlossenen Oberstübchen. –

Es war eine ganz nette Summe in Silbergeld, daneben noch schöne rare Münzen in Gold, ihre reichen Pathengeschenke, die Frau Munter mit einem Wohlgefallen überzählte, wie sie seither noch nie baares Geld angeblickt. „Es reicht prächtig,“ lächelte sie, „bleibt noch ein Sümmchen als Anfang zu einem Gartenhaus. Gott gebe seinen Segen dazu!“

Wie eine so gutherzige und mildthätige Frau eine solche Summe hatte ersparen können, dürfte billig verwundern, aber das Geld war ihr beim Abschied von der Heimath von ihrer Mutter für besondere Nothfälle übergeben worden, und sie hatte ihr heilig versprechen müssen, es nur für solche zu verwenden; seit aber die Neigung ihres Mannes zum Wirthshausgehen ihr bedenklich geworden, hatte sie ihren Schatz durch kleine Ersparnisse vermehrt, die sie für die spätere Erziehung ihrer Kinder bewahren wollte. „Der

Nothfall ist da," sagte sie sich, „ich kann meinen Kindern nichts Besseres thun, als ihnen den Vater wieder gewinnen." Sie zählte das Geld, und trug es, nachdem sie den Rest verwahrt, ungesäumt zu dem Sachwalter, der ihr den Schlüssel des Gartens übergab und vorläufig Verschwiegenheit versprach.

Gute Gelegenheit, den Mann in's neue Besitzthum zu führen, fand sich bald. Am Dienstag war der Todestag seiner Mutter, da pflegten sie immer zusammen den Friedhof zu besuchen, und da wegen vieler Feldgeschäfte der Laden wenig besucht war, so konnten sie ihn früher als sonst dem Lehrling übergeben.

Die Kinder, die nichts ahnten, hüpften fröhlich voraus. Munter war so wenig mehr gewöhnt mit seiner Frau auszugehen, daß er sich fast scheute, und in der Stille ausrechnete, ob es nachher noch in den Löwen reiche.

Man kam an das Grab der Großmutter, die Kinder legten ihre Kränze und Sträußchen darauf, Munter erzählte seiner aufmerksam zuhörenden Frau hundertmal erzählte Geschichtchen wieder von der Mama selig, die immer sein Herz weich stimmten; im Rückweg sah er in den Garten hinüber, wie seine Frau am Sonntag gethan. Der Rasenboden war herrlich grün, die Bäume standen in schönster Blüthe. „Ein prächtiger Platz das," sagte Munter, „schade, daß der nicht in der rechten Hand ist." „Da muß es einmal Stachelbeeren und Johannisträublein geben!" riefen die Kinder lüstern, „darf man nicht hinein?" „Der Vater schließt Euch auf," sagte die Mutter lächelnd und legte den Schlüssel in des Mannes Hand. „Wie, was?" fragte der, der an der Frau Miene, mehr noch als an dem Schlüssel, merkte, daß etwas Besonderes im Werk sei.

„Der Schlüssel ist Dein und der Garten dazu," sagte diese mit einem herzlichen Kuß. „Mein?" fragte der erstaunte Mann, „unser?" schrieen jubelnd die Kinder, stürmten hinein, kugelten auf dem Grasboden herum und zeigten auf alle Weise, daß sie das Besitzergreifen verstünden, so gut als eine englische Kommission. Inzwischen wandelte das Ehepaar in großem Behagen in den Gängen herum, die Frau erzählte dem Mann, wie sie den Garten gekauft; warum? das verschwieg sie ihm klüglich. Er war unerschöpflich in Verbesserungsplanen: „das erste aber muß ein schönes Gartenhaus sein, daß wir auch im Trocknen außen sitzen können." „Einverstanden," sprach die Frau, „habe noch ein Restchen meines Sparpfennigs dazu zurückgelegt."

Der Bärenwirth blieb diesen Abend rein vergessen, und am folgenden Abend konnte Herr Munter kaum erwarten, bis die Feierstunde kam, wo er mit dem Nachbar Werkmeister in den neuen Garten ging, um den rechten Platz zum Häuschen auszusuchen. Nun machte er Akkorde, entwarf Plane, keine freie Minute verging, die nicht für den Garten benützt wurde.

Die Kinder, überglücklich in dem neuen Besitzthum, betheiligten sich bei den Unternehmungen auf die verschiedenste Weise: mit Ausjäten, Sandführen, Wassertragen, mit allerlei nützlichen und unnützlichen Diensten; wenn sie nun auch oft dabei im Wege waren, der Vater lebte doch wieder mit ihnen und lernte sich ihrer recht von Herzen freuen.

Die gute Frau, die hatte sich freilich mit dem neuen Erwerb eine bedeutende Vermehrung ihrer häuslichen Sorgen und Mühen zugezogen, sie hatte daheim fast mehr als zuvor den Herrn zu ersetzen, daneben den Garten zu bestellen, die Arbeiter darin zu versorgen — aber sie that das alles

lles mit freudigem Herzen und gutem Muth, sah sie doch
hren Mann neu aufleben im kräftigenden Verkehr mit der
chönen Natur, glücklich in dem Seinen und mit den Sei-
en; die wilden Thiere: Adler, Löwe und Bär streckten um-
nst ihre Tatzen und Klauen aus; als man vollends im
erbst aus den Gartenerzeugnissen einen Apfelwein produ-
rte, der nach Herrn Munters Ansicht an Köstlichkeit und
Gesundheit alle bisher dagewesenen Getränke übertraf, so
war auch für den Winter keine Gefahr mehr, da er nun
es Wirthshausverkehrs so entwöhnt war, daß er nicht mehr
echt den Ansatz dazu fassen konnte.

Im nächsten Sommer war das Gartenhaus fertig; es
war und blieb von da an der Mittelpunkt aller häuslichen
Freuden, der Schauplatz aller Familienfeste, der liebste
Tummelplatz der Kinder und später die Stätte ihrer lieb-
lichsten Erinnerungen.

Die Nähe des Todengartens, die manchen Leuten so
fatal erschien, störte das zufriedene Ehepaar nicht. Wenn
sie eben heiter im Garten beisammensaßen und sie hörten
das Glöcklein läuten und sahen einen Pilger zu seiner Ruhe
tragen, so winkte wohl die Mutter den Kindern, ruhig zu
sein, die Alten falteten die Hände und sprachen ein stilles
Gebet, dann kam die Rede auf die seligen Eltern, auf so
manche andere Vorangegangene und so allmählich wieder auf's
Leben zurück.

Und wie reich fühlte sich die gute Frau in dem Be-
sitz, der ihr die Mittel gab, so viele Andere zu erfreuen
mit den schönen Blumen, den guten Gemüsen und den
köstlichen Früchten des Gartens; so lang sie hatte, hatte alle
Welt, und ihr Gatte, der ebenso viel guten Willen, nur
nicht so viel Talent zum Verschenken hatte, freute sich mit ihr.

Er hat nie erfahren, was der Hauptgrund war, der seine Frau zu dem eigenmächtigen Kauf bewog, aber, obgleich er sonst eifersüchtig auf seine Ehemannswürde war, wiederholte er doch oft und viel: „Weib, das ist Dein gescheidester Gedanke gewesen.“

So lebte und wirkte das Ehepaar lange Jahre in guter Ruhe und in Frieden, und wie die Bäume des Gartens wuchsen, so wuchsen und blühten die Kinder um sie. Auf dem grünen Rasen, wo sich die Kinder getummelt, da tummelten sich jetzt die Enkel, und die Kinder saßen bei Vater und Mutter im Gartenhaus bei dem Apfelwein, der sich jedes Jahr noch veredelte, und erzählten von den Freuden und Sorgen ihres eigenen Hausstandes.

Herr Munter war der Erste, der das Ruheplätzchen im Gartenhaus mit einem noch stillern auf dem benachbarten Kirchhof vertauschte. Seine treue Frau hielt gute Nachbarschaft mit ihm, und es waren ihre liebsten Stunden, die sie im Garten seinem Andenken widmen konnte. Daneben aber gehörte sie den Lebenden mit ihrem unverwelklich frischen Sinn, ihrem unerschöpflich guten Herzen und all der reichen Erfahrung ihres langen Lebens.

Sie war eine hochbetagte Frau, als sie, nach einem Leben fast ungestörter Gesundheit, von schwerer Krankheit befallen wurde. Auf ihren Wunsch wurden alle Kinder und Enkel herbeigerufen, und umstanden in stillem und lautem Leid das Bett der ehrwürdigen Frau, die heiter und gefaßt ihr Ende erwartete. Am allertrostlosesten geberdete sich der jüngste Enkel, ein Knabe von zwölf Jahren. Er hieß Fritz, wie alle unartigen Jungen, und er machte diesem

ominösen Namen alle Ehre, denn er war der Urheber alles Unfugs, der in der Familie verübt wurde, und galt für einen durchtriebenen Schelm, dem man alles Schlimme zutraute; um so erstaunter und gerührter waren Alle über die tiefe Bewegung, die er beim Tode der Großmutter zeigte; seine Mutter flüsterte ihrer Schwester zu: „Das ist wahr, gute Herzen sind in unserer Familie, auch wo man's lange nicht merkt." Die Großmutter selbst sagte mit bewegter Stimme: „Ja, liebes Kind, nun hast Du bald keine Großmutter mehr." „'S ist nicht gerad' deßwegen," schluchzte der Fritz, „aber weißt Sie, meine Geschwister haben alle an der Konfirmation einen goldigen Kreuzer bekommen und ein silberbeschlagenes Gesangbuch, und ich soll jetzt nichts kriegen." Empört wollte die Mutter den ruchlosen Sohn entfernen, der an der Großmutter Todenbett an schnödes Gold und Silber dachte; die Ahne aber lachte so herzlich als es ihre Todesschwäche zuließ, und sagte: „Nun, Fritz, sei getrost, Du sollst nicht zu kurz kommen; Mine," sagte sie der ältesten Tochter, „da nimm den Schlüssel, in meiner Kommode liegt noch ein neues, schönes Gesangbuch, das ich schon für den Fritz aufgehoben habe, und ein Lammdukaten." Aeußerst befriedigt empfieng der Fritz das Päsent und beschaute es von allen Seiten, unbekümmert, daß er mit dem allgemeinen Unwillen der Familie belastet war. „Aber," hub er nach einer Weile bedenklich an, indem er nach der Großmutter hinsah, „Ahne, wenn Sie wieder davon kommt und lebt noch, wenn ich konfirmirt werd', krieg' ich dann noch einmal eins?" „Bleib's dabei," sagte lächelnd die Ahne, während die Familie sprachlos war vor Indignation, „wenn mich Gott erhält, so kriegst Du's doppelt, aber Kaufmann mußt Du werden."

Und die Frau Ahne erholte sich wieder und der kecke Fritz erhielt an seinem Konfirmationstag ein silberbeschlagenes Kommunionbuch und einen Ritterdukaten dazu.

Sie waren den Ihrigen köstlich, die wenigen Jahre Frist, die der ehrwürdigen Mutter noch gegönnt waren. Die einst so schlanke Gestalt war gebeugt, das Angesicht, dessen Schönheit noch einmal in einer Tochter aufgeblüht war, war runzlich geworden, aber das freundliche Mütterchen in der schlichten Haube mit dem gold'nen Kreuzchen am schwarzen Sammtband um den Hals war immer noch eine wohlthuende Erscheinung. Als eine Seltenheit bewunderte man die schönen Zähne, die ihr unversehrt geblieben, und die die mehr als achtzigjährige Frau noch alle unter den Boden brachte.

Denn nicht lange nach der Konfirmation des Fritz entschlief sie, gesättigt mit langem Leben. Die Leute meinten, das Erbe hätte größer sein können, wenn Munters eben nicht so gar gut gewesen wären, aber die Aussaat, die ihre milde Hand im Stillen gesät, ließ nicht auf die Ernte warten; Keines der Ihren hat je Mangel zu leiden, und auch der äußere Besitz ist ihnen oft ungesucht wie im Schlafe zugefallen.

Der Garten am Kirchhof ist noch im Besitz der Ihren, ein grünendes und blühendes Denkmal ihrer hausmütterlichen Fürsorge, und mit ihm grünt und blüht in den Herzen der Ihren und so Vieler, denen sie Liebes und Gutes gethan, das Gedächtniß an ihre Güte, an ihren frischen Muth und den treuen wachen Sinn, mit dem sie das rechte Wohl des Hauses gefördert, höher als seinen irdischen Gewinn.

II.

Eine Fremde.

Wir hörten niemals heim verlangen
Den stolzen Mund der schönen Frau,
Nur auf den südlich blassen Wangen
Und über der gewölbten Brau
Lag noch der ferne Mondenschimmer,
Den sie vertauscht um unsern Strand,
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimathland.

Th. Storm.

Eine Spanierin war sie nun nicht, die Fremde, die vor langen Jahren einmal, ein Meteor, in den nüchternen Kreisen einer kleinen Stadt aufgetaucht ist, sie war eine gute Deutsche, wenn auch ihre Mundart etwas anders klang als das gemüthlich breite Schwabendeutsch, und „ihr beglänztes Heimathland" lag nicht zu fern am blauen Rhein, aber sie kam als eine Fremde und als eine Fremde ist sie geschieden.

„Wie sind wohl diese Zwei zusammengekommen?" ist eine Frage, die Vielen gar manchmal beim Anblick eines Ehepaars aufsteigt und die bisweilen schwer zu beantworten ist; ich glaube, die Betheiligten selbst wüßten es oft kaum. „Wie sind nun aber diese Zwei zusammengekommen?" fragte man in der guten Stadt Hügelfingen, als Her-

Kammerrath Lindenmüller, als neu ernannter Beamter, mit seiner Frau die ersten Besuche machte, und es war kaum möglich, diese Frage nicht zu thun.

Der Herr Kammerrath war ein wohlerhaltener und wohlgenährter Herr vorn in den fünfzigen. Wenn seine halbgekräuselten blonden Haare eine Perrücke waren, so war sie vortrefflich gemacht, denn sie sahen äußerst natürlich aus. Er schien höchst zufrieden mit sich und der Welt und spielte immer wohlgefällig mit dem Büschel Cachets, die aus seiner Westentasche hingen.

Und neben ihm seine Frau: — eine feine, noch jugendliche Gestalt mit leichten, eleganten Bewegungen, eine matte Blässe, nicht der Krankheit, auf den schönen Zügen, die feinen, rothen Lippen geschlossen, als hätten sie etwas fest zu versiegeln, und über das alles ein paar wunderbare, dunkle Veilchenaugen, in denen auch der nüchternste Blick ein seltsames Räthsel, eine unausgesprochene Klage lesen mußte; die Zwei waren in der That ein sonderbares Bild zusammen: er, wie der gemalte Vollmond auf einem Kinderbilderbogen, sie, die stille Luna, die hoch oben am dunkeln Himmel zieht.

Die Frau Oberamtmännin, bei der sie den ersten Besuch machten, obwohl selbst eine Dame von Welt, die in ihrer Jugend in der Residenz gewesen war, fühlte sich doch etwas befangen der Fremden gegenüber, sie suchte ihr feinstes Deutsch hervor, sprach von der romantischen Lage der Stadt, die zwar leider an keinem Fluß liege, in deren Nähe sich aber in nassen Jahrgängen ein Wasserfall öffentlich hören und sehen lasse, und beklagte, daß noch keine Leihbibliothek hier errichtet sei. Das letztere bedauerte Frau Lindenmüller nicht, sie finde sehr wenig Zeit zum Lesen, da

sie eine unruhige Haushaltung habe und hier einen großen Garten antreffe. Unversehens entspann sich ein sehr praktisches Gespräch über Lage und Boden der Hügelfinger Gärten, in dem die Fremde ganz gründliche Kenntnisse und vieles Interesse zeigte. Sie sprach auch so natürlich, so angelegentlich über diese Dinge, daß sich die Frau Oberamtmännin ganz behaglich dabei gefühlt hätte; nur wenn sie im Gespräch zufällig den Augen der Fremden begegnete, wurde sie immer wieder verwirrt. Diese Augen schienen eben so gar nichts von der Haus- und Gartenwirthschaft zu wissen, sie schienen etwas zu suchen, das fern, fern von hier lag.

Ein paar halberwachsene Töchterchen des Hauses zeigten sich unter der Thüre: „Ah, Ihre Kinder sind eben im Alter unserer Töchter. Sie erlauben wohl, daß ich sie in den nächsten Tagen bei Ihnen einführe?“ sagte Frau Lindenmüller. „Haben Sie schon so erwachsene Kinder?“ fragte die Oberamtmännin höchlich erstaunt. „Sie erlauben, es sind die Kinder aus meiner ersten Ehe, denen ich eine so charmante Stiefmutter gegeben habe,“ fiel der Kammerrath ein. „Ah so, Sie waren schon einmal verheirathet?“ „Ja wohl, ich hatte das Vergnügen,“ sagte scherzhaft der Kammerrath, „es ist eine so angenehme Sache um eine Frau, daß man sie nicht lang entbehren kann, wenn man daran gewöhnt ist, und sollte ich nochmals das Unglück haben, Wittwer zu werden, so weiß ich in der That nicht ......“ „Das beste Kompliment für ihre Frau,“ sagte verlegen die Oberamtmännin, indem sie schüchtern nach der Fremden hinsah, wie sie diese Taktlosigkeit aufnehme; — keine leichte Röthe der Wangen, kein leises Zucken des feinen Mundes verrieth, daß sie sich verletzt fühle. In ruhigster Wei-

wußte sie das Gespräch allgemein zu machen, bis man sich mit gegenseitiger Befriedigung trennte.

In allen Häusern der Stadt hatte das ungleiche Ehepaar mehr oder weniger dieselbe Verwunderung hervorgerufen, überall sagte man sich: „diese Frau war nicht für diesen Mann geschaffen;“ aber überall hatte man sie angenehm, natürlich, als eine Frau von häuslichen Kenntnissen und Interessen gefunden. Aber sie trauten alle dieser Häuslichkeit nicht recht: „sie nimmt nun eben den Ton an, der ihr für hier passend scheint, ernst ist's ihr nicht damit; sie ist eben eine Fremde.“

Und als eine Fremde erschien sie auf's Neue den Honorationen von Hügelfingen, als sie die Besuche zurückgaben und die Fremde in den Räumen ihres eigenen Hauses sahen, obgleich die ganze Einrichtung so anständig, so sauber und nüchtern war, wie in allen andern Beamtenhäusern. Da war eine Wohnstube mit einem alten Kanapee, wahrscheinlich noch von der ersten Frau, ein Besuchzimmer mit braunen Tuchmöbeln und einer Standuhr in Form eines Altars, alles reinlich und in schöner Ordnung gehalten, aber nirgends besondere Eleganz, nicht einmal Spuren, welche die Dame von höherer Bildung bezeichneten: keine Handbibliothek, nicht eimal ein Buch, keine Guitarre, ein mittelmäßiges Klavier, auf dem Röschen und Mine, die etwas plumpen, rothbackigen Töchter erster Ehe, Musikstunde hatten, ja selbst keine Blumen, außer denen im Zimmer der Jungfer Hanne.

Jungfer Hanne war die sehr kränkliche Schwester der ersten Frau und gehörte nebst Herrn Sirmeler und Herrn Fritz, den Amtsgehilfen, mit zum Haushalt des Kammeraths. Die Frau leitete Alles, besorgte Alles, und legte

überall selbst Hand mit an. Sie war bereit, jedem Rede zu stehen und blieb gegen alle freundlich und verbindlich, aber immer waren es wieder diese tiefen, träumerischen Augen, die all ihr Thun und Reden Lügen zu strafen schienen.

Allmählich fügte sich die neue Familie in die Reihe der übrigen ein, und das erste, lebhafte Interesse stumpfte sich ab. Die Frau Kammerräthin wurde der Reihe nach eingeladen und hielt ihre Gegenvisiten; Kaffee und Kuchen dabei wurden tadellos befunden, die Rezepte zu den letztern wanderten bald durch die Stadt; sie war und blieb eine anspruchslose, recht unterhaltende Frau. Man gewöhnte sich daran, daß eben sie und ihr Mann wirklich zusammengehörten, die schlanke Lilie und die gefüllte Ringelblume. Doch blieb sie immer noch wichtig, und jede Kunde aus Kammerraths Haus, die durch Mägde, Kinder oder Schreiber in die Stadt kam, wurde mit Interesse aufgenommen.

Alle Berichte stimmten überein, es konnte keine fleißigere, umsichtigere und sparsamere Hausfrau geben als Frau Mathilde Lindenmüller. Wenn andere Frauen eben aufgestanden waren, so kam sie schon von der Gartenarbeit nach Hause, um das Frühstück zu bereiten, das ihr Mann von keiner andern Hand, als von der ihrigen genießen wollte. Sie sah und bemerkte alles im Hause und war von den Dienstboten ebenso sehr gefürchtet als respektirt. Daneben war für alle Bedürfnisse der Hausgenossen so reichlich und anständig Sorge getragen, daß Jedes zufrieden sein mußte. Herr Sirmeler und Herr Fritz konnten nicht genug rühmen, wie artig und freundlich sie jederzeit sei, wie aufmerksam auf ihre Bedürfnisse, wie theilnehmend für ihre Angelegenheiten. Jungfer Hanne litt an Altersgebrechen, die im

Verein mit ihrer üblen Laune ihre Pflege höchst peinlich und mühsam machten, so daß allen Dienstboten und bezahlten Wärterinnen die Geduld bei ihr ausgieng. Ihrer Schwägerin gieng sie nicht aus; jeder Morgen sah diese schlanke, adelige Gestalt, über die mißgebildete Kranke hingebeugt, in Dienstleistungen, wie sie nur eine barmherzige Schwester übernimmt; Leinwand, die keine Magd mehr der Kranken reinigen wollte, wuschen die schönen, feingeformten Hände der Frau Mathilde, die man sich eigentlich nur am Klavier oder am Zeichenbrett denken konnte. Freilich wagte Jungfer Hanne nicht, bei dieser Pflegerin ihre schlimme Laune auszulassen, wollte auch solche Dienste von ihrer Hand nicht annehmen, aber die bei aller Freundlichkeit sehr ruhige und bestimmte Weise der Schwägerin ließ keine Ablehnung zu.

Der Kammerrath war gewiß der befriedigtste Ehemann von der Welt, und das mit vollem Recht. Sein Haus, seine Kinder, all seine Angelegenheiten waren in bester Ordnung und unter sorgfältiger Leitung, für seine persönlichen Bedürfnisse wurde mit größter Aufmerksamkeit Sorge getragen; nie, auch in den leisesten Zügen nicht, ließ ihn seine Frau ihre Ueberlegenheit fühlen, und so blieb er über diesen Umstand in glücklicher Unwissenheit und lebte der vergnüglichen Ueberzeugung, daß seine Frau tagtäglich ihr Geschick preise und reichlich Grund dazu habe.

Nach der löblichen Schwabensitte pflegten sämmtliche Herren von Hügelfingen sich allabendlich im Wirthshaus zu versammeln. Der Herr Kammerrath fand sich regelmäßig ein, sicher, ob er nun früh oder spät nach Hause kam, einen freundlichen Empfang und ein warmgehaltenes Abendessen zu treffen. Bei diesen Gesellschaften, die aus Ehemännern und Junggesellen bestanden, wandte sich gar häufig

die Unterhaltung auf die Frauen und den Ehestand im Allgemeinen, und es war seither guter oder schlechter Ton gewesen, daß man allerlei satyrische Ausfälle machte, halb komische, halb ernst gemeinte Klagen zu hören gab, und so allmählich so ziemlich die Schattenseite jedes Haushaltes enthüllte.

Herr Lindenmüller brachte darin einen wohlthätigen Umschwung hervor. Sein Thema waren so unwandelbar die Vorzüge und Leistungen seiner Frau, daß die andern Ehemänner doch auch nicht zurückbleiben wollten und anfiengen, sich auf die Tugenden ihrer Frauen zu besinnen, so daß nun allerlei bis jetzt verborgene gute Eigenschaften der Hügelfinger Damen zu Tage kamen. Wer zufällig einer solchen Unterhaltung gelauscht hätte, der hätte glauben können, hier sei das goldene Zeitalter wiedergekehrt oder doch wenigstens das ritterliche, wo jeder sich überbot im Preis seiner Dame. „Das muß ich sagen," hub der Eine an, „eine Köchin ist meine Frau; mir schmeckt eben in Gottes Namen das Essen nicht, wenn sie nicht selbst gekocht hat." „Meine kocht auch nicht schlecht," sagte ein Zweiter, „aber ich wundere mich noch mehr über ihr Geschick im Nähen. Kein Mensch würde glauben, daß sie ihre Kleider alle selbst macht."

„Ihre Kleider läßt meine Frau auswärts machen," gestand etwas schüchtern Herr Funk, ein Kaufmann, „aber sie versieht mir fast den ganzen Laden und braucht selten eine Weißnähterin." „Meine kann besonders gut mit den Kindern umgehen," rühmte Herr Fink, „meine zwei Buben haben das Lesen daheim gelernt." „M e i n e Frau leitet allein die Küche, macht a l l e Kleider selbst für sich und die Kinder, daneben noch meine Schlafröcke, und wann sie den Garten besorgt, das weiß ich gar nicht, ich selbst darf ni[cht]

darnach sehen," schloß der Kammerrath mit dem Lächeln völliger Ueberlegenheit.

Zu Hause verfehlten dann freilich die Männer nicht, ihre Frauen nicht von den eigenen, sondern von den Vorzügen der Frau Lindenmüller zu unterhalten, was just nicht der Weg ist, eine Dame bei einer andern beliebt zu machen. War nun auch Frau Mathilde nicht eigentlich beliebt, so mußte sie doch bewundert und anerkannt werden, denn wie sie umsichtig und gewissenhaft im eigenen Hause war, so war sie gefällig und aufmerksam gegen Andere. Ohne sich je eigenmächtig in fremde Angelegenheiten zu mischen, war sie doch in den allerverschiedensten Fällen zur Hilfe bereit. War es eine Erquickung für Kranke oder ein Gastmahl für Gesunde, eine nie gesehene Handarbeit, ein schwieriger Kleiderschnitt oder eine Ballcoiffüre für junge Mädchen, überall war ihre Hand die geschickteste, ihr Blick am geübtesten und ihr Rath zuverlässig.

Sie war zu jedem Beistand und Rath erbötig, sie selbst verlangte keinen, sie schien überall ihres Weges sicher zu sein. Ebenso suchte sie nie Umgang und machte selten Besuche; wer zu ihr kam, wurde mit unveränderter Freundlichkeit empfangen.

Unentschlossenheit ist eine zu allgemeine Krankheit in der Welt, als daß nicht eine sichere, entschlossene Persönlichkeit überall ein Mittelpunkt würde, der Andere anzieht. So wurde auch das Haus der Frau Kammerräthin von Jung und Alt aufgesucht und war selten leer von Gästen. Aber zuvorkommend wie sie war, bereit, jedem Vertrauen zu entsprechen, jede Mittheilung anzunehmen, — sie selbst hatte keine zu machen. Niemand konnte sich der kleinsten Vertraulichkeit, eines Blicks in ihre Vergangenheit und in ihr

inneres Leben rühmen, und Niemand hätte je eine Frage an sie gewagt. Kein leiser Seufzer, keine noch so flüchtige Andeutung ließ ahnen, ob denn in diesen märchenhaften Augen einmal eine Welt von Glück und Poesie versunken sei, oder ob sie sich wirklich glücklich fühle in diesem Leben nüchterner, strenger Pflichterfüllung.

Ein Geheimniß schien nicht auf ihrer Vergangenheit zu ruhen. Ihr längstverstorbener Vater war Hofkaplan bei dem Fürsten ihres kleinen Vaterlandes gewesen, und ihr Gemahl erzählte gern und wohlgefällig, daß sie dort mit der Prinzessin erzogen worden sei. „Wer sollte das glauben," sagte er höchst vergnügt, „wenn man sieht, was für eine perfekte Hausfrau sie ist, und wie sie sich jetzt in unsern bürgerlichen Kreisen so ganz und gar befriedigt fühlt? Aber ich glaube, sie inklinirte immer mehr zu praktischer Thätigkeit, und sie hat's freilich auch prächtig bei mir, eigentlich so gut wie eine Prinzessin; unser gut Essen und Trinken haben wir gottlob, Staat anschaffen kann sie sich so viel sie will, ich mache ihr in keinem Stück das Geld schwer, auch daß sie so viel arbeitet, ist nur ihr eigenes Plaisir; ich würde ihr Mägde halten, so viel sie verlangte."

Eine Fremde war und blieb Mathilde auch den Kindern ihres Mannes gegenüber, gegen die sie alle Pflichten aufs Treueste und Gewissenhafteste erfüllte. Es waren ganz gute Kinder, Röschen und Mine, der Mutter gehorsam, vor der sie gewaltigen Respekt hatten, von der sie nie ein rauhes Wort hörten, und die nicht nur für ihre Ausbildung, sondern auch für ihr Vergnügen Sorge trug, aber fremd waren sie ihr doch, unähnlich in jedem Zug, in jeder Bewegung, und so gut es ihnen daheim gieng, so schien ihnen doch über und über wohl zu sein in Gesellschaft ihrer Altersgenossen

in Bürgerhäusern von minder feinem Ton; noch als große Mädchen bissen sie auf der Straße von großen Stücken Brod ab, hätten lieber blaue als weiße Strümpfe getragen und gingen für ihr Leben gern zu der Milchfrau in die Spinnstube.

Am unbegreiflichsten war den Frauen von Hügelfingen, daß eine so fein und vornehm erzogene Dame nicht einmal in ein sogenanntes gebildetes Gespräch eingieng. Wenn man, ausdrücklich ihr zu lieb, Gespräche über Kunst und Literatur aufbrachte, so saß sie meist still und gab mit gewöhnlicher Freundlichkeit nur die nöthigen Antworten. Bücher, die ihr zum Lesen angeboten wurden, lehnte sie dankend ab, da es ihr ganz an Zeit dazu fehle. Musik suchte sie nie auf, sie selbst rührte keine Saite an, obgleich ihr Mann versicherte, sie habe sonst prächtig gespielt und gesungen wie eine Nachtigall; — es greife ihre Brust an, versicherte sie.

Sie führte keine Korrespondenz; ihre Eltern waren längst gestorben, Geschwister hatte sie nie gehabt. All ihre Zeit und Kraft, ihr ganzes Denken und Sorgen gehörte dem Haushalt, dem Wohl der Kinder und der Bequemlichkeit ihres Mannes. Hier freilich geschah alles mit einer Ordnung und Pünktlichkeit, mit einer Einsicht in's Große und einer Achtsamkeit auf's Kleinste, wie es nur bei der Hingabe einer ganzen Existenz möglich war.

Der Wunsch ihres Mannes allein konnte ihre rastlose Thätigkeit unterbrechen. Vom Augenblick seines Eintritts in's Zimmer an war sie nur für ihn da, bereit, sich ihm zu widmen. Kein häusliches Geschäft war so wichtig, daß sie es nicht im Augenblick zurückgestellt hätte, wenn es galt, ihn auf einem Spaziergang zu begleiten, oder ihm jeden wichtigen oder unwichtigen Dienst zu leisten, den er wünschte.

Er hatte nie das Unglück anderer Männer, die mit ihren Bedürfnissen und Aufträgen immer zur allerungeschicktesten Zeit kommen, nie erfuhr er, daß es eben jetzt, im Augenblick, wo er sie fortschicken wollte, die pure Unmöglichkeit sei, die Magd zu entbehren; nein, er war in Wahrheit Herr und Gebieter des Hauses, allein beschränkt durch seinen unwillkürlichen Respekt vor seiner Frau, und es kam ihm nie der Gedanke, daß er hier nur der Nehmende, nie der Gebende sei.

Obwohl sie jene geräuschlose Ruhe und Leichtigkeit in der Führung des Haushalts besaß, die das Geheimniß der besten Hausfrauen ist, so lag doch etwas Fieberhaftes in dieser rastlosen, nie ausgesetzten Thätigkeit. Außer den Stunden, die sie nach ihres Mannes Wunsch mit ihm der Erholung widmete, gehörte all ihre Zeit der Arbeit, die süße Muße eines verträumten Dämmerstündchens schien sie nicht zu kennen; fast meinte man, sie arbeite so angestrengt, um nur müde genug zu Bette zu kommen, damit auch ihr Schlaf nicht Raum habe für Träume, die sie wachend mit starker Hand niederhielt, damit nicht die glänzenden Bilder einer feenhaften Jugend, verlebt in schimmernden Sälen und duftigen Gärten, unter Meisterwerken der Kunst und unter süßen Tönen, in ihrer Seele auftauchen möchten und sie schwach machen zur Erfüllung der nüchternen Tagespflicht.

Ein solche Thätigkeit mußte innerlich aufreibend sein, und die Lebenskraft der Frau wurde davon verzehrt, ehe es Andere nur ahnten, da Niemand eine Klage von ihr hörte. Ihre Geschäftigkeit, die unermüdete Sorgsamkeit blieb noch die gleiche, als schon all ihre Energie dazu gehörte, ihre müden Schritte aufrecht zu halten, und viele Nächte lang schnarchte

der Herr Kammerrath höchst beruhigt in allen Tonarten, ohne zu ahnen, daß seine Frau die Nächte auf dem Sopha des Wohnzimmers zubrachte, um durch ihren Husten seinen Schlaf nicht zu stören.

Der Hausarzt wurde endlich aufmerksam, sie selbst konnte den Zustand innerer Erschöpfung nicht mehr leugnen, und die äußere Kraft der starken Frau brach zusammen. Ihr Gemahl war darüber sehr erschrocken und betrübt, sie hatte sich ja nie beklagt, er hatte an gar nichts gedacht.

Mit der klaren Bestimmtheit, mit der sie alle Lebensverhältnisse erfaßte, fügte sich nun Frau Mathilde auch in alle Anordnungen des Arztes. Sie, die rastlos Thätige, blieb müde und ruhig auf dem Sopha oder im Lehnstuhl und überließ die Haushaltung den Töchtern, die alle Geschäfte mit bestem Willen übernahmen und nur mit der Mutter selbst und ihrer Pflege etwas in Verlegenheit waren. Sie machte wenig Ansprüche und leitete vom Lehnstuhl aus Alles mit gewohnter Umsicht; auch die äußerste Schwäche konnte sie nicht abhalten, ihrem Gatten die kleinen Dienste zu leisten, die er von ihrer Hand gewöhnt war.

Er blieb blind für die augenscheinliche Gefahr ihres Zustandes; es wäre ihm so gar unbequem gewesen, daran zu denken. Er fand sie immer heiter, bereit, mit Aufmerksamkeit in seine kleinsten Angelegenheiten einzugehen, und er war recht vergnügt darüber, daß sie es so äußerst gut habe, den ganzen Tag im Lehnsessel sitzen und nur befehlen dürfe, was sie wünsche. „Sie könnte es nicht besser haben, wenn sie noch bei der Prinzessin wäre," sagte er, sich zufrieden die Hände reibend, „im Gegentheil, bei vornehmen Leuten schiert man sich wenig um Kranke."

Andere sahen wohl, daß die bleiche Lilie ihrem Grabe

zuwelkte, sie bemerkten auch einen Zug von Weichheit und Milde bei ihr, der sonst ihrem freundlichsten Lächeln gefehlt hatte, und obwohl ihr Herz und Leben auch jetzt, wie zuvor, ein verschlossener Garten blieb, so gewann sie doch nun die Liebe Vieler, die bis jetzt nur Achtung und kühle Bewunderung für sie gehabt hatten.

Wie über jede innere Herzensangelegenheit, so hatte sie sich auch über Sachen des Glaubens nie ausgesprochen; sie schloß sich in Allem der Sitte der Kirche an, aber Niemand ergründete, ob ein wirkliches Glaubensleben in ihr sei. Der Geistliche besuchte sie in ihrer Krankheit als Freund des Hauses. Er sah wohl, wie klar sie ihren Zustand kannte und um ihr nahes Ende wußte, und fast war es, als wage sie nicht, einer unterdrückten Freude darüber Raum zu geben. Auch jetzt noch blieb die tiefste und heiligste Angelegenheit des Lebens zwischen ihrem Gott und ihrem Herzen allein; nur aus wenigen Worten, aus dem ganzen friedevollen Ausdruck ihrer Züge konnte man auf ihre Seelenstimmung schließen. Es war, als ob mit dem Lösen der rastlosen Geschäftigkeit, die sie selbst sich auferlegt, ein Bann von ihrer Seele genommen sei, als ob sie die eigenen Gedanken und Erinnerungen, die sie so gewaltsam von sich geschoben, nun nicht mehr fürchten dürfe, seit sie allein mit ihnen sein mußte, als ob Martha, die so viel Sorge und Mühe gehabt, sich nun als Maria sorgenlos zu des Herrn Füßen niederlasse.

Die Fremde ist längst heimgegangen. Ihr stiller Hügel steht fast vergessen. Wie das Grün auf ihm wuchs, schloß

sich auch allmählich die Lücke, die ihr Tod gelassen und die unausfüllbar geschienen. Kein Mensch auf Erden ist unersetzlich. Ihr Gatte war schwer betrübt gewesen über ihren Tod, an den er nie hatte glauben wollen; sein einziger Trost war die Gewißheit, daß sie so sehr glücklich mit ihm gelebt habe und ihr so gar nichts abgegangen sei.

Da es Schade gewesen wäre, ein solches Glück brach liegen zu lassen, so hatte er sich wieder getröstet an der Seite eines rechtschaffenen Frauenzimmers im besten Alter. Die Hauswirthschaft wurde ebenso gut, nur viel geräuschvoller geführt wie zuvor, die Töchter wurden ausgestattet und der Herr Kammerrath in spätem Alter noch mit einem Sohne erfreut. Sie ruhen nun Alle im Frieden und das Gedächtniß an die kinderlose Gattin des Großvaters lebt nur noch wie eine märchenhafte Tradition unter dem nachwachsenden Geschlecht.

Und märchenhaft war die Vergangenheit der Fremden, im Vergleich zu dem werktäglichen Verlauf ihres spätern Lebens. Sie hat das Geheimniß dieser Vergangenheit mit in die Erde genommen. Aber, haben die Vöglein auf ihrem Grabe davon gesungen oder haben sich's die Blumen erzählt? Genug, ich weiß die Geschichte ihrer farbenhellen Jugend.

Sie hatte das Leben und die Liebe gekannt: eigenes, ganzes, volles Leben; der Kelch der schlanken Lilie, die aufgesproßt in goldener Jugendluft, hatte sich erschlossen im Strahl einer wunderbar schönen und reinen Jugendliebe. Der junge Fürstensohn, der Bruder ihrer Freundin, war ihr in kindischem Spiel, in reiner Huldigung, in glühender

Liebe nah und näher gekommen, und für die Drei begann in Liebe und Freundschaft, in harmonischer Umgebung unter den edelsten Genüssen ein Leben, in dem all die tiefe Poesie in Mathildens Herzen ihre volle Heimath fand.

Es war ein kurzer Traum gewesen, so lang man die Kinder noch als Kinder gewähren ließ und ein genialer Hofmeister der zwanglosen Entwicklung des Prinzen nichts entgegenstellte. Die Zeiten wurden ernster, dem Prinzen sollte frühe, wie es seines Standes Sitte ist, eine Gemahlin gewählt werden; in überströmender Heftigkeit forderte er die Geliebte. Der Gedanke war zu lächerlich, als daß man nur versucht hätte, ihn zu bestreiten. Mathilde wurde entfernt, aber der stürmische Jüngling wußte überall Mittel und Wege zu finden, ihr nahe zu kommen und wollte von keiner andern Verbindung hören. Endlich wandte man sich an sie selbst, man legte die Zukunft eines Landes in ihre Hand, und man hatte nicht falsch gerechnet auf ihre große Seele.

Es gab nur Ein Opfer, das den Prinzen ganz und entschieden von ihr trennte, und sie entschloß sich dazu. Mit welchem Herzen? Das wußte sie und Gott allein. Nur in Einem wollte sie bei diesem Scheiden dem Geliebten, den sie nicht mehr sehen sollte, ihre Treue zeigen; sie wollte eine Wahl treffen, bei der gewiß sein mußte, daß sie nicht ein Schatten von Liebe dabei geleitet. Sie hatte seit der Trennung vom Hof bei einer entfernten Verwandten einer entlegenen Stadt gelebt, aus Rücksicht für die künftige Prinzessin Braut war jene ganze „Kinderei" aufs Sorgfältigste verheimlicht worden und das Erstaunen des Publikums ungeheuchelt, als die feine, schöne, junge Dame den prosaischen Wittwer dort wählte, dessen Bewerbung um sie man für anmaßend gehalten hätte, wenn er nicht reich gewesen wär-

Gehoben durch das Gefühl ihres ungeheuren Opfers, gieng Mathilde ohne Wanken vorwärts, bis — zum Altar. Da erst wurde ihr der furchtbare Ernst dieses Schrittes klar, die ganze heilige, gewaltige Bedeutung der Ehe und die Schuld, die sie auf sich geladen mit einer Wahl, bei der sie nicht hoffen, nicht einmal wünschen mochte, einst lieben zu können.

Es war zu spät zurückzutreten, aber sie gestand sich den Doppelsinn ihres Herzens, das gehofft hatte, als das Weib des Einen ihre Erinnerung, ihre Liebe dem Andern zu bewahren, und sie beschloß, ihre Seele zu retten von dem Abgrund, an dem sie stand, ganz und gar, mit Einemmale zu brechen mit der Vergangenheit und in rastloser Pflichterfüllung die Stimme des Herzens zum Schweigen zu bringen.

Und was sie beschlossen, das hat sie durchgeführt mit aller Kraft ihrer Seele; nicht einen Laut, nicht einen Duft aus der zauberhaft schönen Vergangenheit hat sie eingelassen in das fest ummauerte Gebiet der strengen Pflicht, und hat ihr Leben selbst daran gegeben an die Erfüllung ihres Gelübdes.

Und war es der rechte Weg, den sie erwählt? Ich glaube nicht; und sie selbst ahnte wohl in den letzten Tagen ihres Lebens, daß das Kind, das sich mit all seiner Schwäche vertrauend und demüthig an des Vaters Herz gelegt, leichter und einfacher sein Ziel erreicht hätte, als die Dienerin, die das selbsterwählte Joch eines schweren Dienstes — denn es ist schwerer, ohne Liebe zu vollbringen, was sonst nur die reichste Liebe thut — bis zum Tode trug mit klageloser Treue.

Aber ich glaube, daß sie, wenn auch im Irrthum, gethan hat, was sie konnte, daß ein starkes Herz hier einen guten Kampf gekämpft hat, und daß sie nun „geworden ist als Eine, die Frieden gefunden."

III.

Die Hanne.

Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte diesem Weibe gleich
Erfüllt, was ich erfüllen sollte,
In meinen Grenzen und Bereich.
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Chamisso.

Billig dürfte ich Bedenken tragen, das einfache Bild, das ich hier entwerfen möchte, ein Galleriestück zu nennen, es ist freilich ein wahrhaftes und getreues, aber es hat weder poetische noch historische Bedeutung. Und doch sah ich in Gallerien zwischen großartigen historischen Gemälden, zwischen anmuthigen oder bedeutungsvollen Köpfen auch kleine Genrebildchen, die da und dort wenigstens im Vorübergehen ein Auge fesselten. Als ein solches Nebenstückchen möge denn auch meine Hanne ein Räumchen finden, ein Beweis, wie ein sonniges Gemüth an jeder Stelle sich fruchtbaren Boden schaffen kann.

Wer von meinen lieben Leserinnen (die Leser will ich zum Voraus dispensiren) vielleicht schon eine Wallfahrt nach Schillers Geburtsstätte gemacht hat, der ist wohl auch

dem schmucklosen Schillerhäuschen noch einige Schritte weiter gegangen durch die starken Pfeiler, die noch als Reste der ehemaligen Stadtthore stehen, hinaus in eine kleine Vorstadt, zwischen deren Häusern von allen Seiten grüne Bäume hereinschauen.

Zur Seite des Thores zieht sich der tiefe Stadtgraben hinauf, aus den Zeiten her, wo die Stadt befestigt war. Der Graben ist längst ausgetrocknet, über und über mit schönem hohem Gras bewachsen, ein Paradies für die Kinder, die hier den herrlichsten Tummelplatz für ihre Spiele, im Frühling schöne Veilchen und Schlüsselblumen in Menge und im Winter eine prachtvolle Schlittenbahn finden.

Am Eingang des Grabens stand bis vor wenig Jahren noch ein kleines Häuschen. Ein sehr kleines: sobald man die Hausthür öffnete, betrat man Küche und Flur in Einer Person und stand zugleich unmittelbar vor der Thüre der einzigen niedrigen Stube, die das Häuschen enthielt. Aber die Stube hatte Fenster nach drei Seiten, von vorn auf die Straße, nach den andern Seiten in's Grüne und die Sonne konnte durch und durch scheinen; so war es denn ein gar freundliches Gemach, zumal in den Zeiten, wo es Hanne und Jakob inne hatten.

In dem Thorhäuschen hat vor Zeiten Schillers Großvater von mütterlicher Seite gewohnt, als er in sehr gesunkenen Vermögensverhältnissen war; alte Leute erzählen noch, der Enkelsohn sei, wenn er den Großvater von Ludwigsburg aus besucht habe, hinten durch's Fenster hineingestiegen, weil er sich des kleinen niedrigen Häusleins geschämt habe. Ich denke, man thut damit dem guten Schiller Unrecht, und er ist aus purer, heller Knabenlust lieber durch's Fenster gestiegen als den regelmäßigen Weg gegangen.

Auf diesen Umstand aber lege ich wenig Bedeutung; Hanne war an und für sich wichtig genug, um ihren Freunden das Häuschen lieb und werth zu machen, und Freunde hatte sie fast so viele, als die kleine Stadt Bewohner zählte.

Frau Hanne, (ihr Familienname war fast vergessen,) war, um mich so rücksichtsvoll als möglich auszudrücken, die weise Frau des Städtchens, nicht die Einzige, wohl aber die Erste ihres Berufs. Sie hatte, wie sie mit großem Selbstgefühl rühmte, „beim alten Doctor studirt," und da der alte Doctor, der lange vor ihr heimgerufen wurde, ein in Stadt und Gegend hochgeschätzter und geliebter Arzt gewesen, so fiel ein Abglanz seines Ruhmes auch auf die Hanne, sie galt für ein Orakel in ihrem Berufe und wurde in hohen und niedern Häusern (Paläste und Hütten giebt es nicht in Schillers Vaterstadt) eine Person von Wichtigkeit.

Hanne mißbrauchte ihre einflußreiche Stellung nicht, sie trug nicht Geschwätze hin und wieder, sie suchte nicht Weiber gegen ihre Männer zu verhetzen, aber sie hatte ein gutes Mundstück und verstand es, einem rohen oder geizigen Ehemann, der sein Weib in wichtigen Zeiten vernachlässigte, so tüchtig und gründlich die Meinung zu sagen, daß er für sein Lebtage über sich im Klaren sein konnte und nicht mehr wagte sich zu mucksen.

Alle Bürgersleute der Stadt, Männer wie Frauen, duzte sie schlechtweg, und sie ließen sich's Alle von ihr gefallen.

Alle Kinder, die sie einst in Pflege gehabt, betrachtete sie lebenslänglich als eine Art von Eigenthum, und behauptete fest, es sei eine ganz andere Liebe bei solchen, sie sehe es ihnen schon von Weitem an. „Das ist auch Einer von den Meinen," konnte sie mit bedeutsamem Nicken sagen,

wenn ein hochgewachsener, flotter Student an ihr vorüberschritt, „brauchte keinen Hochmuth zu haben, der! war ein so miserabliches Kindlein, daß man ihn hätte in seines Vaters Pantoffel schieben können.“ Mit besonderem Hochgefühl war sie in der Kirche, wenn es „Eine von den Ihren“ bis zum Traualtar gebracht hatte und schaute triumphirend die Brautmutter an: „nicht wahr?“

Hanne hatte ein freundliches, vor allem ein kinderfreundliches Gemüth und verstand es, sich den Kindern, groß und klein, lieb und werth zu machen, sie führte immer Ueberreste von Taufkuchen in der Tasche, um kleines Volk damit zu locken; ihr Gärtchen lag um Ostern bunt voll mit Haseneiern und Brezeln, die sie bescheerte, und ihr Stübchen, so klein es war, hatte Merkwürdigkeiten und Reize genug für Kinderaugen und Kinderherzen. Die niedern Fenster waren umrankt von gelben Kapuzinerblumen und mit Nelken- und Levkoistöcken geschmückt, auf der Himmelbettlade lag eine große, alte Ausgabe von Arndts wahrem Christenthum, mit den merkwürdigen symbolischen Bildern, alle Wände waren voll von Vogelkäfigen mit lustigen Vögeln aller Zungen und Weisen, das Rarste war aber eine kolossale Schwarzwälder Uhr, deren Perpendikel ein Männlein von Pappe mit rothem Wamms und spitziger Nase zog, ein Kunstwerk des Jakob, das die Kinder höchlich bewunderten.

Jakob nämlich war der Gemahl der Hanne, und war sie kein Firstern, so war doch Jakob ein Planet, der sein Licht von ihr empfieng.

Schon die äußere Erscheinung der Beiden trug dazu bei, daß Er die zweite Stimme in dem häuslichen Duo hatte und sich's gefallen lassen mußte, der Mann seiner Frau zu sein. Hanne war eine stattliche, schlanke Gestalt,

die fast bis zum Tode ihre gerade, aufrechte Haltung nicht verlor. Jakob aber war bucklig, fast radförmig gebeugt, sein schwarzes Haar trug er nach uralter Mode, nach hinten gekämmt und mit einem breiten Kamm festgesteckt; sein intelligentes Gesicht war stets heiter, obgleich es nie gen Himmel schauen konnte. Er war ein fleißiger Mann, die gute Stunde selber, und gegen Kinder so freundlich gesinnt und noch viel toleranter als seine Ehehälfte.

Wenn Hanne daheim regierte, so regierte sie mit Anstand und im Frieden, das Ehepaar lebte fleißig und einträchtig zusammen; wenn Hanne inmitten der Nacht gerufen wurde, so bereitete ihr Jakob bis zu ihrer Heimkunft eine warme Suppe, nahm überhaupt die meisten Mühen und Sorgen des Haushalts über sich, da Hanne, die nach außen viel zu thun hatte, daheim gern der Ruhe pflegte. Jakob war städtischer Beamter, d. h. Thorwart, er hatte das Pflastergeld einzusammeln, und Hanne nahm sich wie eine Löwin seiner an, wenn etwa ein grober Bauer, ohne zu zahlen, an dem kleinen Männlein vorüberfahren wollte.

Sie waren nicht mit eigenen Kindern gesegnet, aber sie fanden dafür Ersatz in Jakoble, dem angenommenen Kind einer armen Schwester. Kein Kind kann von eigenen Eltern herzlicher geliebt und sorgfältiger gepflegt werden als Jakoble; die Augen der Hanne strahlten, wenn sie nur von ihm sprach, auch versicherte sie, er sei grundg'scheid, und schreibe schon so schöne Aufsätzlein, als er in seinem achten Jahr auf die Tafel schrieb: „der Bär brummt.“ Jakoble war ein guter Junge, der die Liebe seiner Pflegeltern treulich vergalt; ehe er aber zu ihrer Stütze herangewachsen war, erkrankte und starb er.

Diesen Schlag konnte Hanne nie ganz verwinden; in

ihren glücklichsten Stunden, bei der vornehmsten Taufe konnte sie in Thränen ausbrechen, wenn sie von Jakoble erzählte, wie er so folgsam, so geduldig in seiner Krankheit gewesen sei bis zum Tode. „In der letzten Nacht hat er noch Wasser von mir verlangt, o so kläglich, und ich war nicht so keck, daß ich's ihm gab, weil mir's der Doctor verboten hatte, und jetzt ist er doch gestorben. O wenn ich ihm nur Wasser gegeben hätte."

Jakoble's Grab bepflanzte sie mit den allerschönsten Rosen, und wer recht wohl daran bei ihr war, dem schenkte sie manchmal eine. Jakob, der Pflegvater, wußte seine Liebe zu dem Verstorbenen nicht besser zu bethätigen, als daß er im Frühling und Spätjahr mehrere Butten „Guts," d. h. Dünger, auf sein Grab trug, was auch die Rosen und Levkoien in recht üppiger Blüthe erhielt.

Wie es ihre Pflicht war, stand Hanne jeder Zeit Jedem, auch dem Aermsten zu Gebot, das ihrer Hülfe bedurfte, und nicht Einmal in ihrem Leben ist sie einer Vernachlässigung angeklagt worden. Auch zur Krankenwache war sie bereit, und viele Frauen ihrer nähern Bekanntschaft baten sich aus, daß ihnen nach dem Tode Hanne, nicht die Leichenwäscherin die letzten Dienste erweisen möge.

So war sie allenthalben dienstfertig, ihre Glorie aber war eine Verrichtung in einem vornehmen Haus. Sie war überall gleich daheim und in ihrem Recht, wo sie funktionirte, kommandirte die Mägde, ermahnte die Kinder und ließ sich auch gern schmecken, was es Gutes gab. Ungleich ihren meisten Kolleginnen, verschmähte sie gänzlich den Kaffee, liebte aber ein Gläschen guten Wein und war überhaupt so frei, sich auszubitten, was man etwa vergaß ihr anzubieten.

Wenn dann der glorreiche Tag der Taufe antrat, wie feierlich und im Gefühl ihrer Wichtigkeit schritt Hanne herbei in ihrer ehrbaren Bürgerstracht, der sie getreu blieb in allen Strömungen der Zeit, dem dunklen feinen Tuchkleid und dem kleinen, wohl gesteiften weißen Bandhäubchen. Wie eine Königin schritt sie dem Taufzug voran, mit sorgsamem Blick auf die kleinen Mädchen, die das Kindlein zur Kirche trugen. In der Kirche dominirte sie den Meßner, wies den Taufpathen ihren Platz an und kam sich kaum weniger wichtig vor als der Geistliche selbst.

Beim Taufschmaus führte sie dann den Vorsitz am Kindertische, die wildesten Buben folgten ihr auf's Wort, weil sie andererseits auch einen Spaß mit sich treiben ließ. Die kleinen Mädchen schmiegten sich vertraulich ganz nahe an sie, und bestellten sich Schwesterlein oder Brüderlein, die sie ihnen aus dem tiefen Brunnen holen sollte.

Das Haus des Doctors, der sie einst unterrichtet hatte, blieb ihr aber das liebste und wichtigste, der Mittelpunkt ihrer Sorgen und ihrer Zuneigung; sie konnte nichts genießen, das sie nicht mit den Kindern theilte, keine Hand als die ihre durfte Herrn Doctors Bett machen, und Jakob, als getreuer Ehemann, war wie sie, in freiwilliger Leibeigenschaft mit Leib und Seele dem Haus ergeben. Freud und Leid des Hauses, Hochzeiten und Trauerfälle lebte sie mit als ihr eigen, das wertheste und wichtigste der Kinder aber blieb ihr Wilhelm, der jüngste, dessen Leben sie, wie sie meinte, nächst Gott dem Tode abgerungen hatte. Wilhelmle war nach ihren Begriffen das vollkommenste aller Menschenkinder, der Inbegriff aller Schönheit und Liebenswürdigkeit.

Es war zu dieser Zeit in der kleinen Stadt ein Pastell-

maler aufgetaucht, der Löchlesgucker genannt, weil er die Personen, die er malte, durch ein rundes Löchlein fixirte, bei dem sich die ganze Bevölkerung portraitiren ließ, und der große Missethaten an allen Angesichtern verübte. Eine seiner größten Uebelthaten war das Portrait des Wilhelm, der, obwohl in Wahrheit ein hübscher und gescheider Junge, auf seinem Portrait wie ein Mops aus einem gestreiften Westchen hervorblickte. Der Löchlesgucker war, wie der Rattenfänger von Hameln, mit einer eigenen Zauberkraft begabt. Er malte zuerst den Herrn Oberamtmann in der gestickten Staatsuniform und stellte das Bildniß aus, „nein, aber wie gut getroffen!" rief die Bevölkerung bewundernd aus, „zum Sprechen!" und von Stund an ließ sich der Herr Stadtschreiber und seine Frau, des Herrn Doctors ganze Familie, kurz die sämmtliche Honoratiorenschaft nebst den angesehenen Bürgern des Städtchens malen, eins immer schöner wie das andere; bei den Kindern wechselte er ab zwischen blauen und rothen Kleidchen, zwischen Tulipanen oder Röslein, die sie in der Hand hielten, zwischen dreieckigen oder viereckigen Köpfen, — Alle wurden hübsch befunden, Stück für Stück drei Kronenthaler, nur eine schöne Pfarrfrau kostete vier „wegen ihrer angenehmen Physiognomie," meinte der Löchlesgucker.

Nachdem aber der Künstler mit reicher Beute abgezogen war, gingen den Leuten plötzlich die Augen auf, „aber das ist ja abscheulich!" rief jeder bei seines Nachbars Bild, und zuletzt bei seinem eigenen. Jedes beklagte seine drei Kronenthaler und die Kunstwerke wurden in die Rumpelkammer verbannt.

Auch von Wilhelms Bild verschwand der Nimbus, nur nicht für Hanne, die es mit den verklärenden Augen der

Liebe ansah; sie war überglücklich als ihr's die Frau Doktorin zum Geschenk gab; es war die erste Zierde ihres Stübchens und erhielt seinen Platz dem Ehebette gegenüber, damit sie Morgens und Abends gleich ihren Wilhelm anschauen könne. Der Hanne Stübchen war aber auch für den lebendigen Wilhelm eine zweite Heimath; an dem weißgewaschenen Tisch mit Fußbänkchen verlebte er mit seinen Brüdern und Kameraden selige Stunden, wenn ihnen Jakob aus der Franzosenzeit erzählte, die er, zwar nicht als Krieger, aber doch als Zuschauer mitgemacht hatte, und Hanne mit Nüssen, gesottenen Eiern und mit Bergwein aus dem Weinberge aufwartete, den sie, ihres Herzens Stolz, von ihren Ersparnissen angeschafft hatte. Die Apfel- und Zwetschenbäume des Ehepaars wurden willig den jungen Freunden preisgegeben, und zur Bestätigung des Volksglaubens, daß ein Baum, von dem sich Vorübergehende laben, doppelt trägt, waren sie auch fast jedes Jahr mit Früchten beladen, wenn andere leer standen.

Wilhelm vergaß diese glückliche Kinderheimath nicht, bei jedem Besuch im Elternhaus war Hanne sein erster Ausgang; auch sie sparte ihre besten Trauben, ihr schönstes Obst für ihn, und als er längst ehrwürdiger Pfarramtsverweser war, schob sie einem fremden Herrn, der durch sein Dorf reiste, einen Sack mit Nüssen in den Wagen, die er ihrem Wilhelm bringen sollte.

Aber ihr Gönner und Freund, der Doctor starb, sie mußte ihre Zärtlichkeit von den Kindern auf die Enkel übertragen, was sie denn mit Jakob auch getreulich that. Ihre Gunst aber theilte sich nun zwischen dem Hause ihres alten Wohlthäters und zwischen dem Helferhaus. Durch das Anmelden der Taufen schon stand sie mit dem Herrn

Diakonus in stetem Verkehr, fand aber auch einen reichen Wirkungskreis für ihre Berufsthätigkeit in den gesegneten geistlichen Häusern, von deren Fenstern beständig Kinderzeug als weiße Friedensflagge wehte. Auch hier war sie Freundin und Beistand in gesunden und kranken Tagen, eine willkommene Erscheinung für die Kinder, sie wurde der gute Genius armer Eltern, denen auf ihr Fürwort der mildherzige Geistliche die Gebühren erließ, sie war auch des Helfers aufmerksamste Zuhörerin, das Organ, das ihm das Urtheil der Gemeinde über seine Predigten zutrug. Ein gutes Gedächtniß hatte sie für die Predigt. Als der Geistliche nur Einmal, von vielen Geschäften bedrängt, eine vor Jahren gehaltene Predigt theilweise wieder benützt hatte, sagte ihm Hanne mit ihrem schlauen Lächeln: „ich mein', die Predigt haben Sie schon mehr gethan."

Gegenüber der Gemeinde war sie seine feurigste Lobrednerin und belehrte die Leute über etwaige Mißverständnisse. „Das muß ich wissen," sagte sie, „ich und der Herr Helfer sind ja wie David und Jonathan; bei uns ist's Eine Freundschaft gewesen vom ersten Tag an."

Ihr Stübchen war stets in tadelloser Ordnung. Als vollends ein junger Vetter, der als Zimmermaler von der Wanderschaft zurückkam, die Stube der Frau Base unentgeltlich malte mit einer Guirlande von Astern und Sternblumen, in dem Städtchen, dessen Sitten damals noch so einfach waren, daß kaum drei Häuser tapezierte Zimmer hatten, da kam sie sich wie eine Königin vor, all ihre Freunde kamen, um die Hanne im gemalten Zimmer zu sehen, und Jakob war eigentlich in Verlegenheit in seiner eigenen Stube.

Eine Freundin der Fröhlichen ist Hanne gewesen, und

wenn sie gern genommen hat, so hat sie doch gewiß noch lieber gegeben. Der Glanzpunkt ihres Lebens war der schöne „Herbst,“ den sie alljährlich in ihrem kleinen Weinberg gab, den Jakob mit unermüdetem Fleiß bebaute und veredelte. Ihre Freunde alle, die ganze Elite der Stadt sammt Kindern und Gästen waren geladen, und keine fröhlichere Herbstfeier hat das fröhliche Städtchen gesehen, als den Herbst der Hanne. Es war ein Piknik: Hanne sorgte für Tische und Bänke für die gesetzten Leute und lieferte Trauben in reicher Fülle, die Gäste brachten Brod und Wein, Wurst, Käse und Schinken genug, so daß der Hanne Vorrathskammer noch auf lange mit den Resten versehen wurde.

Die Jungen halfen im Weinberg, lagerten nachher an dem grünen Rain und spielten auf dem Kleeacker, der den Weinberg begrenzte; nirgends fühlte man sich wohler und zwangloser, nirgends ließ man der hellen, lichten Jugendlust so frei den Zügel schießen als in dem Herbst der Hanne. Jedes brachte seinen Beitrag an Feuerwerk, und jedem Schwärmer, jeder Rakete sah Hanne mit besonderem Hochgefühl nach, stieg alles doch aus ihrem Weinberg. Ueberhaupt fühlte sie sich an diesem glorreichen Tag gehoben von dem königlichen Gefühl, geben und erfreuen zu können; mit leuchtendem Angesicht gieng sie von einem Gast zum andern, ermuthigte die Fröhlichkeit und that Bescheid in dem guten Wein, den Jedes zur Festfeier beitrug.

Hanne konnte, durch vieljährige Uebung erstarkt, ein Gläschen führen, sie wurde zwar über die Maßen heiter und scherzhaft, blieb aber aufrecht und bei hellen Sinnen, auch wenn sie Weißen, Rothen und Schiller gehörig versucht hatte. Jakob war minder stark; den vielen Gläsern

die ihm zugebracht wurden, konnte er nicht widerstehen, und für ihn nahm das Fest meist den tragischen Ausgang, daß er auf einen Wagen geladen und nach Hause gefahren werden mußte. Diesen schlechten Spaß nahm aber Hanne trotz ihres guten Humors sehr ungnädig auf, und selbst der flotte Fackelzug mit Gesang, der sich von ihrem Weinberg herab bis vor ihr Haus bewegte, das dreifach donnernde Hoch, das ihr und dem Jakob gebracht wurde, konnte sie nicht ganz versöhnen.

Und doch stellte sie jeden Herbst wieder die Feier an, jedesmal bat sie die Herren: „aber dießmal müßt Ihr mir versprechen, daß Ihr dem Jakob nicht zu viel gebt!“ und jedesmal kam der Jakob zu Wagen nach Haus.

Hanne und Jakob durften lange ihren Lebensweg zusammengehen, bis sie dem treuen Gefährten die Augen zudrücken mußte. Hanne war stets so selbstständig, so unabhängig von Jakob gewesen, daß man kaum glaubte, daß sie ihn viel vermissen werde. Aber die Trennung gieng ihr an's Leben, sie wurde fast mit einem Male alt und fand nie mehr ganz ihre alte, heitere Weise nach Jakobs Tode.

Die alte Stadtmauer war längst eingestürzt und die Stätte mit neuen Häusern besetzt, auch das kleine Thorhäuschen war längst der Zeit verfallen und sollte abgerissen werden; man hatte es nur noch Jakob zu lieb stehen lassen. Nach seinem Tode aber beschloß der Stadtrath, daß auch Hanne unvertrieben darin verbleiben solle und das Häuschen erst nach ihrem Tode abgerissen werden dürfe. Hanne wurde auch schwächer zur Ausübung ihres Berufs, aber, um sie nicht zu betrüben, wurde sie neben einer rüstigen Gehilfin jederzeit noch zu ‚ihren‘ Frauen berufen.

Sie blieb allein in ihrem Häuschen; ihre einzige Ge-

sellschaft war ihre Bibliothek, lauter geistliche Bücher, die zugleich lauter Erinnerungen an besonders wichtige und glückliche Amtsverrichtungen waren. „Den Brastberger habe ich von dem Kronenthaler gekauft, den mir der Herr Oberrichter bei seinem Kleinen in's Bad schenkte, der Skriver-Seelenschatz ist von meinem Wilhelmle her, der Oetinger von's Burgermeisters Luisele &c."

Es gab ein friedliches Bild, wenn man an einem stillen Sonntagnachmittag durch das niedere Fensterlein blickte und das alte Weib mit schneeweißen Haaren so andächtig in ihr Buch vertieft dasitzen sah.

In kleinen Städten wird man nicht so leicht verlassen und vergessen, selbst wenn man vom Schauplatz abgetreten ist, wie in großen. Hanne ward als sie noch schwächer und hinfälliger wurde, reichlich mit Erquickungen bedacht. Vor allem nahm sich ein Sohn ihres verehrten Hauses mit großer Treue und Aufopferung ihrer an. Ihr altes Gesicht leuchtete auf vor Freude, wenn er sie auf ihrem letzten Lager besuchte. „Sie müssen mir versprechen," bat sie ihn, „daß sie zu mir kommen, wenn es mit mir zu Ende geht," und er sagte ihr's zu, hielt aber diesen Zeitpunkt noch für ziemlich fern, da sie zwar bettlägerig, aber sonst noch ordentlich bei Kräften war.

Er war bei einer Familienfeier abwesend, als ihn auf einmal eine unerklärliche Angst und Unruhe befiel, so daß er zuletzt einen Unfall daheim befürchtete und früher abreiste. Als er nach Hause kam, empfieng ihn die Nachricht, daß die Hanne selig vollendet habe.

Sie war wohl vorbereitet auf ihren Tod gewesen, sie hatte ihre Bibel, ihren Arndt und Hofacker nicht um-

sonst gelesen. Wie man es auf dem Lande häufig findet, hatte sie sich auch ein schönes langes Hemd und ein feines Leintuch lange Jahre vor ihrem Tod als Leichenbekleidung sorgfältig aufbewahrt.

Hanne war sehr alt geworden; sie wurde mit allen Ehren begraben, und es hätte ihr Herz noch erquickt, wenn sie das stattliche Geleite hätte sehen können, das ihr auf den Friedhof folgte, wo sie mit ihrem Jakob und Jakoble einer fröhlichen Urständ harrt.

Das Thorhäuschen ist abgebrochen, der Weinberg der Hanne aber wurde von den Honoratioren der Stadt gemeinsam gekauft; alle Jahre wird dort zu ihrem Andenken ein festlicher Herbst gefeiert und ein lautes Hoch zu Ehren der Hanne und des Jakob hallt tausendfältig von den grünen Bergen wieder, bis es austönt an der Stelle, wo das kleine Häuschen am Thore stand.

IV.

Ein weiblicher Sonderling.

O Menschlichkeit, wie soll ich Dich bewahren!
Was fang' ich an mit sechs und fünfzig Katzen?
Th. Storm.

Nicht zum erstenmal wird dieses seltnen Exemplars aus der bald erlöschenden Spezies der Originale erwähnt,*) doch ist es immerhin der Mühe werth, das eigenthümliche Bild näher zu beleuchten, zumal da Kerner doch nur das Seltsame und Unheimliche, nicht die bessern Züge jenes Wesens gekannt und dargestellt hat.

Wir können freilich auch nur ihre Erscheinung schildern, der Schlüssel dazu mangelt uns, wie das wohl bei den meisten Originalen der Fall ist. An sonderbaren Gelüsten, an barocken Einfällen würde es am Ende keinem Menschen fehlen; was das Original ausmacht, das ist am Ende nur der Eigenwille, mit dem man diesen Einfällen nachgeht, das gänzliche Unbekümmertsein um das Urtheil der Welt.

Freifrau v. G. stammte aus altadelichem Geschlechte und war sorgfältig, wenn auch etwas einseitig erzogen worden. Zu gewöhnlichen, praktischen, weiblichen Arbeiten wurde sie nicht angehalten, für die feinen hatte sie von Jugend auf

*) Justinus Kerner, Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, S. 351

eine souveraine Verachtung. Mit Eifer aber theilte sie den Unterricht ihres Bruders und sprach in spätern Jahren noch Latein, Französisch, Englisch und Italiänisch mit gleicher Fertigkeit. Für jene praktische Seite ihres weiblichen Berufs bildete sie sich später ganz selbständig aus, deßhalb ist auch das Resultat so sonderbar ausgefallen.

Man konnte nicht wohl glauben, daß die Freifrau jemals sollte jung und schön gewesen sein; sie war von stattlichem robustem Körperbau und gerader Haltung, ihre Züge scharf markirt, beinahe männlich, und selbst der wirklich gute, treuherzige Blick ihrer grauen Augen hatte mehr von der Gutmüthigkeit eines alten Militärs als von weiblicher Milde.

Und doch war sie jung gewesen, und doch soll sie geliebt haben und geliebt worden sein! Man sagt, ein schöner Offizier sei ihrem jungen Herzen theuer gewesen und habe um sie geworben. Sie, die ohnehin ihr Leben lang frei war von Standesvorurtheilen, kümmerte es natürlich nicht im mindesten, daß der Erwählte von niedriger Herkunft war, desto mehr aber den Papa Minister, der seinen Stammbaum tadellos erhalten wollte. So mußte sie sich denn „ihr Attachement aus dem Kopf schlagen," (wie man damals sagte statt: ihren Herzenstraum begraben), und eine standesgemäße Ehe schließen.

Dies war das Eine, große Opfer, das sie der Convenienz brachte, an der sie sich später durch um so größere Nichtachtung rächte. Fleckenlos wie ihr Stammbaum blieb ihr Wandel und ihr Ruf, im Uebrigen aber fragte sie nicht mehr lange nach Brauch und Herkommen und gestaltete sich ihr Leben nach eigenen Ideen.

In der kleinen Stadt, wo ihr Mann Oberförster war, wollte sie sich zunächst ihres Hauswesens annehmen, das

gieng aber nicht so leicht wie sie sich gedacht. In der Küche ist es nöthiger als irgendwo im Leben, daß man von unten auf gedient habe. Die Mägde lachten ihr in's Gesicht, wenn sie befahl, den Hasen zu rupfen, wenn sie keine Butter zu Bratwürsten gestatten wollte: „stupft nur hinein, so brät Fett genug heraus," oder kein Schmalz zur Suppe: „man schmälzt sie ja mit Zwiebeln;" ihr Ehmann wollte nicht zufrieden sein mit den Experimenten ihrer Haushaltungskunst, ihr Herz verstand er nicht zu gewinnen, begehrte es auch nicht, kurz die kinderlose Ehe ward eine freudlose und unglückliche. Es war eine Zeit, in der man Ehescheidungen nicht schwer nahm; „ich wußte bald woran ich war," sagte später die Freifrau, „warum soll man einander plagen, wenn man es allein gut haben kann." So wurde die Ehe geschieden, den Söhnen ihres Gemahls aus einer frühern Ehe blieb sie aber sehr zugethan und erfuhr bis zu ihrem Tod viel Liebe von ihnen.

Nun lebte sie abwechslungsweise in den beiden Residenzstädten und gestaltete sich ihren Haushalt nach eignem Sinn. Sie setzte etwas darein, eine perfekte Hausfrau zu werden, und wie sich Friedrich der Große mehr einbildete auf sein Flötenspiel als auf seine Schlachten, so war auch sie viel eitler auf ihre Haushaltungskunst als auf ihre, für eine Dame wirklich seltne gelehrte Bildung, die sie für etwas ganz natürliches hielt.

Mit den naseweisen Mägden hatte sie sich bald überworfen: „die taugen alle nichts, ich muß Subordination haben," erklärte sie und nahm gemeine Soldaten zu ihrer Bedienung, die in ihren Freistunden den Zimmerdienst versahen und die Ausgänge der Frau besorgen mußten.

Sie hielt, wie sie sagte, außerordentlich viel auf Be-

quemlichkeit und Comfort, ihre Begriffe davon scheinen aber etwas eigenthümlich gewesen zu sein. Die Hälfte ihres Wohnzimmers nahm ein ungeheurer, grün glasirter russischer Ofen ein, den sie nach eigner Angabe hatte fertigen lassen, ein Ofen von vielseitigen Fähigkeiten, er diente ihr zum Kochherd, zur Tafel, seine obere Fläche zum Tummelplatz und zum Wochenbett für ihre Katzen, in kalten Wintern zu ihrer eignen Schlafstätte; ihre Meubeln waren mit Ausnahme einiger ererbter alter Prachtstücke, aus verschiedenen Auktionen erkauft. Ein riesenhafter Koffer diente ihr als Kleiderschrank, Chiffonnière, Vorrathskammer und Kommode, sie zog daraus auf gut Glück Gegenstände der verschiedensten Art, Hauben, Kaffeebüchsen, Zuckerstücke, Strümpfe, hervor, bis sie fand, was sie brauchte. Sie behauptete, das sei viel einfacher als die Gegenstände an verschiedenen Orten aufzuheben; ihre übrige fahrende Habe bewahrte sie in Säcken auf.

Einst kam auf ihr dringendes Verlangen eine Pfarrfrau auf Besuch zu ihr, zu der sie große Zuneigung gefaßt. „Schön, daß Sie kommen, liebe Frau Pfarrerin, mein Gastzimmer ist bereit, nur einige Bücher liegen darin.“ Sie öffnete die Thür besagten Gastzimmers, siehe, da war der ganze Boden bedeckt mit Büchern im buntesten Durcheinander. „Sehen Sie, da außen ist ein hübscher Schenktisch mit Fächern, den ich gestern in der Auktion eines Wirths gekauft habe, da lassen sich die Bücher prächtig einräumen, nun lesen Sie nur aus: die römischen Klassiker besonders, dann die italiänischen, die englischen, die französischen und die deutschen, jede Sprache apart, ich hätt's schon lang gern gethan, aber die Haushaltung nimmt mich so in Anspruch.“ Herzlich gern, gnädige Frau, die deutschen kenne ich wohl,

aber wie soll ich die andern vier Sprachen auseinander finden?" „O gehen Sie, das ist nicht Ihr Ernst, jede gebildete Frau weiß doch was lateinisch oder französisch ist! Sie thun nur so bescheiden, ich würde es gerne selbst thun, aber ich muß doch für Ihre Bewirthung sorgen, Sie wissen, das kann nur ich allein."

Die Frau Pfarrerin hätte so herzlich gern selbst für ihre Bewirthung gesorgt, denn die durch Selbststudium erworbenen Haushaltungskünste der gnädigen Frau, sowie ihre Begriffe von Ordnung und Reinlichkeit waren höchst eigenthümliche: den Kaffee bereitete sie stets aus wenigstens viererlei Surrogaten, für die sie eine besondere Liebhaberei hatte, ihr Fleisch hob sie auf der Bodenkammer auf, damit es durch den Zugang von Luft und Staub mürbe werde, das Mehl dagegen bewahrte sie im Keller, weil sich an trockener Luft leicht ein Theil davon verflüchtige, der Ort aber, wo der gleichen Temperatur wegen ihr Milchkasten seinen Platz hatte, läßt sich nicht wohl nennen. Sie bereitete selbst Kartoffelzucker, die Milch aber wurde vor dem Gebrauch von ihren Katzen, die wir später noch erwähnen müssen, abgerahmt, — somit gehörte nicht geringe Selbstüberwindung dazu, ihr Gast zu sein.

Die gute Frau Pfarrerin war im Schweiß ihres Angesichts mit den Büchern fertig geworden; auf eine Aussonderung der Sprachen hatte sie bald verzichtet, sie stellte sie mit ihrem natürlichen Ordnungssinn hübsch gleich nach Einband und Format in die Fächer des Schenktisches und sah sich in dem bereiten Gastzimmer um. Nun da waren freilich Gegenstände der verschiedensten Art: ein alter Globus, ein durchlöcherter Ofenschirm, an dem altes Pelzwerk hieng, entbehrliche Pfannen und Tiegel, eine Vogelflinte zur Ver-

theidigung gegen etwaige Räuber, — nur nichts was einem Bette glich.

Die gnädige Frau erschien wieder: „So, liebe Frau Pfarrerin, nun sind Sie wohl so gütig und rufen drüben an der Kaserne an, daß man mir zwei Soldaten schickt.“ Es lag etwas so unwiderstehlich Gebietendes in dem Wesen der Freifrau, daß die Pfarrerin keine Gegenrede wagte und sich zu Erfüllung des ungewohnten Auftrags anschickte. Auch war ihr nicht unlieb, Gelegenheit zu haben, sich einen Wecken und etwas Obst mitzunehmen, da die Zubereitungen zum Mittagsmahl ihren Appetit nach demselben eben nicht sehr geschärft hatten.

Verzagten Herzens richtete sie bei dem wachhabenden Unteroffizier ihren Auftrag aus. „Sehr wohl,“ antwortete dieser, der die Freifrau wohl kannte.

Nach kurzer Zeit ertönte der regelmäßige Trab der Soldaten auf der Treppe und in militärischer Haltung, die Hand am Tschako, mit den dummen Gesichtern, die aus unerklärten Gründen unsere gemeinen Soldaten so leicht annehmen, präsentirten sich zwei Streiter für's Vaterland zu friedlichem Dienst.

Sie konnten sich unter der Freifrau mit ihrer geraden stattlichen Gestalt schon einen Hauptmann vorstellen, da auch ihre Hauben etwas kasquetartiges hatten. „Geht auf die Bodenkammer,“ kommandirte sie, „dort liegen zwei Säcke, die schafft herab!“

Während die Soldaten die ungeheuern, vollgestopften Säcke herbeischleppten, räumte die Freifrau die Bestandtheile einer Bettlade ab, die sie indeß zum Obsttrocknen benützt hatte. In stummem Staunen sah die Pfarrerin zu, was da werden sollte: „Leert die Säcke aus!“ kommandirte sie

wieder. Ach, welch' unermeßlicher Strom unzählbarer, unbeschreibbarer Gegenstände quoll da hervor: Hasenscheeren und Bratspieße, Spitzenhauben und alte Pelzmüffe, Fußschemel, Trümmer von einem Kronleuchter, alte Hüte und Blumen, die Gallauniform des seligen Papa Minister, dazwischen Bettstücke und Ueberzüge. „So, liebe Frau Pfarrerin," sagte mit vollkommenster Seelenruhe die Freifrau, „nun lesen Sie sich selbst aus, was für ihr Bett taugt, ich muß für die Herrschaften auftragen, nachher speisen wir selbst. Ihr kommt in einer Stunde, um die Säcke wieder auf die Bühne zu tragen," befahl sie der abmarschirenden Ordonnanz.

Die Herrschaften waren ihre Katzen, der erste Gegenstand ihrer Sorge und Liebe, ihre Freunde, ihre Kinder, ihre beständige Quelle des Ergötzens und der Bewunderung. Katzen jedes Standes und Geschlechts, jeder Größe, jeder Farbe, jedes Alters, bevölkerten alle Räume des Hauses. Blinde, altersschwache Katzen, die das Gnadenbrod aßen, Katzenwöchnerinnen auf weichen Flaumkissen, die sorgsamer gepflegt wurden als manche Menschenmutter, Paradekatzen in seltenen Farben mit fürstlichen Namen, gemeine Haus- und Mauskatzen, die ohne besonderes Lager sich auf dem Flur aufhielten. Katzengäste, die mit der ausgedehntesten Gastfreundschaft aufgenommen wurden, natürlich auch Katzenmusiken, waren ihr Zeitvertreib und ihr Ersatz für das frühverlorene Herzensglück. Sie machte Spaziergänge in den Garten mit langen Zügen ihrer Katzen, sie stellte an den Geburtstagen der auserlesensten besondere Feste an und bereitete ihnen Leibgerichte, sie zerschnitt ihre besten Shawls, um die Katzen an den Streifen tanzen zu lassen, ja, was fast wie Blasphemie klingt, sie zündete ihnen um Weih-

nachten kleine Bäumchen an, mit frischen Bratwürstchen behangen, die sie, wenn die Lichter abgebrannt waren, herabzupfen durften.

Den Katzen wurde immer zuerst aufgetragen, demungeachtet wohnten die vornehmsten unter ihnen, der eigentliche Hofstaat der Freifrau, noch ihrer Mahlzeit bei und nahmen ihr und den Gästen die besten Bissen vom Munde weg; wer aber gewagt hätte, einer der Bestien einen Tritt zu geben, der hätte es mit der Freifrau für immer verdorben gehabt.

Lange konnte es die Pfarrerin in diesem Katzenparadies nicht aushalten, aber sie mußte beim Gehen versprechen, ihren August während des Landexamens bei der Freifrau wohnen zu lassen. Diese gieng viel lieber mit Knaben als mit jungen Mädchen um: „kein Stahl in den Dingern,“ meinte sie verächtlich.

Trotz der Katzenmahlzeiten hatte die Frau Pfarrerin viel Güte und Freundlichkeit bei der Freifrau erfahren, sie dachte, ein Aufenthalt dort könne für August nur nützlich sein, und um die Gastfreundschaft dankbar zu erkennen, strickte sie der gnädigen Frau einen Ridicüle (zu deutsch Schaffbeutel genannt) nach neuester Mode. Ein solcher Ridicüle war ein kleines Kunstwerk, er war von dunkelblauer Wolle und stellte eine Traube vor, oben waren Rebenblätter von grüner Wolle angestrickt. Die gnädige Frau nahm das Geschenk freundlich auf, obgleich sie schöne Arbeiten verachtete und wenig auf Putz hielt.

Einst kam ihr Bruder und nöthigte sie, nur auch einmal wieder zu Hofe zu gehen, die Herzogin selbst habe nach ihr gefragt. „Laß' mich in Ruhe,“ bat sie, „ich habe nicht Zeit zu dergleichen Geschichten, ich will nichts mehr von der Welt.“ Aber Du bist Deinem Stand und Deinem un=

befleckten Ruf schuldig, Dich öffentlich zu zeigen, Du weißt, wie leicht eine geschiedene Frau falsch beurtheilt wird." „Das ist wahr, die Freifrau v. G. darf sich zeigen," sagte sie mit Selbstgefühl, „aber — die Geschichte wird sehr unbequem sein." „Nun, Toilette mußt Du natürlich machen," sagte er, lächelnd ihre überaus kunstlose Erscheinung betrachtend, „ich werde Dir die Kammerjungfer meiner Frau schicken, aber hast Du noch ein präsentables Kleid?" „Versteht sich," sagte sie mit Selbstgefühl, „ein graues Stoffkleid und eine Toque mit Straußenfedern von meiner ersten Präsentation bei Hofe her." „Wird freilich etwas außer Kurs sein," meinte der Bruder, „doch wird es immerhin gehen, Du hast eine gute Figur."

Es wurde ein Wagen bestellt und die Kammerjungfer kam an, nicht wenig entsetzt über den chaotischen Zustand des Hauses und das Katzenheer, das sie umschnurrte. „Wie wollen gnädige Frau frisirt sein?" fragte sie, als sie die Dame endlich mit Glück dazu gebracht hatte, vor einen Spiegel niederzusitzen; „à la chignon oder à l'Andromache?" „à la Pudel," sagte lachend die gnädige Frau, als sie zum erstenmal seit Jahren wieder in den Spiegel schaute und ihr mehr als struppiges Haar ansah, das sie gewöhnlich Morgens nur unter die Haube schob, „thun Sie damit, was Sie wollen, nur daß die Komödie bald aus ist, die Prinzessin wird ungeduldig." Die Prinzessin nämlich war die große gestreifte Katze, die, etwas ungnädig schnurrend, mit erhobenem Schwanze ihre Dame umkreiste, verwundert über das ungewohnte Schauspiel.

Endlich waren die Haare in etwas gebändigt; nun fragte sich, wo das berühmte Stoffkleid zu finden sei, die Soldaten wurden wieder mit den Säcken kommandirt, alle

Kisten und Kasten durchsucht, am Ende selbst die geheiligten Betten der Katzen — vergeblich. Endlich sah man den Fürst Menzikoff, einen glänzenden schwarzen Kater, an etwas zerren, das hinter der Mehltruhe vorhieng, die aber, da das Mehl im Keller aufbewahrt wurde, als Waschbehälter diente. „Das ist ja der Aermel von meinem Stoffkleid!“ rief die Dame und zog es vollends hervor, natürlich nicht in hoffähigem Zustande. Die Kammerjungfer that ihr Möglichstes, es noch präsentabel zu machen, fand aber dennoch die Erscheinung der Freifrau „horrible,“ die, ihrerseits vollkommen befriedigt, zu Hof fuhr, und mit ihrer militärischen Haltung schnurgerade durch die Reihen der erstaunten, kichernden Hofdamen schritt, bis zu der Herzogin, die allein nicht lachte und sie mit ihrer gewohnten Anmuth empfieng. Uebrigens blieb diese Präsentation die letzte, der Bruder versuchte nicht mehr, sie zu einer weiteren zu bewegen.

August kam an zum Landexamen, mit allerlei ehrfurchtsvollen Vorstellungen von der gnädigen Frau. All seine Ideen wurden aber von der imposanten Erscheinung der Freifrau übertroffen. Geschmierte Mannsstiefeln, die bis über das Knie reichten, bildeten ihre Fußbekleidung, ihre majestätische, mannshohe Gestalt umwallte ein alter Kirchenrock, den sie als bequemstes Hauscostüm in einer Auktion erstanden hatte, umgürtet mit einem Strick, in dem ein Schlüsselbund und ein großes Küchenmesser hing. Auf ihrem Haupte thronte statt der Haube der traubenförmige Schaffbeutel, das grüne Rebenlaub hieng auf beiden Seiten über die Ohren herab.

„So, grüß' Dich Gott, August, schön, daß Du kommst,“ redete sie den Knaben an, der in stummem Erstaunen vor ihr stand, „geh' nur in's Zimmer, ich habe noch zu thun,

unterhalte Dich indessen mit Graf Soison.“ „Auch noch ein Graf! wie wird erst der aussehen?“ dachte der Knabe mit verzagtem Herzen und gieng sachte hinein, sah aber Niemand, nur etliche der Katzenbevölkerung, über deren Mitglieder er bereits auf der Treppe gestolpert war. Nach einer Weile kam die Freifrau mit Erfrischungen. „Nun hast Du dich gut mit dem Herrn Grafen unterhalten?“ „Ist keiner da,“ sagte lakonisch der immer noch verblüffte August. „Siehst Du ihn nicht dort auf dem Sopha, wie charmant er sich benimmt?“ Auf dem Sopha aber machte eine graue Katze abenteuerliche Purzelbäume.

August fühlte sich ganz in ein Märchenreich versetzt: die Freifrau in ihrem abenteuerlichen Aufzug, das Katzenvolk, dem hier Menschenrechte eingeräumt waren, der wunderliche, gemischte Hausrath in der fabelhaftesten Unordnung — Alles war geheimnißvoll, märchenhaft, und es rieselte ihm kalt den Rücken hinauf bei'm Gedanken, daß er nun vielleicht auch demnächst in einen Kater mit gräflichem Namen verwandelt werde. Das geschah aber nicht, die Freifrau blickte viel zu treuherzig und gutmüthig d'rein, um eine böse Fee vorstellen zu können und geberdete sich in manchen Stücken wieder wie andere Menschen. „Deine Mutter hat mir eine gute warme Haube gestrickt,“ sagte sie zu ihm, auf ihre erhabene Kopfbedeckung deutend. „Das ist keine Haube, es ist ein Ridicüle,“ wagte er ihr zu erwidern. „Was Ridicüle! ich trage es, wie mir's bequem ist, Du mußt wissen, ich verstehe mich auf Comfort.“

Als er am ersten Tag aus dem Schwitzbad des Landexamens zurückkehrte, kam ihm die Freifrau entgegen: „Gib Dein Argument her!“ befahl sie. Respektvoll überreichte er ihr sein Concept, obwohl er sich nicht vorstellen konnte, was

eine Frau mit einem Argument zu thun haben könne. „Da hast Du einen pommer'schen Schnitzer gemacht," rief die gnädige Frau, und es war leider so, der Schnitzer brachte ihn um etliche Mann weiter hinunter. Das war doch wieder beinahe feenhaft, daß eine Frau seine Schnitzer errieth!

Sie befreundeten sich aber gut zusammen, und zum Abschied verehrte ihm die gnädige Frau noch einen kalten Rehbraten, den sie unter ihrer Bettlade vorzog. August, obwohl ein bescheidener Jüngling, hatte keinen starken Appetit dazu, machte aber im Eilwagen viel Glück bei seiner Reisegesellschaft mit dem Rehziemer, den er sehr freigebig anbot.

Die Freifrau hatte übrigens immer eine offene Hand für Andere, wo es gelang, ihr Herz anzuregen, bei allem Bewußtsein ihrer vornehmen Herkunft doch keine Spur von Rangstolz und viel Sinn für Freundschaft. Wenn sie guter Laune war, konnte man sich vortrefflich mit ihr unterhalten. Freilich wurde ihre Güte auch oft mißbraucht, und sie wurde dadurch scheu und mißtrauisch.

Sie starb nach kurzem Krankenlager, nicht volle siebenzig Jahre alt. Justinus Kerner erzählt: „daß, als bei ihrem Leichenbegängniß der Sarg auf dem Friedhof niedergesetzt wurde, zwei große Katzen unter demselben hervorgesprungen seien und sich unter den Gräbern verloren."

Ihre größte Sorge war für die Zukunft ihrer Katzen gewesen. In ihrem Testament hatte sie, neben vielen Legaten für Arme, für gute Freunde und Bekannte, auch eine bedeutende Summe für die Verpflegung ihrer Katzen ausgesetzt; das Testament aber wurde, ich weiß nicht aus welchen Gründen, umgestoßen.

So ist denn das fernere Schicksal all der Prinzen

und Prinzessinnen, Fürsten und Grafen, denen sie ein so süßes Loos bereitet hatte, in geheimnißvolles Dunkel gehüllt.

Und keine Kunde ward vernommen
Von ihrem Zug,
Und Keiner ist zurückgekommen
Der Botschaft trug.

V.

Ein fröhlich Gemüth.

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus;
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall sind sie zu Haus.

Göthe.

Gesegnet seien die Fröhlichen, und gesegnet sei vor Allen das Andenken der Frau Lene Gutsmuths! Ihr fröhliches Herz und ihre hellen Augen haben mancher Seele wohlgethan.

Es ist durchaus nicht guter Geschmack, den Personen in einer Geschichte so gar passende Namen zu geben, und wenn ich in dem rothen Buch, das meine Kindheit erheiterte, unter andern schönen Sachen las: „Herr Frühauf führte seinen Namen mit Recht, denn er stand alle Morgen um vier Uhr auf,“ oder „Hehlemann stahl selber nicht, aber er verhehlte alles, was Andere gestohlen hatten,“ so fand ich damals schon unwahrscheinlich, daß sie gerade diesen Familiennamen geführt, weil doch schwerlich schon der älteste Urvater des Hehlemann Diebshehler gewesen war. Ein guter Muth aber ist schon eher eine erbliche Eigenschaft, und wenn Frau Gutsmuths mehr Anspruch auf ihren Na=

men hatte als ihr Mann, dem er angeboren war, so dürfen wir das für eine ergänzende Fügung des Geschicks ansehen.

Ein leichter heiterer Sinn scheint Manchen eine bedenkliche Mitgabe, da man annimmt, er sei zum Voraus als Schutzwaffe gegen künftige schwere Schicksale beschieden, und wie Lenchen als siebenjähriges Kind die Leiche ihrer Mutter mit Blumen schmückte und unter Thränen lächelnd zu der theilnehmenden Nachbarin sagte: „Gelt, die Mutter sieht schön aus? und sie kommt auch in Himmel, wo's ganz schön ist, und ist so vergnügt;" da seufzte diese: „O du armes Kind, wirst den guten Muth noch wohl nöthig haben!" Sie hat ihn noch nöthig gehabt, aber sie hat ihn ihr Leben lang mit Dank erkannt als eine köstliche Gottesgabe.

Der Vater der kleinen Lene, ein städtischer Beamter, war schon vor der Mutter gestorben und das Erbe sehr, sehr unbedeutend. Verwandte genug; die nächsten davon versammelten sich, um Familienrath über das Waislein zu halten: eine Cousine des Vaters, die Frau Geheime Oberfinanzräthin Fröbel, Herr Kommerzienrath Gick aus Klotzingen, dessen erste Frau eine Halbschwester des Vaters gewesen war, und der Schultheiß Butterbeck mit Frau, ein Stiefbruder der seligen Mutter. Die Frau Geheime Oberfinanzräthin erklärte, daß sie schon zu viel in Anspruch genommen sei, um sich mit dem Kinde zu befassen, auch müßte sie doch auf ganz verschiedenem Fuße mit ihren Töchtern erzogen werden, was seine Inkonvenienzen hätte. Der Herr Kommerzienrath zeigte sich sehr verwundert über die Ehre, die man ihm erwiesen, ihn zu Rathe zu ziehen,

da die Verwandtschaftsansprüche der Kleinen an ihn ja längst abgestorben seien; er als älterer Mann könne sich natürlich nicht des Kindes annehmen, doch sei er im äußersten Nothfall zu einem kleinen Kostgeldbeitrag bereit.

Endlich meinte die Tante Schultheißin, sie wolle es mit der Kleinen versuchen und sie zu sich nehmen. Frau Oberfinanzräthin äußerte gegen den Vormund: „Die Frau sei doch zu ungebildet, um ihr die Erziehung eines Mädchens zu überlassen;“ da aber keine der gebildeten Basen und Tanten sich in der Lage fand, das Kind ohne Kostgeld zu übernehmen, so blieb keine andere Wahl. Lenchen wurde der Tante Schulzin übergeben mit verschiedenen Andeutungen an diese, wie sie sich dieß Vertrauen zur Ehre schätzen müsse, und allerlei Anleitungen zu ihrer zweckmäßigen und gebildeten Erziehung.

Frau Schulzin beantwortete sämmtliche Andeutungen und Instruktionen mit einem trockenen: „Ist schon recht!“ und zog mit der kleinen Pflegbefohlenen sammt ihrem schmalen Koffer ab.

Lenchens Loos hätte leicht schlimmer fallen können als bei der Tante Schulzin, und sie hat das bis zu ihrem Tod dankbarlich anerkannt. Landluft durfte sie einmal in reichem Maße genießen, auch zu essen bekam sie genug,

Aber fragt mich nur nicht wie?

In den Künsten einer feinen Küche war Tante Schulzin nicht erfahren und hielt nichts darauf; wenn nur große Stücke Fleisch auf dem Tisch standen und Schüsseln mit mannhaften Knödeln, eine Suppe, darauf ein schwarzes

Meer von Fett schwamm, so dünkte ihr die Mahlzeit vortrefflich bestellt. Lenchen versicherte gar oft in späteren Zeiten, wo es manchmal knapp bei ihr zugieng, wie sie der Kost der Tante Schulzin zweierlei verdanke: „Erstens habe ich Alles gut genug gefunden, auch das Geringste, wenn's nur ein klein wenig sorgfältiger gekocht war; und zweitens, wenn mich's noch so sehr hungerte, durft' ich zu meinem trockenen Brod nur an die dickgeschmälzte Suppe und an die fetten Stücke Kesselfleisch denken, die es am Schlachttag bei der Tante gab, so war ich schon übersatt."

Die Schule kam der Tante als ein ziemlich unnöthiger Luxus für das arme Kind vor: „Wenn die ihren Katechismus beten kann und einmal den Hauskalender einschreiben, so weiß sie überflüssig genug; zu rechnen wird sie ihr Lebtag nicht viel haben." So zeigten denn die Schultabellen von der kleinen Lene eine Menge „Versäumniß wegen häuslicher Geschäfte" und bei der Visitation bestand sie niemals glänzend. Aber doch kam sie zur Noth durch, sie hatte so gar gutmüthige Augen, und wenn der Lehrer beim Ueberhören endlich ungeduldig fragte: „Nun, Lenchen, wie heißt's weiter?" so schaute sie ihn so treuherzig damit an und versicherte ernstlich: „Ja, wenn ich's nur selber wüßt', ich thäts Ihnen ja gern sagen," daß er lachen mußte und nicht strafen konnte. Sie war der allzeit hilfreiche Genius ihrer Mitschülerinnen, den Armen gab sie ihr Vesperbrod, Andern wusch sie die Dintenflecke aus den Kleidern, suchte ihnen verlorene Bälle und holte vergessene Bücher; dafür halfen diese gern den Lücken ihrer wissenschaftlichen Bildung nach, die wirklich hier und da noch hinter den bescheidenen Forderungen der Dorfschule zurückblieb.

Daheim hatte sie freilich nicht die mindeste Zeit für

Schularbeiten; denn die Tante erwarb sich große Verdienste um das Menschengeschlecht dadurch, daß sie die Welt jedes Jahr mit einem neuen Mitglied, in guten Jahrgängen auch mit zweien zugleich bereicherte. Das Ereigniß wurde so ganz in den gewöhnlichen Jahreslauf mit aufgenommen, daß die Nachbarschaft es vollkommen in der Ordnung fand, wenn alle Jahre ein kleines Geschöpf weiter um Lenchen herumkrabbelte, und diese im Frühling mit den ersten Gänseblümchen auf den großen Grasplatz hinter dem Hause zog, um allda die jungen Enten und Gänse nebst den hoffnungsvollen Sprößlingen des Hauses zu hüten.

Es war keine Kleinigkeit, ihre verschiedenen Unterthanen hier zu übersehen und im Zaume zu halten, namentlich die muthwilligen Kleinen vor der Gansmutter zu schützen, die beständig mit ausgestrecktem Kragen im Vertheidigungszustand begriffen war, daneben die Größern zu hüten, daß sie nicht in den Ententeich purzelten, und die zwei Kleinsten im Wägelchen zu beaufsichtigen, die in verschiedenen Tonarten schrien und einander gegenseitig aufweckten und sich mit den kleinen, dummen Händlein im Gesicht herumkrabbelten.

„Das war ein Ernst," erzählte sie oft noch mit herzlichem Lachen, „eine kostbare Schule; so arg konnte später kein Trubel mehr sein wie der." Die Tante hielt sie dabei nicht schlecht, sie bekam große Stücke schwarz Brod mit auf diese Hirtenfahrten und Abends Most; nur wurde erwartet, daß sie neben dem Kinderhüten auch noch blaue Strümpfe stricke, die in ansehnlicher Zahl konsumirt wurden. „Das war wirklich schwierig," versicherte sie, „aber die Noth macht witzig; ich kam auf allerlei scharfsinnige Erfindungen. Das sah ich bald, daß die alte Gans allein Manns genug war, ihre Jungen zu hüten; unsers Nach-

bars Fritz, dem ich einmal seine Hosen geflickt, machte mir eine Einzäunung für sie, da konnte sie den Kragen herausstrecken nach Herzenslust. Meinen kleinen Kindern sang und pfiff ich, so lang ich strickte, oder schob das Wägelchen mit dem Fuß hin und her, manchmal ließ ich sie auch ein Bischen schreien, eingedenk des mütterlichen Zuspruchs der Tante: „„Schrei du nur; so lang d'schreist, so lang lebst!““ Für die Großen hatte ich allerlei Unterhaltungen; eine besonders machte viel Glück: ich hob gelegentlich alle alten Papierstückchen auf und nähte sie zu einem ungeheuer langen Schweif zusammen, den ich hinten an meine Zöpfe band, da durfte dann Jedes ein Stückchen abreißen bis er zu Ende war; dann machte ich ihnen weiß, ich könne keinen neuen Schwanz mehr machen, wenn sie nicht alle Stückchen wieder sorgfältig zusammenlesen würden. Ich kann's nicht sagen, wie viel mir der Papierschweif erleichtert hat. So oft die Tante befahl: „„So, Lene, kannst gehen und das Volk mitnehmen,““ fragten allemal die kleinen Buben: „Mit dem Schwanz, Lenchen, gehst mit dem Schwanz?“ und wenn das geschah, war's eine besondere Festlichkeit. Es waren freilich neben allem Drangsal meine goldensten Tage, die ich mit der kleinen Heerde im Freien zubringen durfte. An Regentagen oder Winters gieng's in der Stube oft arg her, und wenn der Lärm zu groß wurde, war Keines vor einem Puff der Tante sicher. Ich bekam manchen unschuldig; es that ihr nachher leid, doch meinte sie: „Hast's dießmal nicht verschuldet, so wird's ein andermal gewesen sein oder ist's für später gut.“

„Geduld habe ich gelernt in dieser Schule,“ gab Lenchen zu, „und sonst noch allerlei; wäre aber doch schlimm gewesen, wenn ich in keine andere gekommen wäre; denn

mit der Ordnung nahm man's nicht genau und sparen lernte man noch weniger; in Ermanglung eines Schnupftuchs nahm man oft den Leintuchzipfel und bewahrte dürr Obst in einer ungewaschenen Bettzieche auf; wenn die Aepfel haufenweise verfaulten oder das Gemüse im Keller verdarb, so nahm das die Tante nicht schwer: „„Auf den Düngerhaufen ist's alleweil noch zu brauchen und kommt so dem lieben Feld wieder gut,““ oder: „„Dem Schwein ist's auch zu gönnen, wenn's was Gutes kriegt, ist ja auch ein Hausgenosse.““

Lene blieb aber heiter und gutes Muths. Zu ihrem fröhlichen kleinen Herzchen war ihr eine sangreiche Kehle verliehen, die ihr und der Kinderschaar über manche drangvolle Stunde hinüber half. Die Familienchöre waren oft ergötzlich zu hören, bei denen Lenchen sich vergeblich bemühte, einigen Takt hineinzubringen; die kleinen Kreaturen wollten eben mitschreien, je lauter, je besser. Die Schulzin rechnete sich Lenchens Heiterkeit zum besondern Verdienst an, und wenn die Mägde mit der gewöhnlichen Verachtung des Volks gegen Unbemittelte sagten: „Jetzt singt die wieder! Möcht' nur auch wissen, für was Die singt und pfeift, die überall nichts hat!“ so sagte die Frau selbstgefällig: „Ei, gönnt ihr das Singen! da ist gut singen, wenn ein Waislein so gut unterkommt und bei solcher Kost!“ Als eine beständige Zeugin ihres Edelmuths wurde auch Lenchen gar wohl d'ran bei ihr. Die Leute verzeihen einem vieles leichter, als den Gedanken, daß man nicht gern bei ihnen sei. Da Lenchens Geschäfte, auch als sie allmählich zur Lene avancirte, so gar prosaischer Natur waren, so konnte sie ihre Musikstücke eben nicht immer harmonisch dazu wählen, und sie wurde vielfach ausgelacht, daß sie einmal, während sie

einen Schinken in Rauch hängte, gesungen habe: „Du, du liegst mir im Herzen," und unter dem Gänsestopfen: „Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb." Sie ließ sich das Auslachen gefallen und sagte gutmüthig: „Ei was, eine Gans ist auch eine Kreatur Gottes; wer weiß, ob's dem armen Vieh nicht seine Drangsale erleichtert, wenn man ihm ein Bischen dazu singt."

Allzulang aber sollte das gute Kind nicht bei den Fleischtöpfen der Tante Schulzin bleiben. Onkel Kommerzienrath hatte seine geliebte Gattin verloren, die er, mit der sichern Aussicht auf diesen schmerzlichen Fall, vor zwanzig Jahren als sechsundfünfzigjährige Wittwe geheirathet hatte; seine alte Hausmagd konnte durchaus mit keiner zweiten Person auskommen und doch sollte für Nothfälle noch Jemand im Haus sein, damit die Kasse nicht unbewacht bleibe. Als glückliches Auskunftsmittel fiel ihm nun sein verwaistes Nichtchen ein. Er brachte den Plan der Katharine in möglichst schonender Weise bei, und schilderte das Kind, das er lange nicht mehr gesehen, als äußerst schmächtig und unbedeutend, um seine Aufnahme leichter zu erlangen. „Ei, was denken Sie, so eine leibarme Kreatur!" schrie Katharine, „das ist kein Schutz für die Kasse, so Eins thut man ab um's Umsehen, und im Geschäft ist's auch kein Nutzen, im Essen vollends, da sind so dürre, schmächtige Leute die ärgsten." — „Ich glaube, es wird etwas erstarkt sein," sagte jetzt begütigend Herr Gick, „es war indeß bei der Schulzin in Malzen, ihrer Tante mütterlicherseits, da wird sich's herausgegessen haben." — „Ja, und einen schö-

nen Appetit bekommen haben," warf Katharine wieder ein, „da können Sie zusehen, wie Sie die füttern."

Der Antrag gieng aber dennoch durch und Lenchen wurde zum Onkel Gick berufen. Das galt in der ganzen Familie für ein äußerst günstiges Ereigniß, da man als natürlich annahm, daß sie der Onkel einst in's Testament einsetzen würde. Die ganze Familie schwebte nämlich in beständiger peinlicher Ungewißheit wegen dieses Testaments, und hielt es jedenfalls für besser, wenn eine Verwandte um den Onkel sei, als die allgefürchtete Katharine allein.

Tante Schulzin entließ ihre treue Kinderwärterin sehr ungern und fand es höchst ungerecht, daß man ihr das Mädchen nehme, das sie „aus dem Gröbsten herausgefüttert und mit der größten Mühe aufgezogen habe, nun sie eben anfange etwas nütze zu sein." Aber sie war zu gutmüthig, dem Kind vor seinem Glück, der möglichen Erbschaft des Onkels, zu stehen, auch theilte sie den Familienhaß gegen die alte Magd und war der Meinung, daß man dieser um jeden Preis die Erbschaft entreißen müsse.

So zog denn Lenchen nach recht schmerzlichem Abschied von der Schulzenfamilie ab und in ihre neue, etwas trübselige Heimath ein. „Ein Bischen Heimweh hatte ich wohl," erzählte sie von diesem Zeitpunkt, „ich fürchtete die Katharine, und es that mir schrecklich and um die Kinder, aber hier war Alles so hübsch säuberlich geputzt und aufgeräumt; wenn mir das auch zuerst unbequem und ungewöhnt war, so lernte ich es doch bald, und es war mir wohl dabei; auch war der Onkel so gar komisch, er hatte einen Schlafrock aus ostindischem Zitz, den er vor vierzig Jahren in einer Auktion in Amsterdam erstanden, der war gar zu unterhaltend, es waren Elephanten und Kameelthiere darauf,

Mohren und Palmbäume, ich entdeckte alle Tage etwas Neues auf diesem Schlafrock, den Katharine mit Stückchen von modernerem Ursprung im Stande erhielt. Dazu trug er Morgens eine leinene Schlafhaube; es war zu nett, ich hätte viel gegeben, wenn ich Jemand gehabt hätte, um mit mir zu lachen, aber es kam Niemand, und als mich die Katharine einmal allein lachen sah, so drohte sie, daß mich die jungen Adler noch fressen werden, wenn ich meinen Onkel verspotte."

Obwohl nun Lene keineswegs das dürftige, schwächliche Persönchen war, als das sie der Onkel dargestellt hatte, sondern ein blühendes, gesundes Mädchen, bei der die mannhafte Nahrung der Tante wohl angeschlagen hatte, so erwies sie sich doch als anspruchslose Hausgenossin, und ihr unverwüstlicher Frohsinn gewann zuletzt selbst die ledernen Herzen des Onkels und der Katharine. „Ich hätte es nicht ausgehalten," meinte sie später, „in der großen Einsamkeit und Trübsal, wenn ich mir nicht immerfort wie eine verwünschte Prinzessin und der Onkel wie ein alter Zauberer vorgekommen wäre. Aber da unterhielt ich mich viele Stunden lang mit den allerschönsten Begebenheiten, die geschehen könnten; ist aber kein Ritter gekommen, der mich fortgeführt hätte." Sorgfältige Küche konnte sie hier lernen; denn der Onkel versicherte fortwährend, es sei gar keine Kunst, mit Vielem gut zu kochen, aber mit wenig, fast mit gar Nichts eine feine Tafel herzustellen, darin zeige sich die gescheide Köchin. Dazu erzählte er eine lehrreiche Geschichte von dem Leibkoch eines preußischen Königs, der aus alten Glacéhandschuhen ein vortreffliches Ragout bereitet habe. Katharine that auch wirklich ihr Möglichstes, und Lenchen hatte Gelegenheit, praktische Vergleichungen anzustellen, ob Quali-

tät oder Quantität der Kost von mehr wesentlicher Bedeutung sei; sie blieb übrigens auch bei schmalen Rationen blühend und gesund.

Gegen ihre Fröhlichkeit hatte der Onkel just nichts einzuwenden, nur den hüpfenden Gang mußte sie sich abgewöhnen, weil der die Schuhe abnütze; da aber das Singen höchstens die Kehle abnutzt, so ließ er das gern passiren. Freilich war das gute Kind in diesem verzauberten Schlosse nicht allzeit singlustig gestimmt; so oft aber ihre helle Stimme erklang, so sagte der Onkel, recht wohlgefällig über seine eigene Generosität: „Ja ja, sie darf singen so oft sie will."

Katharine hatte das allezeit dienstwillige und zufriedene Lenchen zu ihrer eigenen Verwunderung in Wahrheit lieb gewonnen, aber die steigende Zuneigung des Onkels zu dem Kinde wurde ihr doch gar zu bedenklich. — Sie hatte ihn schon einmal in einer einsamen Stunde das Testament wieder durchlesen sehen, das doch längst besiegelt und unterschrieben in seiner Kasse deponirt lag; diese Gefahr mußte um jeden Preis beseitigt werden.

Sie begann allmählich dem Onkel beizubringen, wie es eben doch kostspielig sei, so ein junges Mädchen zu erhalten, auch wenn sie keinen Lohn bekomme und wie wenig sie dagegen nütze. Sie hatte einen ausgezeichneten Fund gethan: eine simpelhafte Person, die gegen ein Honorar von zwei Stücken Brod täglich alles erforderliche Holz und Wasser in's Haus tragen würde, „und das nützt mich eigentlich viel mehr als die Jungfer Lene, wo's Noth thäte, daß ich sie noch bediene; das Bischen Kochen und Zimmerbesorgen kann ich selbst, Flicken auch zur Noth, aber zum Wasserholen gehen mir die Kräfte aus, und dritthalb Personen für einen einzigen Herrn zur Bedienung, das wäre

ja himmelschreiend." — „Aber dann ist's doch ein vernünftiger Mensch," stellte etwas schüchtern der Gebieter vor. — „Ei was vernünftig, ich bin auch kein Amphibium; ich sehe gar nicht ein, zu was wir noch mehr Vernunft im Hause nöthig haben. Was bei uns zu denken ist, das können Sie und ich ganz kommod verrichten, noch ein weiterer Verstand ist überflüssig. Sie glauben nicht, was so ein junges Mädchen nur an Wäsche kostet."

Trotz all dem wäre der Onkel schwer dazu gekommen, sich von dem Kinde zu trennen, wenn nicht das Schicksal beschlossen hätte, Lenchen immer höher in der Familie zu führen.

Die Frau Base Geheime Oberfinanzräthin, die schon mit allen Branchen von Dienstboten aus den verschiedensten Kreisen: Laufmädchen, Zimmermädchen, Zimmerjungfern, Köchinnen, Haus- und Kammerjungfern, zahlreiche Versuche angestellt hatte, erinnerte sich in einer Magdnoth gnädig der kleinen verwaisten Nichte, die indeß wohl groß geworden war, und beschloß einen neuen Versuch mit dieser zu machen.

Nach allerlei gegenseitigen Unterhandlungen begriff der Onkel seine Pflicht, das Kind in ein Haus zu lassen, wo sie so reiche Gelegenheit zur Ausbildung hätte, und Lenchen sah sich, wie mit einem Zauberschlag aus dem nüchternen, beschnittenen Haushalt des Onkels in die elegante Umgebung der vornehmen Frau Cousine versetzt, wo alle Etagèren, Consoltischchen und Kommoden mit zierlichen und unnöthigen Gegenständen bedeckt waren, und man bei jeder Bewegung fürchten mußte, irgend eine Kostbarkeit herabzustoßen.

Lenchens Beruf war ein sehr mannigfaltiger; zunächst

hatte sie die Zimmer in Ordnung zu halten, die tausend und aber tausend Kleinigkeiten abzuwischen: porzellanene Schäfer und Rococodamen, geschmückte Federn und unbrauchbare Schreibzeuge, Stachelschweine mit Zahnstochern gespickt, Ringteller und Armspangenhalter, dazwischen ein Kruzifix und eine Bombonnière in schöner Eintracht beisammen.

Es brauchte dießmal eine Weile, bis Lenchen sich in den neuen Ton und die ungewohnte Umgebung gefunden hatte. Nicht einmal die Benennungen der Zimmer und Möbel konnte sie recht behalten, nannte den Salon Visitenstube, das Boudoir Hinterstübchen und die Etagère Glaskasten. Als sie einst beschäftigt war, die Frau Cousine zu frisiren, hörte diese Besuche draußen: „Schnell, Lene, weis' sie ab," befahl sie; Lenchen ging eilig hinaus, wußte aber nicht, wie sie's mit dem Abweisen machen solle, „die Wahrheit ist das Beste," dachte sie, und bat: „Spazieren Sie nur zu, meine Frau Bas' läßt sich gerade anziehen, sie wird bald fertig sein." Welcher Mißgriff und welch ungebildete Ausdrucksweise! Die Frau Base erschien nach einer Viertelstunde mit sonnenklarem Gesicht, dahinter Niemand die Zorneswolken ahnte, die sich in halblauten Worten über Lenchens unschuldiges Haupt entladen hatten, die sich von nun an die „Frau Bas" gänzlich abgewöhnen mußte.

Nach und nach lernte Lenchen begreifen, und wurde brauchbarer gefunden als viele ihrer Vorgängerinnen; doch gestand sie oft, daß hier ihr guter Muth in der größten Gefahr geschwebt habe. „Ich habe eben nicht hergehört, ich konnte keine Liebe fassen zu den vielen schönen Sachen, die mir anvertraut waren, wegen ihrer großen Unnoth. Wenn ich nicht hätte wieder so viel lachen müssen über

die überflüssigen Umstände, die die Leute mit sich und mit ihren Sachen machten, und wenn ich nicht gedacht hätte, es sei Gottes Wille, daß ich jetzt wieder ein neues Stückchen Leben anschaue, ich hätt's, glaube ich, nicht ausgehalten.

„Das Singen hätte ich bei der vornehmen Frau Base fast ganz verlernt. Es waren zwei halberwachsene Bäschen da, schwarze magere Dinglein, aber gewaltig gescheid für ihr Alter, die zeichneten mich vor den übrigen Dienstboten dadurch aus, daß sie besonders naseweis gegen mich waren; hauptsächlich suchten sie die ungelehrte Base mit ihrer Weisheit aus der höhern Töchterschule aus dem Feld zu schlagen. Ich ließ mich aber nicht aus der Fassung bringen: „Lene weißt Du wie die sieben Könige Roms hießen?" fragte Annette. „Nein, aber weißt Du, Annette, wie man eine Reissuppe kocht?" „Wie einfältig! sag' Du mir, wie lang Kaiser Nero regierte?" „Jedenfalls zu lang, und wenn's nur acht Tage gedauert hat, ich weiß schon zu viel von einem so schlechten Kerl, verlange gar nicht mehr zu wissen; sag' Du mir, wie lang die Butter kochen muß, bis sie Schmalz wird?" So ließ sich Lenchen mit der Wissenschaft nicht aus dem Feld schlagen, aber mit der Musik kam sie nimmer auf; die beiden Cousinen lernten Klavier, jede Woche vier Lektionen bei Madame Coulis, der ersten Lehrerin, jeden Tag zwei Uebungsstunden die Person, das gieng über Lenchens Kräfte; auch wenn man sie nicht versichert hätte, ihre Stimme sei ohne alle Schule und Kultur, sie hätte doch nicht gewagt, sie noch hören zu lassen.

Die Uebungsstunden und Lektionen wurden aber für die Cousinen noch nicht hinreichend befunden, man sah ein, daß zur Leitung der Uebungen ein Lehrer zweiten oder

dritten Ranges nöthig sei, und ein solcher wurde gefunden in der Person eines Waisenhauslehrers: „Ein lieber, anspruchsloser Mensch,“ wie Madame Coulis versicherte, der er bei Konzerten die Noten umwendete und bei Thé dansants zum Tanze spielte.

Der neue Lehrer war für Lenchen ein beständiger, stiller Herzenskummer, obwohl sie kein Wort mit ihm gewechselt hatte; er hatte so gar traurige Augen, und Lenchen konnte doch keine betrübten Herzen ertragen, sie las nie die Zeitung, weil sie da fürchtete, von Drangsalen zu hören, denen sie nicht abhelfen konnte. Sie wußte gar nicht, was sie dem traurigen Herrn Gutsmuths zu lieb thun sollte, um ihn aufzuheitern; den Kaffee den sie ihm hier und da präsentiren durfte, schenkte sie so süß ein, daß noch ein reichlicher Syrupniederschlag in der Tasse blieb, sie stellte an das Fenster, beim Piano, die schönsten blühenden Pflanzen und versetzte unter einem nichtigen Vorwand die Goldfischchen nebst Kanarienvogel in seine Nähe, um ihm Vergnügen zu machen. — Alles vergeblich, er deckte ein Tuch auf den Kanarienvogel und zupfte in Gedanken an den schönsten Blüthen des Rhododendron. Aber so wie ihr seine traurigen Augen weh thaten, schienen ihm ihre freundlichen wohl zu thun, mehr als Goldfischchen, Blumen und Vögel, und diese vier Augen hatten eine stumme Sprache miteinander gelernt, lang eh' sie andere Worte gewechselt hatten, als: „Sein Sie so gütig“ und „Danke Fräulein.“

Einmal war vergessen worden, Herrn Gutsmuths die Stunde abzusagen, als die Familie eine Fahrt nach einem nahe gelegenen fürstlichen Lustschloß gemacht hatte; somit traf er Lenchen allein, die seit langer Zeit auch einmal wieder nach Herzenslust sang, während sie durch alle Zimmer die

Garderobestücke zusammenräumte, die die Damen da und dort gelassen hatten. — „Sie haben eine schöne Stimme,“ sagte der ernste Gutsmuths, nachdem Lene ihm Bescheid gegeben. „Meinen Sie?“ sagte sie sehr vergnügt, „das freut mich, Sie verstehen sich doch darauf, hier wird so viel und so künstlich musicirt, daß ich gar nicht mehr wage, laut zu werden.“

„Was singen Sie denn, Fräulein?“ „Ach, was ich so am Wege aufgelesen habe, Unterricht habe ich seit der Schule nicht gehabt; ich glaube, es sind lauter altmodische Sachen, sie stehen alle in einem alten Notenbuch von meiner Mutter selig.“ „Nun, was zum Beispiel?“ „Wir sitzen so fröhlich beisammen,“ sagte Lenchen etwas schüchtern. Gutsmuths hatte das Piano schon geöffnet, als er noch die jungen Damen erwartete; er setzte sich und fieng die Begleitung des obengenannten schönen Liedes zu spielen an, Lenchen begann mit heller Stimme, Gutsmuths sekundirte, und sie sangen immer herzhafter das Lied durch bis

So knüpfen an's fehlende Ende
Den fröhlichen Anfang wir an.

Weder Augen noch Stimme des Herrn Gutsmuths sahen traurig aus, als er munter vorschlug: „Noch ein's.“ „Das Schiff streicht durch die Wellen,“ stimmte Lenchen an. Der Lehrer spielte und sekundirte wieder, und es gieng prächtig fideli—in fi—idela bis zum Schluß: „meine Lieder bring' ich wieder und mit ihnen meine Treu.“ „Was steht denn weiter im Notenbuch?“ fragte der Lehrer in so heiterem Ton, wie ihn ihm kein Mensch zugetraut hätte. „Du, du liegst mir im Herzen,“ sagte etwas schüchtern Lenchen, die jetzt erst fand, daß in der Mutter Notenbuch schrecklich anzügliche

Sachen stehen, die einen recht in Verlegenheit bringen, aber es blieb keine Wahl, Gutsmuths hatte schon begonnen und sie mußte mitmachen, bis an das schmelzende Ende:

Ja, ja, daß uns die Liebe vereint.

„Noch eins!" befahl der unermüdliche Lehrer, den man gar nicht mehr kannte. „Mir ist halt nie so wohl zu Muth," blieb Lenchen halb im Halse stecken.

Als wenn du bei mir bist,
Wenn meine Brust an deiner ruht,
Mein Mund den deinen küßt,

sang siegesmuthig Herr Gutsmuths fort; dießmal wäre aber Lenchen wahrhaftig nicht durchgekommen, wenn er nicht den Takt gehabt hätte, in ganz lehrhaftem Ton einige Ausstellungen an ihrem Gesang zu machen, das half Beiden aus der Verlegenheit, bis zu dem gar zu verfänglichen Schluß:

Ach wäre doch der Tag schon da,
Der noch so ferne scheint,
Wo am Altar ein freudig Ja
Auf ewig uns vereint 2c. 2c.

„Herr Je, Fräulein Lene, was verführen Sie für einen Gesang!" Dieser verwunderte Ausruf der Köchin rief das Paar wieder in die Wirklichkeit zurück, die sie ganz vergessen hatten. Herr Gutsmuths griff eilends nach Hut und Stock, und seine Augen wollten wieder in ihren alten, traurigen Zustand zurückfallen. Lenchen aber, obwohl hocherröthet, sah ihn so freundlich an, dankte ihm so herzlich für die Mühe, die er sich mit ihr gegeben, daß die Traurigkeit nicht bei ihm aufkommen konnte, er wagte sogar das

Anerbieten, ihrer schönen Stimme durch Unterricht nachzuhelfen, und sie wollte die Frau Cousine fragen.

Die Frau Cousine war über die Maßen erstaunt über den kecken Gedanken des armen Bäschens, Musikstunden zu nehmen, und Annette und Suzon wollten sich ausschütten vor Lachen bei der bloßen Idee; da aber doch Lene möglicherweise noch beim Chor in Familienkonzerten nützlich werden konnte, so wurde es gnädigst genehmigt für Abende, an denen die Familie in Gesellschaft sein würde. Freilich konnten diese Lektionen selten stattfinden, da Lenchen gar zu oft andere Beschäftigungen hatte, aber es gab ganz gemüthliche Musikstunden, in denen mehr geplaudert als gesungen wurde. Gutsmuths fand, daß Lenchens blaue Augen ihm in wundersamer Weise das Herz aufschlossen, er mußte ihr alles anvertrauen, alle Leiden und Entbehrungen einer einsamen Jugend, alle innern Kämpfe eines strebsamen Geistes mit äußerer Noth und Beschränkung. Lenchen nahm herzlich Theil an Allem, hatte für Alles einen Trost, wußte überall noch traurigere Exempel und gab so ergötzliche Schilderungen aus ihrer eigenen Vergangenheit, daß sie ihm, er wußte nicht wie, all seinen Kummer und Verdruß aus der Seele stahl, und er immer leichtern Herzens zu seinem mühsamen Beruf zurückkehrte.

Seine Augen wurden immer weniger traurig, ja sie bekamen einen ganz hellen Glanz, wenn er sich nur dem oberfinanzräthlichen Hause näherte. Eines Abends aber, als nach längerer Unterbrechung Lenchen wieder einmal Stunde nehmen konnte, kam er mit so besonders heiterer und aufgeregter Miene, grüßte sie so rasch und zutraulich, daß sie wirklich nicht wußte, was sie denken sollte. „Was haben

Sie denn, Herr Gutsmuths?“ fragte sie besorgt. Statt aller Antwort riß er das Klavier auf, präludirte in einer ihm gar nicht eigenen, sichern Manier und hub an zu singen: „Reich' mir die Hand, mein Leben . . . . .“ Lenchen kannte wohl die Musik, aber sie war viel zu erstaunt über dieß ungewohnte Gebahren des soliden Herrn Gutsmuths, der so gar nichts von einem Don Juan hatte, als daß sie hätte reden, oder gar singen können. Auch ihr Schweigen brachte den aufgeregten Lehrer nicht außer Fassung, er erhob sich vom Klavier und setzte ihr nun in Prosa und ohne Gesang auseinander, wie er ihr zwar kein Schloß zu bieten habe, aber doch irgend eine bescheidene Wohnung in der Stadt R., allwo er als Lehrer an der höhern Töchterschule ernannt sei.

Nun war gar nie zwischen den Beiden ein Wort von Liebe gewechselt worden, und doch kam Lenchen dieser Antrag durchaus nicht unerwartet, vielmehr ganz natürlich vor, wie sie nachher ihrem Gatten selbst gestand. Aber dießmal wechselten sie die Rollen, sie war die Bedenkliche, die ihre beiderseitige Armuth und die möglichen Sorgen der Zukunft erwog. Gutsmuths, noch ganz berauscht von seinem Glück und dem raschen Entschluß, den er gefaßt, widerlegte Alles siegreich, und Lenchen war nicht unbesiegbar. Wo hätte ein junges Herz allzulange bei diesen materiellen Bedenken verweilt. Welchem liebenden Mädchen wäre es nicht möglich erschienen, im Nothfall mit hundert Gulden des Jahrs auszukommen an des Geliebten Seite!

Eine zweite Frage ist freilich, ob solche jungen Herzen auch durchführen können, was sie unternommen, ob nicht diese edlen, weltverachtenden Mädchenseelen als Frauen nachher dem Mann den Kopf vollseufzen, wenn sie einen Hut

zwei Sommer lang unverändert tragen müssen, und ihn unterhalten mit schönen Geschichten von Präsenten, die andere Ehemänner ihren Frauen gegeben.

Das aber war Lenchens Sache nicht; was sie sich gelobt, als sie zum erstenmal an ihres Mannes Seite eintrat in ihr Eigenthum: „Wie's kommt, so soll mir's recht sein," das hat sie redlich gehalten.

„Ein Eigenthum! wißt Ihr auch, was das sagen will für ein armes Mädchen, die überall in der Welt herumgeschoben wurde, wie ein fünftes Rad am Wagen?" sagte Frau Lene noch als Wittwe; „ein Plätzchen, wo man hingehört, ein Herz, das einem eigen ist, ein Auge, das einen mit Verlangen sucht und mit Freuden grüßt. O, wenn mir Gott nur acht Tage gegönnt hätte in meiner eigenen Heimath, ich hätte mein Leben lang kein Recht mehr gehabt, mich zu beklagen. Ich war im ersten Jahr ein paar Tage krank. Ach was war das für eine Glückseligkeit, so krank zu sein. Man hat mich zuvor wohl auch nirgends hilflos liegen lassen, aber die Leute sahen es nur als eine Kalamität für sich an, wenn ich krank wurde, und rechneten mir's zum besondern Glück, daß ich nur im Bett bleiben durfte. Mein Alter war ein grausam ungeschickter Krankenwärter, und da wir keine Magd hatten, mußt' er mir die ganze Speisekammer vor's Bett bringen, was freilich keine große Arbeit war, damit ich ihm zeigte, was und wie er kochen sollte. Aber es war doch so ein ganz anderes Ding, wie er sich so besorgt über mein Bett beugte und so glückselig war, wie mir's wieder besser wurde; ich wurde vor lauter Lachen gesund, weil er Alles so dumm angriff, und doch that er mir's so gern!

„Mit dem Auskommen ist's unterschiedlich gegangen

da wir gleich zu Anfang nichts hatten, und fast die ganze Hauseinrichtung nach und nach vom Einkommen anschaffen mußten, aber es gieng doch. Mein armer, guter Mann blieb nicht immer so getrosten Muthes, wie er an jenem Abend gewesen, als er so leichtfertig den Don Juan gesungen. Er hatte das Leben immer schwer genommen und Nahrungssorgen fast am schwersten; es drückte ihn, zu denken, daß er mit dem Fleiß und der Anstrengung eines ganzen Lebens es nicht soweit gebracht, den Seinigen ihr ausreichendes, tägliches Brod zu verschaffen. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte; jetzt kam mir die Kunst von Onkels Katharine zu gut, mit Wenigem gut zu kochen; wie der Leibkoch von Preußen lernte ich's freilich nicht, hätte auch keine Glacéhandschuhe zum Verkochen gehabt und wahrscheinlich nicht die Zuthaten wie jener.

„Es kamen nach und nach sechs Kinder; wie ich's angegriffen, daß ich mit denen fertig wurde, weiß ich selbst nicht mehr, doch kam mir da die Schule der Tante Schulzin zu gut. Ich band mir oft das Band um den Leib, mit dem ich das Wägelchen zog und spazierte damit auf und ab, indem ich nähte oder strickte; auch lernte ich noch vielerlei, was in keiner meiner Lebensschulen vorgekommen war, Mannskleider machen und Flicken aus dem FF. An's Klavier bin ich nicht oft gekommen, aber das Singen hat mir viel geholfen, meine Kinder hörten's so gerne und ließen mich manch Viertelstündchen ruhig an der Arbeit, so lang mir noch ein Liedchen einfiel. Ich bin mir oft wie jener Geiger vorgekommen, der eine Nacht lang dem Wolf vorspielen mußte, damit dieser ihn nicht auffraß."

Drei von den Kindern starben in zartem Alter, aber drei wuchsen zu der Mutter Freude auf, und die Erinneru[illegible] [illegible]t

an eine heitere Jugend, an eine fröhliche Heimath blieb ihnen eine Begleitung für's Leben. Die Mutter war unerschöpflich in Erfindung wohlfeiler Vergnügungen für sie; aus einem alten Kartenspiel, das ihnen ein freundlicher Wirth geschenkt, schnitt sie oft fast ganze Ameublements aus, und ihre selbsterfundnen Geschichten waren so wunderbar, daß es den Kindern sogar zu bunt wurde, wenn z. B. der Wallfisch mit dem Strickzeug zum Elephanten in die Visite kam, und dergleichen schöne Sachen mehr.

Die Familie war durchaus nicht mit der Heirath einverstanden gewesen, so erleichtert sie sich andrerseits gefühlt hätte, die Waise versorgt zu wissen; „das gibt nur für die Zukunft eine vermehrte Last,“ fürchteten sie. Als sie aber sahen, wie heiter und zufrieden sich Lenchen in ihre Lage fand, wie weit entfernt sie war, der Familie mit Bitten oder Klagen lästig zu fallen, da versöhnten sie sich mit ihrer Wahl und gaben ihr sogar von Zeit zu Zeit reelle Zeichen ihres Andenkens.

Von der Tante Schulzin kam je und je ein Säckchen Mehl, ein fetter Schinken oder ein Töpfchen Schmalz, um den mageren Haushalt zu erfrischen; Frau Oberfinanzräthin schickte zu Zeiten ein abgelegtes Kleid, alte Hüte jeder Gestalt und ganze Schachteln voll jener heimathlosen Effekten, die bei jedem Aufräumen als Rest bleiben: abgetrennte Kleiderleiber, zerrissene seidene Geldbörsen, verschossene Haubenbänder, abgedankte Chemisetten und löcherige Schleier, Gegenstände, die man nicht gern in's Feuer oder auf den Mist wirft, und bei deren Anblick man in der Fülle eines wohlwollenden Herzens sagt: „Wenn ich jetzt nur Jemand wüßte, dem ich eine rechte Ehre damit anthun könnte.“ Selbst Onkel Gick, der zu Gevatter gewonnen wurde, ließ sich bei solchen Ge-

legenheiten mit einem silbernen Löffel herbei, nicht ohne nützliche Lehren einlaufen zu lassen, über das Bedenkliche eines allzugroßen Kindersegens.

Lenchen nahm Alles dankbar an, sogar die gemischten Sendungen der Frau Base; für die Kinder war immer noch etwas Ergötzliches darunter, sie veranstaltete große Lotterien davon und all die Gewinnste erregten unendlichen Jubel, wenn auch das kleine Volk selbst nicht wußte, was damit anfangen, und die Mutter nachher tribulirte: „Mutter, heb' mir's wieder auf.“ Später fieng sie unter der Hand eine kleine Puppenfabrik an, und ihre Produkte, in die Lappen der Frau Base gekleidet, wurden mit großem Vortheil verkauft.

Es gelang ihr wirklich, ihre Kinder in dem glücklichen Glauben aufzuziehen, daß es eigentlich Niemand auf der Welt so gut habe wie sie; neue Knie und Ellbogen an den alten Kleidern kamen ihnen wie die schönsten Zierathen vor. Klagte Karl, daß Oberamtsrichters Fritz und Oberamtmanns Otto sich gerühmt haben, daß ihr Vater mehr sei als der seinige, so zeigte sie ihm die schöne Stelle der Bibel, „daß die Lehrer leuchten werden wie der Sonne Glanz,“ so etwas Schönes komme von keinem Oberamtmann und von keinem Oberamtsrichter in der Bibel. Manchmal meinte ihr Mann freilich, die Mittel, mit denen sie ihr kleines Volk zur Zufriedenheit erzog, seien zum Theil unpädagogisch, sogar oft unlauter, es sei nichts damit gewonnen, wenn sie ihnen weismache, das Wohlfeile sei das Schönste; sie sollen lernen mit dem Wohlfeilen vorlieb nehmen,. auch wenn es das Geringere sei. Die Frau aber hatte darin ihre eigenen Grundsätze, sie meinte: „Wenn sie nur derweil brav und zufrieden sind, das andere lernen sie, wenn sie gescheider sind.“

Sie hatte ihren guten Muth nöthig, wie denn überhaupt diese köstliche Gabe selten Einem vergeblich verliehen ist: ihr Mann war viel leidend, namentlich nahm sein Augenlicht frühe ab, doch waren die Kinder damals schon etwas herangewachsen, sie konnten dem Vater Vorleser und Sekretäre sein. Er mußte seine Entlassung nehmen, und sein sorgenvolles Gemüth fühlte sich ganz niedergedrückt durch die aussichtslose Lage seiner Familie. „Da dacht ich wie der Onkel," sagte Frau Lene, „heiter sein, wenn man genug hat, ist keine Kunst, aber fröhlichen Muthes bleiben, wenn Alles leidig geht, das ist eine Kunst, die sich nur in unsers Herrgotts Schule lernt."

Und fröhlichen Muthes ist sie geblieben. Kein Wort der Klage hat je ihrem Manne das schwere Herz noch schwerer gemacht, sie suchte alle Künste, die sie in den Lehrjahren ihrer Jugend erlernt, hervor: Bei Tante Schulzin hatte sie etwas vom Feld- und Gartenbau gelernt, was sie nun aus eigenen Mitteln auf elegantere Verhältnisse anwandte, indem sie als Obergartendirektorin bei ihren Bekannten funktionirte. Nach den Rezepten der alten Katharine verfertigte sie Anisbrod und Magenschnitten, die vortrefflichen Absatz fanden; bei der Frau Cousine hatte sie feine Handarbeiten gelernt, die sie jetzt mit ihrem Töchterchen übte. Der Mann gab Lektionen, wie sie ein Halbblinder geben konnte. „Wir werden noch steinreich," versicherte sie ihren Mann, „das Geld zieht von allen Seiten ein, sogar Karl gibt einigen faulen Schulkameraden Nachhilfstunden gegen ein Douceur von drei Kreuzern, und der kleine Ludwig hat einen äußerst lukrativen Handel mit Goldkäfern und Hornschrötern eröffnet; wir müssen uns nur vor dem Wucher hüten."

Und musikalisch gieng's zu in dem Lehrerhause! Wenn der Vater mit nichts mehr zu erheitern war, so stimmte die Mutter an: „Wir sitzen so fröhlich beisammen," und erzählte, wie sie dazu vor Zeiten eine Gans gestopft habe; bei dieser Gelegenheit ergötzte sie dann die Kinder mit der Beschreibung einer prächtigen fetten Gans, die sie zukünftig einmal speisen würden, wenn mehrere glückliche Umstände zusammentreffen sollten, und der kleine Kreis wurde ganz heiter bei der Schilderung dieses Festmahls, während die Mutter köstliche schaumige Milch mit Schwarzbrod als Abendessen vertheilte.

Der Gatte starb und Lenchens froher Muth wurde zum stillen Muthe auf lange, aber die alte Fröhlichkeit tauchte doch wieder auf. „Mein guter, lieber, seliger Mann würde mir's schlecht verdanken, wenn ich jetzt für die Kinder nichts hätte, als ein trübseliges Gesicht und ein sorgenvolles Herz; hat er doch beim letzten Abschied zu mir gesagt: „Gott erhalte Dir Dein fröhliches Herz und Deinen leichten Sinn, sie sind eine goldene Mitgabe für uns gewesen." Auch hatte sie Glück mit den Kindern, „des braven Vaters Segen," wie sie lebenslänglich mit dankbarem Herzen erkannte: Karl bestand mit Glanz in drei Landexamen und brachte vom niedern Seminar der Mutter und Schwester splendide Christgeschenke, die er von seinem Weingelde erspart hatte. Ludwig wurde wegen seines muntern, alerten Wesens von einem Kaufmann unentgeltlich als Lehrling aufgenommen, und entwarf schon die schönsten Plane, wie er gleich dem Richard Withington in Katzen oder sonst einem neuen Handelsartikel unerhört glückliche

Spekulationen machen und seine Familie in Ueberfluß versetzen werde. Sophie, das Töchterlein, gründete mit der Mutter Beistand für kleine Mädchen eine Strickschule, die der heitern Mama wegen, die so schön zu erzählen wußte, sehr besucht wurde.

„Schmal ist's darum doch oft bei uns zugegangen,“ gab Frau Lene zu, „die Buben, Gott sei Dank, wurden groß und stark, und des Vaters alte Röcke reichten nicht mehr für sie aus; das kostete mich denn schwer Geld, sie herauszukleiden. Wenn Karl in der Vakanz war und Ludwig auch kommen durfte, so wollte mir's oft weh thun, daß ich den Kindern nicht auch eine Güte erweisen konnte, oft nicht einmal eine recht warme Stube machen, bis wieder die Pension kam. Da schlug ich ihnen vor, ein paar Kameraden und Freundinnen zu holen, ich wolle ihnen zum Tanz aufspielen, damit ihnen warm werde — ich sage Euch, es gab einen Prachtsball, und unversehens brachte noch eine kleine Schülerin der Sophie einen Korb der schönsten Aepfel, so hatten wir wieder vollauf.“

Die Verwandtschaft zeigte sich nicht besonders großmüthig gegen Frau Lene und ihre Familie. Tante Schulzin war gestorben, die Frau Geheime Oberfinanzräthin mit ihren Töchtern nach München gezogen, dem Onkel hatten die Kinder pflichtschuldigst ihre Konfirmatian angezeigt, die er je mit einem Kronenthaler honorirte, seither wurde er, wie man hörte, immer ängstlicher von der Katharine gehütet und nahm nicht die mindeste Notiz mehr von seinen Pathchen.

Die Kinder hörten nicht viel klagen und seufzen von der Mutter, was wohl oft sonst das Loos der Wittwensöhne ist. Sie sagte ihnen nie: „Ach Gott, was ist es

für eine Sorge für eine Wittfrau, Kinder groß zu ziehen und wie schrecklich wäre es, wenn ihr erst nicht erkennen würdet, was ich mit Euch durchgemacht.“ Nein, sie sagte nur: „Gott sei Dank, daß ich doch Euch habe, ich weiß, daß Ihr mein Stolz und meine Freude sein werdet. Auf Eures Vaters Hügel konnte ich nur einen Rosenstock setzen, aber gute Söhne sind das schönste Denkmal auf eines braven Vaters Grab.“ Und die Mutter verstand es so gut, die arme Heimath hell und freundlich zu erhalten, daß sie ihnen das Schönste und Liebste blieb. Sophie wirkte treulich mit und half gern arbeiten und entbehren, damit man gemeinsam festliche Tage feiern könne, wenn die Brüder kamen.

Karl, der älteste Sohn der Frau Lene, war dem Ende seiner Studienzeit nahe. Ein Freund, der Sohn eines wohlhabenden Gutsbesitzers, bot ihm für die letzte Ferienzeit ein Stübchen in seinem elterlichen Hause an, wo er sich bequemer auf seine Prüfung bereiten könne, als in den engen Mansarden der Mama. Es war dem jungen Menschen doch auch einmal recht wohl in dem reichlichen, behaglichen Hausstande, wo man nicht gleich den Töpfen auf den Grund sah, wie daheim. Da trat eines Abends der Herr vom Hause eiligst in die Stube der jungen Leute: „Nun, ihr jungen Kirchenlichter, wer hat Lust, morgen zu predigen? In Klotzingen drüben ist die gesammte Geistlichkeit erkrankt; der Dekan, der vernommen, daß hier zwei hoffnungsvolle Kandidaten sind, schickt da unten seine Kalesche um Einen zur morgigen Predigt zu holen; wer will gehen?“

Eine Predigt noch vom Samstag auf den Sonntag zu studieren, ist keine kleine Zumuthung für einen jungen Kan-

didaten. Der Sohn vom Hause lehnte die Ehre entschieden ab; Karl hatte einen höhern Locus und ein prächtiges Gedächtniß, der konnte es wohl thun. Karl war zu schüchtern abzulehnen, und setzte sich schweren Herzens, mit dem morgigen Evangelium bewaffnet, in die Pfarrkutsche. Daß die ganze Hausgenossenschaft versprach, ihm morgen in die Kirche zu kommen, trug keineswegs zu seiner Ermuthigung bei; er hätte lieber dießmal den Geistern gepredigt, wie der selige Oetinger, als diesen lachenden schelmischen Mädchengesichtern, mit denen er die ganze Woche hindurch Scherz und Possen getrieben hatte.

Dem freundlichen, alten Herrn, dem Dekan, schüttete er sein bängliches Herz aus und erhielt guten Trost. „Ich sage nicht, daß Ihr jungen Leute es zu ernst nehmt; im Gegentheil, wenn Ihr's ernst genug nehmet und mehr an den Herrn denkt, dessen Wort ihr verkünden sollt, als an die Leute, denen Ihr's mitzutheilen habt, so werden viele unnöthige Aengsten wegfallen. Wir Alten haben auch unsere Klippe, so gut und mehr als ihr Jungen. Wir haben uns dagegen zu wehren, daß es nicht zum Handwerk werde, wenn wir so Jahr um Jahr dasselbe Wort derselben Gemeinde zu verkünden haben. Da habe ich von einem alten ehrwürdigen Geistlichen ein gutes Rezept dagegen gelesen. Als man den fragte, wie es möglich sei, daß er in so langen Jahren jede Predigt noch mit demselben Feuer und Ernst ablege, als verkünde er das Wort zum Erstenmal, da sagte er: „Ich muß mir bei jedem Gottesdienst denken, es sei heute eine Seele zugegen, die den letzten Kirchengang feiere, und in meines Wortes Kraft stehe es, nächst Gott, diese Seele noch zu retten.“

Diese Worte bewegten Karl wunderbar. Sein Evan=

gelium: „die Arbeiter im Weinberge,“ sah er nun erst mit ganz andern Augen an, und als er am Sonntag die Kanzel betrat, da dachte er nicht an die ihm ungewohnte zahlreiche Gemeinde, nicht an die schlauen halblächelnden Mienen, mit denen die Gutsbesitzersfamilie einen Stuhl gegenüber der Kanzel bezog; er dachte nur an die Eine Seele, die er vielleicht noch zu retten habe für ein ruhiges Sterbestündlein, für ein seliges Erwachen, und in seinen Worten war eine Kraft und ein Feuer, wie es gar nicht in seiner ruhigen, schüchternen Natur zu liegen schien.

Etwas erschöpft kehrte er in das Haus des Dekans zurück, wohin Magd und Hausfrau schon sein Lob vorausgetragen hatten. Ueber Tisch kam die Frau Dekanin, sehr verwundert herein: „Der Kommerzienrath Gick läßt fragen, wer heute der junge Prediger gewesen sei, und läßt ihn bitten, nach Tisch zu ihm zu kommen.“ — „Der Kommerzienrath?“ fragte der Dekan erstaunt, „geht denn der in die Kirche?“ — „Erst seit ein paar Wochen, seit dem schnellen Tod seiner Magd, der Katharine; es scheint, er fürchtet sich, seit er allein ist.“ Karl versprach zu kommen. Nun erst erinnerte er sich wieder des Herrn Onkels, von dem er seit jenem Konfirmationsthaler nichts mehr vernommen hatte, als die wiederholte, ziemlich klare Andeutung, daß er viel zu alt und ruhebedürftig sei, um noch Besuche irgend einer Art empfangen zu können. Ohne sich jedoch über diese nähere Beziehung zu äußern, begab er sich nach Tisch zu dem alten Herrn.

Eins der stillen Wunder, wie sie wohl täglich, wenn auch tausendmal unbemerkt und unbeachtet sich ereignen, war hier vorgegangen. Durch die kunstlose, ernst gemeinte Rede des jungen Predigers war in diese alte, verknöcherte

Seele ein Licht aus einer höhern Welt gefallen, eine Ahnung war ihm aufgegangen, daß es ein anderes Ziel gebe, als seinen mühselig ersparten Mammon mühselig zu hüten; in diesem Lichtstrahl sah er aber auch sein vergangenes Leben als ein verlornes hinter sich liegen, und griff ängstlich nach einer Hand, die ihm in diesem Dunkel einen sichern Weg zeige. „Ich war ein müßiger Arbeiter,“ sprach er mit zitternder Stimme zu dem eintretenden Karl, den er nicht kannte, „und ich fürchte, bei mir wird bald die zwölfte Stunde schlagen, sagen Sie mir, ob es nicht zu spät ist.“

Da stand der Jüngling, der kaum selbst das Leben kannte und noch so wenige seiner Versuchungen bestanden hatte, vor dem Greis am Grabesrande, und sollte vor ihm stehen als ein Prediger der Buße, als ein Verkünder der ewigen Erbarmung. Recht mit einemmal kam die schwerste, die höchste und gewaltigste Bedeutung seines künftigen Amtes über ihn. Aber Vertrauen macht stark, und wie zuvor auf der Kanzel, so ward ihm auch jetzt gegeben, zu reden in der Kraft des Wortes, das ihm vertraut war, im Sinne dessen, der das zerstoßene Rohr nicht zerbricht und das glimmende Docht nicht auslöscht, er vermochte dem verzagenden Herzen einen Stab zu bieten für seine letzten Tage.

Der alte Mann wollte seinen jungen Freund fast nicht mehr loslassen, und erst als sie sich in leichtern und ruhigern Gesprächen ergiengen, erfuhr er, daß er sein nie gesehenes Pathchen vor sich habe. Das war nun ein Erstaunen und Verwundern! Das langvergessene Bild der kleinen Lene tauchte wieder auf und die Erinnerung an die Zeiten, wo sie seinen trübseligen Herd erheitert hatte. Karl

suchte so viel wie möglich zu verbergen, durch welch sorgenvolle Zeiten sich seine Mutter durchgekämpft, und versprach, sie werde den Onkel bald besuchen. So trennten sie sich endlich, nachdem sich ein eigenthümlich festes Band zwischen dem Greis und dem Jüngling geknüpft.

Karl war wieder bei der Mutter und im Begriff, zum Letztenmal auf die Universität abzureisen. Das wunderbare Zusammentreffen mit dem Großonkel hatte er ihr nur kurz mitgetheilt, wie es in der ernsten und wichtigen Natur seines Verkehrs mit dem alten Manne lag.

Eben war seine Garderobe zur Revue ausgebreitet und große Berathung wurde gehalten, wie sie ohne Kosten und ohne Schulden wieder anständig in Stand zu setzen wäre; einen der Röcke getraute sich die Mutter zu wenden, dann gebe es noch ein charmantes Röcklein in's Kolleg, für den andern rieth Sophie Willer'schen Kräuterbalsam, von dessen Gebrauch auch an den kahlsten Stellen Haare wachsen — da kam ein Brief an Frau Gutsmuths, amtlich schwarz gesiegelt. — Der Onkel war todt, sie war Erbin, mit Ausnahme von bedeutenden Legaten an seine Verwandten. Was kein Unglück leicht über sie vermocht hatte, das bewirkte dieß ungeahnte Glück, sie setzte sich nieder und weinte bitterlich. „Was hast Du, Mutter?" rief Sophie erschrocken. „Hast Du's nicht recht verstanden?" fragte Karl, der die Papiere durchgesehen. „Ach nein, ich verstehe es wohl," schluchzte die Mutter, „aber daß es Euer guter Vater nicht mehr erlebt hat, der sich's so sauer werden ließ und sich im Stillen so abgesorgt hat um Euch!". — „Aber," und plötzlich fieng sie unter Thränen an hellauf zu lachen, „wenn

der Vater das wüßte, daß der Karl, sein „Dusemannle,“ wie er ihn genannt, so des Onkels Herz gewonnen und das reiche Erbe! der würde aufschauen. Wie oft hat er gesagt: um den Ludwig ist mir nicht bange, das ist ein gewandter Mensch, der macht seinen Weg. Für den Karl, das Dusemannle, müßt Ihr eben sorgen, daß es nicht in der Stille um all sein Bischen Habe kommt — und das Dusemannle macht uns nun alle reich!“ und das Lachen gewann die Oberhand, sie lachte so herzlich als sie vorhin geweint.

Die Kunde, daß Frau Gutsmuths ein Erbe einthue, das der Volksmund alsbald auf die runde Summe von Achtmalhunderttausend festsetzte, verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Stadt, und die Bettelleute, die ohnehin das Haus der gutmüthigen Frau sehr gut kannten, strömten in hellen Schaaren herbei. Im Uebermaß ihrer Güte und ihres Dankgefühls verschenkte auch die gute Seele so viel, daß endlich Karl und Sophie Eintrag thaten und meinten, bis das Erbe erhoben sei, müsse man doch auch zu leben haben.

Der Principal ihres Ludwigs, ein sachverständiger und rechtlicher Mann, erbot sich, das Erbe zu erheben, und rieth ihr wohlmeinend, sich unter Vormundschaft zu begeben. Davon sah sie auch die Nothwendigkeit ein, da sie selbst ihr überfließendes Herz kannte und ihre freigebigen Hände, wo die Rechte und die Linke in die Wette gaben.

Das Erbe stellte sich nun keineswegs so ungeheuer heraus, da der alte Herr aus lauter Geiz und Aengstlichkeit es am rechten Betrieb hatte fehlen lassen; doch überstieg es immerhin die kühnsten Erwartungen der kleinen Familie.

Der Fond ward unberührbar sicher gestellt und von den Zinsen führte Frau Lene mit den Ihrigen ein heiteres, geschäftiges Leben. Nun konnte sie ihnen erst recht ein

fröhliche Heimath bieten, und das kalte, todte Geld des Onkels hätte sich's wohl nie träumen lassen, daß es noch zu so viel lebendiger Herzensfreude werden könnte.

Als sie noch bei der Tante Schulzin war und Kinder hütete und ihre Liedlein sang, da war zwischen dieser und einer alten Magd oft ein Streit entstanden über das heitere Kind. „Die kriegt noch g'nug zu weinen," hatte die alte Dore bedenklich gesagt, „wer mit solchem Leichtsinn geboren ist, der muß noch schwer tragen." — „Die treibt's hinaus sag' ich," sagte die Schulzin, „so lustiges, leichtsinniges Volk trägt's in sich, daß es ihm zuletzt noch gut geht." Und sie haben im Grunde Beide recht behalten.

Und Frau Lene florirte noch lange als stattliche Großmama und sang den Enkelein die Lieder, die sie einst gesungen, als sie Braut geworden. Jung und Alt sammelte sich gern um sie und sonnte sich in ihrer unvergänglichen Heiterkeit. Bis zum Tode floßen ihre Lippen über von Dank und Freude. „Das darf ich sagen," sprach sie noch in ihren letzten Tagen, „daß ich keine gute Stunde vorübergelassen habe, ohne mich ihrer zu freuen."

Aus ihres Sohnes Händen empfieng sie auf dem Sterbebette den letzten Trost, dann sah sie ihn mit hellen Augen an und sagte: „Lieber Karl, Gott weiß, ich sterbe so gern wie ich gelebt habe," und das blieb ihr letztes Wort.

VI.

Ein stolzes Herz.

Du hasts gewollt und willst nicht klagen,
Du hast's gethan und willst es tragen.
Bleib' denn allein auf stolzen Höh'n,
Wo freie Winde Dich umweh'n!
Doch, zieht ein müdes Herz Dich wieder
In's stille Thal der Demuth nieder,
Ein Vaterhaus, ein Vaterherz
Steht offen für des Kindes Schmerz.

Papiere einer Ungenannten.

Man findet selten, daß Maler, Dichter, Musiker als Lebensgefährtin ein gleichgestimmtes, poetisch und künstlerisch begabtes Wesen finden oder wählen, eine zartbesaitete Seele, in der jeder Accord, den ihre Künstlerhand anschlägt, süßer und tiefer wiederklingt; und wenn sich das trifft, so ist leider in dieser unvollkommenen Welt sehr zu fürchten, daß die Seelenharmonie nur zu leicht durch häusliche Mißtöne gestört werde; es ist nicht unmöglich, aber es ist schwer für eine Künstlerin, das liebevolle Interesse, den aufmerksamen Blick für die kleinsten Einzelnheiten zu bewahren, die eine gute Hausfrau machen.

Darum führt die gütige Vorsehung häufig den „Göt=

terlieblingen“ die so selten verstehen, auf der Erde soliden Fuß zu fassen, nüchterne, fleißige, praktische Frauen zu, die ihren äußern Menschen in ordentlichem Stand halten, die dem flüchtigen, ungleichen Gewinn des Mannes eine vernünftige Verwendung geben und ihm zu einer behaglichen Heimat verhelfen. Es gilt freilich auch hier, das rechte Maß zu treffen, die Herzen müssen sich verstehen wo es die Geister nicht können; sonst bleibt die trockene, nüchterne Hausfrau, die dem Manne wohl das Haus rein hält, die ihm aber das Herz nicht warm halten kann mit dem Odem der Liebe, — sonst bleibt sie leicht allein mit all ihrem Gutmeinen und ihrer Fürsorglichkeit, — eine Magd, nicht eine Gefährtin, und der beste Segen der Ehe geht ihr und dem Manne verloren.

Das war übrigens eine Abschweifung gleich zum Anfang, auf die ich durch die Betrachtung gekommen bin, daß eine ähnliche Verbindung zwischen Prosa und Poesie nicht nur oft zwischen Mann und Frau, sondern auch zwischen Land und Leuten besteht. So scheint es zum Beispiel mit dem schönen Schweizerlande zu sein. Am Fuße dieser märchenhaften Berge, deren Gipfel hoch in den lichten reinen Aether ragt, am Ufer dieser wunderbaren Seen, versteckt in diesen heimlichen, lieblichen, traumgleichen Thälern, denkt man sich als Bewohner ein Volk von Träumern, von Dichtern und Denkern, nur reich an Märchen und Sagen, an Liedern und Sangesweisen. Nun findet sich zwar das alles in der Schweiz, aber doch nur ausnahmsweise. Die Mehrzahl der Bewohner ist ein frisches, rühriges, industrielles Geschlecht, nüchtern und praktisch, das nicht nur dem oft kargen Boden das Mögliche abgewinnt, sondern selbst die Schönheit und Größe seiner Heimathberge, die Geistesbildun

seiner Töchter, den starken Arm seiner Söhne nutzbringend zu verwenden weiß und so neben der herrlichen, aber oft unfruchtbaren Naturschönheit auch Wohlstand und behagliche Existenz in seinem Vaterlande heimisch gemacht hat.

Wie denn aber die Verbindung des poetischen Gatten mit dem prosaischen Weibe geweiht wird durch innige Liebe, so bindet ein tiefes Herzensband den nüchternen, praktischen Schweizer an seine schöne, wunderbare Heimath. Der erwerbsame Kaufmann trägt seinen Gewinn über Länder und Meere wieder in die Heimath zurück, um ihn dort zu genießen; dem rauhen Soldaten, der seinen Arm fremdem Dienste verkauft, bricht das Herz, wenn er die Laute seiner Heimat hört; das Bauermädchen, der jeder Anflug von sentimentaler Bildung ferne geblieben, bricht in Freudenthränen aus, wenn sie nach kurzer Trennung ihr Heimatdorf wieder sieht, — die Poesie des Schweizers ist seine Vaterlandsliebe.

So soll, was ich bemerkt, nicht ein Vorwurf sein, nur eine Anerkennung der freundlichen Ausgleichung der Vorsehung, die wir überall finden, wo wir aufmerksamen Auges Menschen und Verhältnisse betrachten.

Das freie Schweizerland hat freilich auch seine Aristokratie, seine genießende Klasse, die nicht mit dem zahlt, was sie *thut*, sondern mit dem, was sie *ist*, oder — mit dem, was sie *hat*: auffallend aber, wenigstens in einzelnen Kantonen erscheint die ganz ungewöhnliche Rührigkeit der Frauen.

Nicht nur, daß man früher dort, als in allen andern Ländern, Lehrerinnen, weibliche Postsekretäre und Telegraphisten hat, daß man sogar Bahnweiber, statt der Bahnwärter, ausgestreckten Arms an der Eisenbahn stehen sieht, es giebt Kantone wo auch die Hausfrau, die Mutter keineswegs

mit der Erfüllung ihrer nächsten Pflichten den Kreis ihres Berufs abgeschlossen glaubt; nicht nur das Erhalten und Verwenden des Erwerbs, der Erwerb selbst fällt mit auf ihren Theil. Die Frau macht Uhren, gibt Stunden, treibt ein Putzgeschäft, einen kleinen Handel, ganz unbeschadet ihrer geselligen Stellung, und präsidirt daneben leicht und gewandt in ihrem Salon der, wenn auch bescheiden, doch immerhin seine kleine gewählte Bibliothek auf dem eleganten Theetisch, seine schönen Bilderwerke und Albums zum durchblättern, kurz alles hat, was zum Schmuck des geselligen Lebens gehört.

Wie weit diese Gestaltung der Verhältnisse nothwendig, wie weit sie Geschmackssache ist, wie weit sie der Poesie des Lebens zwischen Mann und Frau, zwischen Kind und Mutter Eintrag thut, darüber kann freilich nur nähere und längere Beobachtung urtheilen; jedesfalls gibt sie der Frau eine Selbständigkeit, die in unsern Tagen, wo die natürliche Bestimmung des Weibes bald nur noch die außergewöhnliche ist, doch ein Segen zu nennen ist. Vielleicht ist diese Art von Selbständigkeit der Frau nur eine Folge gesteigerter, krankhafter geselliger Verhältnisse, aber sie wird oft zur Nothwendigkeit und wird für die zum Segen, die sich in rechter Weise darein findet. Vielleicht kann aber auch das Unabhängigkeitsgefühl der Frau zu weit gehen und ein Herzensglück zerstören, statt es zu begründen, — man könnte davon wohl eine Geschichte erzählen.

Es war einmal ein Schweizerkind, das nicht zu selbständigem Erwerb erzogen war. Das Kind reicher Eltern, die „Schönheit", das Prinzeßlein der Familie, gar bald auch die „Schönheit" der ganzen Stadt, schien sie vor allem zu dem anmuthigen Loose der Blume berufen, die den Garten schmückt, wenn sie sich selbst schmückt.

Zum Schmuck und zur Freude ihres eigenen Lebens bildete Amelie leicht und spielend die anmuthigen Talente aus, die ihr verliehen waren, und so wurde sie selbst die heitere Zierde der geselligen Kreise, in denen sie sich leicht und herzensfroh bewegte.

Wenn Amelie Neigung für's Romantische hatte, (und welches junge Mädchenherz hat das nicht, selbst wenn es in einer praktischen Schweizerbrust schlägt?) so war es wirklich Schade, daß ihre Liebe, ihre erste und einzige Liebe, so ganz und gar ohne alle Hindernisse und Schwierigkeiten aufblühte, wie eine Gartenblume in wohlgepflegtem Grunde. Da waren keine Klagen und Stürme, kein feindliches Elternpaar, keine Kluft des Standes, kein rachsüchtiger Nebenbuhler, o nein, alles verlief auf's ruhigste und das einzig Wunderbare und Geheimnißvolle war eben nur, daß sie sich so unendlich lieb hatten, obgleich gerade das ihnen selbst und der Welt am allernatürlichsten vorkam.

Inmitten der Stadt auf dem Marktplatze stand das stattliche Haus des reichen Kaufmann Combiers, des Vaters der schönen Amelie. Eine kleine halbe Stunde vor der Stadt wohnte inmitten eines reizenden Parks Herr Leblanc, der reiche Fabrikant. Daß er ein solcher und kein Freiherr sei, konnte man freilich nicht an dem anmuthigen Landhause und dem wundervoll angelegten Garten sehen, nicht an der schlanken, mit nobler Eleganz gekleideten Dame des Hauses und ihren feingebildeten Töchtern, man entdeckte es erst in einer fernen Ecke des Parks, wo die Fabrikgebäude angelegt waren, wo der grüne Rasen bedeckt war mit rothen und blauen Garnsträhnen. Herr Leblanc stand in freundschaftlichen Beziehungen zu Herrn Combiers, wenn ihm auch dessen Geschäftsbetrieb etwas unklar erschien und seine Un-

ternehmungen gewagt; so wurden denn die Töchter des Hauses, vor allem die schöne Amelie, die blühende Zierde jeder Gesellschaft, natürlich zu dem großen Souper geladen, das zu Ehren der Rückkehr des zweiten Sohnes, Louis, von einem längern Aufenthalt aus England gegeben wurde. Solche Feste waren selten in dem soliden Hause Leblanc; dann aber mußte auch alles recht und schön sein; die Dame des Hauses hatte Takt und Geschmack und kein Fürst hätte sich dieser Abendgesellschaft schämen dürfen.

Amelie stand unter dem blühenden Granatbaum am Eingang des Balkons, die blühende Gestalt umflossen von den leichten, duftenden Ballgewändern, einen Rosenzweig im dunkeln Haar, als ihr der Sohn des Hauses, der König des Festes, vorgestellt wurde; mit freudiger Ueberraschung erkannte er in dieser aufgeblühten Rose die kleine Gespielin wieder, der er manchmal die Schultasche bis an ihr Haus getragen; die jungen, hellen Blicke begegneten sich, und — Niemand durfte mehr zweifeln an diesem Abend, wer die erwählte Königin des Festkönigs sei, Niemand fragte, woher die wundervollen Blumen kamen, die von diesem Tage an immer wieder frisch in Amelies Zimmer dufteten. Es gab, wie gesagt, keine Schwierigkeiten und Hindernisse, doch zögerte der alte Leblanc etwas mit seiner Einwilligung in die Wünsche des Sohnes. „Habe schon oft gesagt: die Geschäfte des alten Combiers gefallen mir nicht besonders, er läßt sich in zu vielerlei ein, und der Aufwand ist zu groß.“ „Aber, Papa, ich heirathe die Tochter und nicht das Geschäft, auf großen Aufwand legt Amelie keinen Werth, und bedenke, welche Zierde ist sie für unsern Familienkreis!“ „Hast recht, ich habe nichts dagegen,“ war der Bescheid des Alten; fast noch leichter war die Einwilligung Papa Com-

biers errungen, man feierte ein solennes Verlobungsfest, und — Louis hatte nun das Recht, seine Blumen selbst der lieblichen Braut zu bringen.

Ein langdauernder Brautstand ist eine vorherrschend deutsche Sitte; das „Hangen und Bangen in schwebender Pein“ ist nicht Schweizergeschmack. So war es etwas Ungewöhnliches, daß der Brautstand des jungen Leblanc mit der schönen Amelie beinahe ein Jahr dauern sollte; diese Zeit aber war nöthig zur Vollendung des hübschen Wohnhauses, das Herr Leblanc für seinen zweiten Sohn erbauen wollte. Henri, der älteste, bewohnte bereits mit seiner jungen Frau ein hübsches, neues Gebäude unten, unweit vom Bach, der die Fabrik trieb; für Louis wurde die neue Heimat auf der kleinen Anhöhe gegründet, etwas näher bei dem Elternhause. Es war eine gar anmuthige Unterhaltung für das junge Paar, den Plan zu dem Hause auszuführen und zu verbessern und sich die ganze Einrichtung so ideal als möglich auszudenken, von der Veranda vor der Pforte, von reizenden Schlingpflanzen umsponnen, bis zu dem platten Dach, das mit blühenden Gesträuchen verziert werden sollte. Amelie war in München gewesen, um ihr Zeichentalent auszubilden, Louis hatte englischen Komfort studirt; das Schönste und Beste was sie kannten, sollte sich vereinen, die neue Heimat schön und behaglich zu machen, Louis verschrieb das Ameublement, Amelie's Trousseau wuchs zu Bergen von „schimmernder Wolle und schneeigem Lein.“ Herr Leblanc fand für gerathen, seinen Sohn, eh er als selbstständiger Theilhaber in das elterliche Geschäft eintrete, mehr zu auswärtigen Geschäften zu verwenden, die kleine Reisen nöthig machten; die Schmer-

zen solch leichter Trennung wurden reich aufgewogen durch die goldne Freude des Wiedersehens.

So fuhr denn eines Abends der Bräutigam leichten Sinnes und fröhlichen Herzens nach einer Abwesenheit von wenigen Tagen heimwärts, den Weg, der ihn an dem wohlbekannten Garten vorbei führte, wo er gewiß war, daß ihn ein lieblicher Gruß erwartete.

Da war sie; er erkannte die helle Gestalt in dem kleinen Pavillon an der Ecke, sie blickte auf, sie kannte das Rollen seines leichten Wagens, aber sie flog nicht herunter, ihm entgegen bis zur Pforte wie sie sonst gethan, sie neigte sich nur freundlich grüßend. Täuschte er sich, oder war sie wirklich so bleich, seine blühende Rose?

Er ließ den Kutscher vorausfahren und eilte in den Garten; da saß sie, müde, bleich und verweint, wie er sie nie gesehen, sie stand auf und bot ihm die Hand, es war ja alles so ganz anders als sonst!

„Bitte, Amelie, was hast Du? ist Jemand krank?" fragte er erschrocken. Sie schüttelte den Kopf und sagte leise, fast ängstlich: „Du weißt noch nichts?"

„Nein, was soll ich wissen?" fragte er in banger Erwartung. „Der Vater hat Unglück gehabt, großes Unglück," sagte sie ruhig und langsam, „sein Geschäft löst sich auf, er ist abgereist nach Amerika. Nicht als Betrüger, Louis, nicht als Betrüger!" rief sie, als sie sein verdunkeltes Angesicht sah, „er hat nur mitgenommen, was er zur Reise brauchte, der Bruder will alles, so viel es möglich ist, in's Reine bringen, die Mutter zieht zu der Tante nach Genf [illegible]"

„Armes Kind, wie viel hast Du gelitten! Wie ist d[illegible]enn alles so schnell gekommen?" fragte Louis noch ge[illegible] be-

„O, es kam vielleicht langsam," seufzte sie Co[illegible] „der

Vater ließ niemand recht in seine Geschäfte sehen, nicht einmal den Bruder.“ „Nun, Du sollst nicht lange ohne Heimat sein, meine Taube,“ sagte er, indem er sie tröstend an sich zog, „wir warten nicht ab, bis das neue Haus gebaut ist; in meines Vaters Hause findet sich schon ein Kämmerlein für uns.“

Sie wiegte leise verneinend das Haupt und sagte traurig: „Ich wollte gleich Abschied von Dir nehmen, Louis!“ „Amelie! das sagst Du nicht im Ernst, Du weißt, daß Du mir lieb und theuer bist, arm oder reich!“ „Ich weiß wohl, daß Du gut bist und edel, aber ich werde das nicht mißbrauchen.“

Louis ließ sich nicht in langen Streit ein um etwas, das ihm so natürlich schien, er war so gewiß, diesen edelmüthigen Widerstand bald zu besiegen und folgte ihrer schüchternen Bitte, sie nun zu verlassen, wollte er doch auch mit den Seinen sich besprechen und dem armen verlassenen Kind eine freundliche Aufnahme sichern.

Gleichgiltig war ihm freilich das Unglück, das ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf, keineswegs; er lebte in der wirklichen Welt, nicht in einer idealen, wo Gold und Gut leere Spreu sind, von einem Lächeln der Geliebten aufgewogen, — ein Paroxismus, der, beiläufig gesagt, wo er sich überhaupt noch zeigt, überaus vorübergehend ist, — aber er wußte, daß er in dieser wirklichen Welt auch einer vermögenslosen Frau eine sichere, geborgene Heimat bieten könne; er hätte sich dazu als Mann von Ehre gebunden gefühlt, selbst wenn es ihm nicht im heiligsten Ernst als Unmöglichkeit erschienen wäre, ohne Amelie zu leben.

Bei den Eltern hatte er keinen schweren Stand. Ih-

erschien freilich das Unglück noch größer, und dünkte ihnen höchst ungeschickt, daß der Louis sich hier gebunden, obgleich der alte Leblanc hier und da so etwas gefürchtet. Aber gebunden war er, das erschien auch ihnen klar, und der Vater, der von unten angefangen als armer Färbergesell, fühlte einen begreiflichen Stolz, daß er nun die verarmte Tochter eines alten Handelshauses unter den Schirm seiner wohlgegründeten Heimat aufnehmen könne.

So kehrte Louis wieder zu seiner Braut zurück, ermächtigt von den Eltern, mit allem Drängen und Bitten der Liebe. — Amelie blieb unbeweglich: „Gott weiß es, wie unaussprechlich lieb ich Dich habe,“ sagte sie mit der alten, süßen, weichen Stimme, die ihm so lieblich klang, „aber ich *kann* nicht so unter Dein Dach kommen als eine Last, ich kann es nicht. Wärest Du allein und arm auf der Welt, könnten wir zusammen arbeiten, sorgen und entbehren, ich wollte heute noch Dein sein, aber so mich einführen lassen in den Kreis der Deinen als eine Geduldete, als ein Gegenstand des Mitleids, — Louis, es ist unmöglich.“

Und vergeblich blieben Reden und Bitten, vergeblich selbst die Vorstellungen von Louis Mutter, deren Abweisung die stolze Frau mit bittrer Kränkung empfand. Louis war kein Dichter, er konnte ihr nicht mit so schönen Worten, wie er gewollt hätte, sagen: daß Liebe allein der Liebe Preis sei und daß sie einen Verrath an den heiligsten Rechten begehe, wenn sie ihrem Stolze folge, — aber er hatte ein redliches liebevolles Gemüth und wenn er seinem Leid keine Worte geben konnte, so fühlte Amelie an ihrem eignen Herzen, wie weh ihm das seine that.

Eines Morgens, als er den letzten Sturm auf sie ver-

suchen wollte, war sie abgereist, zu der Vorsteherin der Pension, in der sie früher einige Jahre zugebracht, um von dort aus eine Stelle als Lehrerin zu suchen. So war es zu Ende.

Fern von ihrer schönen, weichen, warmen, sonnigen Heimat pilgerte Amelie, um einen Beruf zu finden, eine Stellung im Leben und — Ruhe für ihr Herz. Der Beruf einer jungen Lehrerin ist kein gefahrloser, zumal unter dem halbkultivirten Adel Rußlands, der an schrankenlose Willkür gewöhnt ist, für ein junges Mädchen von so seltener Schönheit; Amelie gieng unversehrt durch alle Gefahren, sie war gefeit durch ein großes Herzeleid. Sie zeigte wirklich eine seltene Begabung zur Erzieherin, sie gieng so ganz gerade ihres Wegs, unverletzt von Zurücksetzung, gleichgiltig gegen Huldigungen, im ruhigen Bewußtsein, daß sie sich selbst allein ihre Stellung verdanke, daß ihr Beruf ein freiwillig gewählter sei; und so blieb sie unberührt von den vielen kleinen Dornen, die gerade auf diesem Berufswege so häufig sind. Ihr Leben konzentrirte sich auf ihr Lehrzimmer, auf ihre Pflegbefohlenen, und sie wurde eine treue Mutter manchem verwaisten Kinde, das mutterlos war, unter dem Dach einer herzlosen, weltlich gesinnten Mutter.

Allen Ansprüchen, allen Hoffnungen auf Glück hatte Amelie entsagt, ruhig, stet und ohne Wanken gieng sie den Pfad der Pflicht, — genoß sie darum Frieden? Es gibt wohl ein Gefühl der Befriedigung, das unzertrennbar ist von treuer Pflichterfüllung, es ist das der Segen der Arbeit, der Groschen, der dem fleißigen Taglöhner am Abend des Tags gereicht wird, eine erbarmende Mitgabe des Vaters zu dem strengen Spruche des Richters: im Schweiß Deines

Angesichts sollst Du Dein Brod essen, — aber das ist noch nicht der süße Frieden, das selige Kindestheil, das der Herr schon hier denen verleiht, die mit Kindessinn ihr Tagewerk aus seiner Hand nehmen, und es im Aufblick auf ihn vollbringen. Hatte sie wirklich ihr Loos aus Gottes Hand genommen? war es nicht eine selbsterwählte Demuth, daß sie selbst aus der Hand der Liebe nicht hatte alles nehmen wollen, wo sie sich gefreut hätte, auch zu geben, und ist denn nicht Liebe um Liebe allein schon eine reiche Gabe? Es lag ein fast ängstliches Streben und Drängen in Amelie, sich nothwendig, unentbehrlich zu machen, sie suchte darin eine Bestätigung, daß sie recht gethan, sich selbst zu verbannen von der einzigen Stelle, wo man sie, und nur sie allein, nicht nur ihre nützlichen Eigenschaften gewollt. Ach, sie war auch an dieser Stätte nicht unersetzlich! Fast zwei Jahre war sie schon in der Fremde, als ihr die Schwester schrieb, daß Louis eine junge Verwandte heimgeführt in das stattliche neuerbaute Haus auf der Höhe, — Amelie drückte fest, fest die Hand auf ihr Herz als sie diese Kunde vernahm, sie hatte niemand, dem sie hätte klagen können, und sie hatte es ja gewollt.

Gehofft hatte sie vielleicht wohl noch, daß der Vater mit wieder gewonnenem Vermögen aus Amerika zurückkehre, daß es ihr selbst gelinge, so viel zu erwerben, daß sie mit aufgerichtetem Haupte eintreten könnte in das reiche Haus ihres Gatten, denn das wußte sie, daß ihr bei den Seinigen eine selbsterworbene Mitgift nur Ehre bringen könne; — das alles war nun vorüber.

Louison, Amelie's Schwester, hatte sich nicht mit zartfühlenden Skrupeln gequält, sie hatte frischweg und guten Muthes den jungen Fabrikanten geheirathet, den sie vorher

schon so gern gesehen; es wäre recht erwünscht gewesen, wenn Papa noch sein Vermögen gehabt, und Charles zum Beginn seines Geschäfts hätte unter die Arme greifen können, nun es aber nicht so war, so mußte man eben klein beginnen, ce bon Charles war auch auch so zufrieden und sie fiengen getrost mit einander an, gieng's nicht gut, so gieng's doch. Amelie legte mit einem leisen Seufzer den Brief bei Seite, wäre er doch arm gewesen! hätte sie doch mit ihm das Leben beginnen, mit ihm arbeiten und entbehren können, — es war vorüber.

Amelie gründete eine eigne Erziehungsanstalt in einer nordischen Hauptstadt. Da war sie denn eine Königin in ihrem kleinen Reiche, eine anmuthige Königin noch immer, selbst inmitten der frischen Knospen, die um sie heranblühten. Frauen, die früh einem lieben Herzenswunsch entsagen, werden leicht kühl und streng gegen die Jugend, zumal wenn die Entsagung eine freiwillige war, die der eigne starke Wille dem Herzen abgerungen. — Das Herz, das sich einmal gestählt, bleibt Stahl, — rein, fleckenlos, aber hart. Bei Amelie war das nicht so. Sie war freilich, wie es am Ende jede Erzieherin sein muß, in äußern Dingen streng, fast pedantisch, zumal was Ordnung und Reinheit an der eigenen Person betrifft. „Ein Mädchen kann flüchtig und nachlässig mit ihren Sachen sein," gab sie zu, „und doch später eine gute und geordnete Hausfrau werden, nie aber wird sie das, wenn sie Unreinheit oder Unordnung, zumal verborgene Unordnung neben äußerer Eleganz, an ihrer eigenen Person duldet, c'est une elégance de malhonnête femme," sagte sie, „une femme honnête n'a pas de cachette."

Sonst aber war sie mild und nachsichtig und verstand

es, junge Herzen aufzuschließen; je weher sie einst ihrem eignen Herzen gethan, um so weicher fühlte sie für fremdes Leid, für fremde Schwäche, und sie wurde von vielen ihrer jungen Zöglinge mit Kindesliebe umfaßt. Da waren drei liebliche kleine Mädchen in ihrer Obhut, deren Mutter man fortgeführt hatte zu Schiff, — in's Irrenhaus. Tag für Tag wandelte sie mit den armen Kleinen auf ihre Bitte an den Hafen, um zu sehen, ob Mama denn noch nicht komme, bis sie endlich getröstet wurden über die arme Mama durch die sanften Worte der gütigen Lehrerin, die ihnen von der Zeit erzählt, wo sie immer und immer bei der Mama sein würden in dem schönen Himmelsgarten. Wie manchen guten Rath mußte sie nicht noch später ertheilen an ehemalige Zöglinge in hochwichtigen Herzensangelegenheiten, wie manche glückliche junge Braut stellte ihr in hellem Triumph den glücklich Erkorenen vor, und wandelte mit bescheidenem Stolze an den ehemaligen Mitschülerinnen vorüber, an seinem Arm, durch die Gänge, wo sie einst mit den Schulbüchern im Arm gewandert war.

So fehlte es nicht an Wechsel, auch nicht an Freuden in dem klösterlichen Pensionsleben, — und doch konnte sich Amelies Auge noch umfloren, wenn sie einkehrte in einen glücklichen Familienkreis; oft, wenn eine Mutter ihr das aufblühende Töchterlein übergab, seufzte sie im Stillen: „O, wär' ein Kind mein eigen, nicht eine Stunde würd' ich mich freiwillig von ihm trennen!“ Oft fühlte sie sich so sterbensmüde von den kleinen und großen Sorgen, die sie bewegten; einen Augenblick, o, einen Augenblick nur hätte sie ihr müdes Haupt an ein treues, starkes Herz lehnen, und all ihre vielbewunderte Selbständigkeit hingeben mögen um einen Herrn, dem sie in Liebe hätte gehorsam sein dürfen.

„War es Gottes Wille?“ Die leise Frage wollte nie ganz schweigen in ihrem Herzen.

Da kam ein Brief mit einem Trauersiegel. War das vielleicht ein Scheidegruß ihres unvergessenen Freundes? Nein, er kam vom Freunde der Schwester Louison; Charles war gestorben und die Wittwe mit fünf kleinen Kindern allein und krank. „Es ist in jeder Beziehung Jammerschade, daß der Herr Schwager so frühe den Seinigen entrissen worden,“ schrieb der Freund, „das Geschäft ist nach vielen mühsamen Versuchen so weit im Gang, daß es die Familie nährt, verkauft könnte es nur mit Schaden werden, und es fortzuführen dürfte für die Wittwe neben den fünf noch kleinen Kinderlein sehr schwer werden, wie denn auch besagte Kinderlein ein wesentliches Hinderniß bei einer etwaigen zweckmäßigen Wiederverheirathung der Frau Wittwe sein dürften ....“

„Nun weiß ich, was Gottes Wille ist,“ sagte Amelie ruhig. Die Liebste ihrer frühern Zöglinge, nun ihre erste Lehrerin, stand seit Jahren in einem ziemlich aussichtslosen Verhältniß mit einem armen, talentvollen jungen Lehrer. In dessen Hände übergab Amelie ihr jetzt blühendes Institut ohne andre Garantie, als die ihr seine Redlichkeit und Tüchtigkeit bot. Sie entsagte ihrer geachteten, ehrenvollen und vortheilhaften Stellung, riß sich los von ihren geliebten Zöglingen, die ihr mit Kränzen und Liedern und mit tausend Thränen das Geleite gaben, und schiffte sich ein nach dem Vaterlande, nicht, wie sie einst wohl vor Jahren noch geträumt, als eine glückliche Braut, der nach langem Entsagen noch der Stern des Glückes aufgegangen, aber stillen Muthes als Eine, die ihr Geschick erfüllt.

Eine rosige Zukunft war es nicht, der sie hier entgegen

gegangen, viel Thätigkeit, Sorge und Mühe, ein beschwerliches Rechnen und Buchführen, lauter Arbeiten, die ihrer innersten Natur, ihrem ganzen Bildungsgang und all ihren bisherigen Gewohnheiten entgegen waren, aber sie bebte nicht davor zurück, sie griff es an mit gutem Muthe; Louison erholte sich bald in ihrer treuen Pflege, ihre unternehmende Natur war selbst durch die Trauer um ce bon Charles nicht unterdrückt und sie besorgte alle Geschäfte nach außen, den Verkehr mit Arbeitern, mit Geschäftsleuten ꝛc. ꝛc. Amelie führte die Rechnungen, die Korrespondenz, vor allem aber nahm sie sich der Kleinen an, für die in der freundlichen Tante eine neue Welt aufgieng. Wo sie sonst nur in Eile gekleidet, abgefüttert, gelegentlich einmal geküßt und dann bei Seite geschoben worden waren, um möglichst unschädlich gemacht zu werden, da fanden sie jetzt ein liebevolles Eingehen in ihre kindischen Phantasien, Märchen und Spiele und über das alles die Leitung einer klugen, festen Hand, die den Kindern freilich nicht immer unmittelbar wohl thut, aber doch zum Wohlbefinden hilft.

Ein leichtes Tagewerk war es nicht, das Amelie übernommen, und doch gestaltete sich ihr Leben zu einem friedlichen und freundlichen. Sie hatte nicht mehr das stolze Gefühl der Selbständigkeit, einer angesehenen Stellung, die sie ihrer eigenen Kraft verdankte. Obgleich sie eigentlich die Seele des Hauses war, so war ihre Rolle doch eine untergeordnete. Frau Louison, wenn auch der Schwester geistig nicht ebenbürtig, verstand sehr gut, die Herrin des Hauses vorzustellen, — aber gerade diese demüthige Stellung sühnte in ihrem Gefühl die Schuld ihres früheren Stolzes.

Und daß sie an Liebe nicht darben durfte, daß all die zehn klaren, lieben Kinderaugen so fröhlich und vertrauens=

voll zu ihr aufblickten, das galt ihr für den schönsten Gottessegen. Sie war in Mitte ihrer kleinen Schaar als sie zum erstenmal den Geliebten ihrer Jugend wiedersah. Sie hatte einen schönen Sonntagabend zu einem Waldspaziergang mit den Kindern benützt; da saß sie auf einer kleinen Erhöhung unter einer Tanne, und das junge Volk schleppte ihr geschäftig Moos, Epheu und Blumen zu, daraus sie ihnen Kränze winden sollte. „Mir zuerst Tante!“ „O Tante, aber mir auch einen,“ „ich brauch’ nur einen kleinen, aber recht schön!“ Um das unruhige Völklein zu beschwichtigen, hub sie an ein Liedchen zu singen und die vier Stimmchen — der Kleinste war noch nicht waldfähig, stimmten gar anmuthig mit ein; sie wußten nicht, daß sie einen Zuhörer hatten, bis bei einer Pause ein stattlicher Herr aus dem Gebüsch trat. „Louis!“ rief Amelie in der ersten Ueberraschung; er machte eine tiefe Verbeugung und wollte weiter, aber er konnte doch nicht, er blieb stehen, der Kranz entfiel ihrer Hand, er trat näher, — sie stand auf. — „Amelie,“ sagte er endlich und bot ihr die Hand, und sie legte gern die ihrige darein. „Wie ist es Ihnen gegangen?“ fragte er endlich nach langer Pause. „Gut, mein theurer Freund,“ sagte sie in weichem Ton; es war ihr nicht möglich, eine kühle Haltung zu bewahren, „und wie geht es Ihnen, Louis?“ fragte sie warm und innig und schüchtern fügte sie hinzu: „Haben Sie mir verziehen?“

Und Louis vergaß einen Augenblick die Schranken der Konvenienz, er vergaß die Möglichkeit unberufener Zeugen, — da lehnte Amelie in ihrem grauen Gewand an der dunklen Tanne, die Liebe seiner Jugend, nicht mehr jung und schön, aber anmuthig in dem Reiz echter Weiblichkeit

und eines warm bewahrten Herzens, und sie redeten zusammen lange, lange. Nicht in der leidenschaftlichen Erregung ihrer jungen Jahre, denn, was auch Poesie und Prosa als ein Evangelium verkündet seit Jahrhunderten, — die Liebe, auch die wahre, warme und reine Liebe, zwischen Mann und Frau, sie ist nicht ein ewiges Feuer, das, wenn es unterdrückt wird, in unverminderter Gluth fortlodert und nach Jahren wieder hervorbricht, ungemindert, ungetheilt, zerstörend, wenn es nicht wärmen kann. Die junge Liebe kann ein Feuerwerkslicht sein, das einen Augenblick aufflammt, hell und wunderbar, und die Erde ringsum in zauberhaftem Glanze zeigt, — es erlischt und alles liegt im Dunkel, aber Baum und Blüthe, Berg und Thal bleiben darum unverändert stehen; die Nacht vergeht, das Zauberlicht kehrt nicht wieder, wohl aber der kühle, klare Morgen, und die Erde ist doch schön.

Wo solche junge Liebe bestimmt ist, ein Haus und ein Herz zu erhellen als heitre Flamme, auch da glüht sie nicht fort aus sich selbst, sie muß genährt werden und gereinigt, sie erstickt ohne Himmelsluft, sie zerstört, wo sie nicht gehütet wird. Aber die Flamme kann sich auch theilen und lösen wie die wohlthätige Glut, die eine warme Quelle durchdringt, die segensreich wird für Viele.

So war auch Amelie's Liebe keine zerstörende Glut mehr, von der Stunde, wo sie wußte, daß Louis der Gatte einer Andern sei, hatte sie mit Gottes Hilfe gelernt ihr Herz zur Ruhe zu legen; Louis aber nannte ein herzgutes und fröhliches Weib sein eigen, die ihm das Leben wieder lieb gemacht, — er hatte weniger, viel weniger an Amelie gedacht, als sie an ihn in all diesen Jahren, und doch wäre ihm dies Zusammentreffen vielleicht gefährlicher gewesen als ihr,

wenn nicht ihre Ruhe und Klarheit auch auf sein aufgeregtes Gefühl beschwichtigend gewirkt hätte. So redeten sie denn ruhig und herzlich, wie alte Freunde sollen, von vergangenen Tagen und nochmals bat ihn Amelie, ihr zu vergeben, wo sie in falscher Großmuth ihm so weh gethan und sie schieden im Frieden.

Ob alles leise Weh in Amelies Herzen verstummt war für immer? — Das ist das Geheimniß eines Frauenherzens; — aber sie zog ihre Straße fröhlich; ihr Herz, ihr eigen stolzes Herz hatte ihren Weg angeschlagen, der Herr aber hatte gegeben, daß er also fortgieng, daß er für sie und Andre zum Wege des Segens geworden war. (Sprüche Salomonis, 16, 9.)

Vor dem letzten Haus.

Auf allem letzten in der Welt, vom letzten Ritter bis zum letzten Geiger, liegt eine gewisse Romantik, und so hat auch das letzte Haus eines Orts seine Poesie durch das eigenthümliche Doppelleben, das es führt. Auf einer Seite gehört es der andern Häuserreihe, der geschäftigen Prosa des Alltagslebens an, die andere Seite schaut träumerisch hinaus in die freie Natur, in die lockende Ferne und hält geheimnißvolle Zwiesprache mit Mond und Sternenlicht.

Vor dem letzten Hause der kleinen schwäbischen Stadt Gugelfingen standen denn auch zwei Studenten, fröhliches junges Blut, die auf einer lustigen Herbstwanderung zum erstenmal das Schwabenland durchzogen. Das Burschenleben mußte bei ihnen noch in schönster Blüthe stehen, das zeigte die etwas übertriebene Studententracht: die buntgestickte Cerevismütze, die baumlange Pfeife, deren Rohr sie noch überragte und der vielfarbige Tabaksbeutel, der vorn an dem Knopfloch des „schandlich kurzen Röckleins“ (wie es ein alter Universitätserlaß benennt) herunterbaumelte. Die beiden jungen Preußen streiften so auf gut Glück herum, in sicherer Erwartung, auf jedem Schritt einem naiven Annamreile, einem drolligen Dolpatsch oder sonst einem

schwäbischen Original zu begegnen. Sie waren nun freilich verwundert zu finden, daß die Leute hier sich so ziemlich geberdeten wie andern Orts auch; nur an der schwäbischen Mundart ergötzten sie sich höchlich, ohne zu ahnen, daß sie mit ihrem seltsamen Aufzug, ihrem norddeutschen Dialekt und beweglichen Wesen wieder ihrerseits zur Belustigung des Landvolks beitrugen; sie wurden bald für Russen, bald für Franzosen, durchschnittlich aber für eine Art von Seiltänzern gehalten und meist von der Dorfjugend mit der dringenden Anfrage begleitet: „Höret Se, wann spielet Se uf?“ Sie notirten sich diesen Gebrauch als schwäbische Dorfsitte und zogen guten Muthes weiter, glücklich, daß ihnen etwas so eigenthümlich Schwäbisches begegnet war.

So standen sie denn nun vor dem letzten Hause und bewunderten die Reinlichkeit und das zierliche Ansehen, wodurch es sich vor der Mehrzahl der übrigen Häuser auszeichnete. Es war neu gebaut mit hübschem Portal, rein weiß getüncht; auf einem Blumenbrett vor den Fenstern des Parterre prangten Nelken und Levkoyen in üppiger Fülle, darüber wiegte sich mit fröhlichem Zwitschern ein Kanarienvogel in einem grünen Käfig; das geöffnete Fenster ließ an der Zimmerwand eine Guitarre an blauem Bande nebst andern Musikinstrumenten sehen, in der Laube des kleinen Gärtchens neben dem Haus erblickte man zwischen dem glühendrothen Laub der Jungfernrebe, das sie in reichen Gehängen schmückte, ein paar schlanke Mädchengestalten.

„Entzückend!“ flüsterte Paul Birken seinem Freunde Helmstätt zu; „hättest du nach den schmutzigen Straßen, die wir durchwandert, hier noch diese Poesie gesucht? Sind es wohl auch Schwaben, die dies reizende Haus bewohnen?“ — „Ein sonderbares Haus,“ sagte Helmstätt, der es genauer

betrachtet hatte; „siehst du die niedern, eng vergitterten Fenster des zweiten Stocks, die so schlecht zu dem anmuthigen Parterre passen?“ — „Wirklich, das ist sonderbar!“ bemerkte Paul.“ — Eben zeigte sich oben zwischen den Eisenstäben ein Gesicht, das, ein Inbegriff von Gemeinheit und Bosheit, allerdings einen seltsamen Kontrast zu Blumen, Vögeln und Guitarre bildete.

„Guter Mann,“ fragte Helmstätt einen Vorübergehenden, „was ist das für ein Gebäude?“ — Der Gefragte, ein gereister Handwerker, der Welt und Erfahrung genug hatte, um die Fremden als Studenten zu erkennen, erwiderte in seinem besten Hochdeutsch: „das ist, Ihnen aufzuwarten, das neuerbaute Oberamtsgerichtsgefängniß.“ — „Ein Gefängniß?“ rief Paul. — „Ja wohl,“ fuhr der Einwohner mit gerechtem Bürgerstolz fort, „nicht wahr, ein wahrer Staatsbau? Wenn es etwas größer wäre, könnte es mit dem schönsten Zuchthaus der Residenz wetteifern. Es giebt freilich unterschiedliche Menschen, auch etwelche, die meinen: was brauchen Spitzbuben so ein Herrenhaus? Ich aber sage, nicht den Spitzbuben zu lieb, nein nur um der Ehre unser Stadt willen —.“ — „Und die Blumen, das Gärtchen?“ unterbrach Paul die weitläufige Erörterung.

„Da unten wohnt, aufzuwarten, der Oberamtsgerichtsdiener,“ belehrte der Bürger, „der ist seiner Lebtag schon allerlei gewesen, Schreiner, Soldat und mit Respekt zu melden, sogar Spielmann; jetzt hat er das Ruheplätzchen bekommen, er stellt sich nicht schlecht hier; die Blumenstöck' aber gehören seinen Mädchen. Es ist freilich etwas leichtfertig, daß in einem Gefängniß unten manchmal aufgespielt wird, aber der Alte thut's nicht mehr oft und sein Weib besorgt die Arrestanten. Die versteht's.“

Zur Erleichterung der Studenten wurde der mittheilsame Flaschner abgerufen, der ihnen doch nicht originell und schwäbisch genug war zu längerem Verkehr. „Was denkst du?“ fragte Paul seinen Freund, „schräg über ist ein Gasthof, quartieren wir uns da ein und studiren die Mystères des letzten Hauses, oben ein Kerker, unten Blumen und Lautentöne? Ich denke mir das anziehend genug.“ — „Könntest dich gewaltig täuschen,“ meinte Helmstätt, bei dem zu Zeiten das nüchterne Element vorschlug; „und jetzt habe ich noch nicht Lust, schon wieder einzukehren. Der Morgen ist schön, der Weg hier führt durch Weinberge, ziehen wir einmal auf gut Glück hinaus. Meinetwegen wollen wir Abends hieher zurückkommen und unser Quartier in dem Gasthaus aufschlagen; dann kannst du gleich eine Serenade unter den Kerkerfenstern bringen und lauschen, ob des Kerkermeisters Töchterlein mit der Guitarre antwortet.“

„Sei's drum!“ rief Paul, und mit einem Seitenblick auf die Laube, durch die aber nichts vom Angesicht der schönen Kinder zu sehen war, die hier Bohnen putzten, zogen die fröhlichen Bursche hinaus, hinaus in die blaue Ferne auf fröhliche Entdeckungsreisen, und kichernd und flüsternd schauten ihnen die Mädchen verstohlen nach.

Es war Nacht. Frau Hiller, die umsichtige Frau des Gerichtsdieners, hatte die Mädchen kommandirt, ihre Blumen hereinzunehmen und die Läden zu schließen, hatte dem einzigen Arrestanten, den derzeit das Gefängniß aufzuweisen hatte, sein Abendessen gebracht und nachgesehen, ob alles in Ordnung sei, eh sie für die Nachtmahlzeit ihrer Familie

gesorgt hatte. Der Herr des Hauses, längst gewöhnt, die Haus- und Amtsverwaltung in den Händen seiner gestrengen Gemahlin zu sehen, begnügte sich, mit militärischem Schritt noch überall herumzuwandeln, wo sie gewesen war, an alle Schlösser zu klopfen, die sie längst verschlossen, und mit sehr entschiedener Miene vor sich hinzusagen: „ja, ja, muß alles recht sein, alles in Ordnung, muß alleweil überall sorgen!“ was sie mit überlegenem Lächeln geschehen ließ.

Endlich hatte die geschäftige Frau ausgesorgt, der Papa nahm mit verstohlenem Seitenblick auf sie die Geige von der Wand, worauf Klara, das ältere der Mädchen, die Guitarre holte, und Pauline, die jüngere, ein Glas Wasser trank, um ihr Stimmchen zu klären. Frau Hiller war guter Leute Kind und hatte daher auf hübsche Namen und einen gewissen Bildungsgrad bei ihren Töchtern gesehen, das Musiziren übrigens wurde höchstens von ihr geduldet, da ihre praktische Natur keine Freundin brodloser Künste war.

„Schon wieder ein Hauskorset (sollte Konzert heißen), Frau Nachbarin?“ fragte der gesprächige Flaschner, dem wir am Morgen begegneten und der auf ein nachbarliches Plauderstündchen herüber kam. — „Ja, trägt sich kaum aus, noch Musik zu machen in diesen schlechten Zeiten!“ meinte die Frau, „alles so theuer und der Verdienst so gering! Da haben wir jetzt seit acht Tagen den einzigen Dieb da droben zu zwölf Kreuzern per Tag; da kommt nur auch gar nichts heraus!“ — „Nun Frau Nachbarin,“ tröstete der Flaschner, „jetzt kommt der Herbst, der Wein wird gut, nachher giebt's Schlägereien und Arrestanten genug.“ — „Da bedank ich mich erst dafür,“ sagte Frau Hiller, während die Töchter anstimmten: „Einsam bin ich nicht alleine,“ — „für eine Schlägerei, wo man alle Löcher voll Bursche bekommt, über die m

nicht Meister wird und die fast die Wände einreißen. Schlägereien und Mörder, das ist nicht mein Geschmack, obwohl der letzte ein gesetzter Mensch war; es freut mich noch, daß er nicht geköpft worden ist. Nein, so ein paar ruhige, ordentliche Leutchen, etwa einen betrüglichen Schulzen oder einen Andern wegen Ehrenkränkung, die sich still verhalten und erkenntlich bezeigen für ordentliche Bedienung —."

Da schellte hell und laut die Klingel, die vom Oberamtsgericht nach der Amtsdienerwohnung führte, und „he, Amtsdiener!" riefen einige Stimmen auf der Straße in wildem Durcheinander. Der Amtsdiener warf die Geige weg und eilte auf seinen Posten. Im Flur des Oberamtsgerichts stand in wildem Gedräng ein Haufe Bauern, in ihrer Mitte die zwei Studenten, die am Morgen so flott und fröhlich hinausgezogen waren, Paul ohne Mütze, mit wirren Haaren, blutig, mit glühend rothem Gesicht, schlug wild um sich und war nur mit Mühe festzuhalten; Helmstätt sah bleich und verstört aus, redete aber dem Freund zu, sich zu beruhigen. Dazu kam das wilde Geschrei der Bauern: „er hat ihn erstochen, maustodt ist er, gleich todtschlagen sollte man den da!" Dazwischen schrie Birken: „laßt mich los, ihr Hunde, ihr niedriges ungastliches Gesindel!" und wieder die beruhigende Stimme Helmstätts: „ich bitte Dich, sei ruhig, bleib still!" Der Beamte stand noch auf der Treppe im Schlafrock, hinter ihm die Magd auf Geheiß der Frau, seinen Tuchrock mit ausgebreiteten Armen zum Anziehen bereit haltend. Frau Hiller war mit gewohnter Geistesgegenwart mit einer brennenden Laterne herbeigeeilt und beleuchtete die Gruppe.

Endlich gelang es dem Oberamtsrichter, der seine

Fassung bald gewonnen, sich mit einer Löwenstimme Ruhe zu schaffen; die Gerichtsbeisitzer wurden gerufen und ein vorläufiges Verhör begonnen. Von Paul war nichts herauszubringen als wilde heftige Ausrufungen gegen das ‚ungastliche Gesindel.‘ Die Bauern fiengen mit dem letzten zuerst an, Helmstätt allein aber gab endlich eine ruhige Darstellung des tragischen Hergangs.

Die Freunde waren am Morgen auf gut Glück in's Freie hinaus gewandert; die grünen Weinberge mit reifenden Trauben hatten sie zunächst angezogen und in liebenswürdiger Unbefangenheit hatten sie sich die süßen Herbstgaben recht nach Herzenslust schmecken lassen. In diesem Genuß wurden sie durch die rauhe Stimme des Weinberghüters vom nächsten Dorf, zu dem die Weinberge gehörten, gestört, der sie zur Rede stellte und ihnen befahl, ihm augenblicklich zum Schulzen zu folgen. Dazu waren sie nun keineswegs aufgelegt, und während Helmstätt mit dem Hüter stritt und demonstrirte, daß ein Gesetz, das sie nicht gekannt, nicht bindend für sie sein könne, worauf dieser immer mit unerschütterlicher Ruhe antwortete: „ist mir äll oins, der Schultheiß soll's ausmache,“ legte Paul, der gewandteste Turner unter seinen Genossen, plötzlich von hinten seine Hände auf die Schultern des ‚rohen Häschers‘ und schlug den prachtvollsten Purzelbaum gerade über dessen Kopf hinüber. Während dieser sich verdutzt umsah, jagten die zwei Studenten in knabenhafter Lust mit lautem Halloh den Berg hinab, auf und davon, bis sie dem schwerfälligen Diener der Gerechtigkeit aus dem Gesichte verschwunden waren.

Nach langem, angestrengtem Dauerlauf hatten sie endlich ein abgelegenes Dorf erreicht, wo sie sich nach der An-

Anstrengung gehörig, ja überreichlich stärkten und mit dem kühlen Neckarwein erquickten, über dessen Säure sie daneben gewaltig loszogen. Aufgeregt von dem kleinen Abenteuer, von seinem komischen Schluß und ihrer raschen Flucht, waren sie sich hier wie am Ende der Welt vorgekommen und ließen in einer Art von Narrenfreiheit jeder tollen Laune den Zügel schießen. Gegen Abend war Paul, trotz Helmstätts Widerspruch darauf bestanden, wieder in das Städtchen zurückzukehren und nicht aus feiger Angst vor dem ‚rohen Schergen' einen andern Weg einzuschlagen.

Der Weinberghüter indeß, der Pauls kühnen Purzelbaum für besonders frechen Hohn gehalten, hatte vergeblich die Spur der Flüchtigen gesucht. In der Hoffnung daß sie doch vielleicht nach Gugelfingen zurückkehren würden, hatte er sich gegen Abend mit einem aufgebotenen Hülfskorps von einigen Bauern am Wege aufgestellt.

Mit einbrechender Nacht kamen die Studenten, die wirklich nach einigen Irrgängen wieder die rechte Straße nach Gugelfingen gefunden hatten, singend ihres Weges daher gezogen; Paul noch sehr aufgeregt von dem schwäbischen Landwein, der ihnen so gut gemundet, Helmstätt etwas abgekühlter. Da hörten sie plötzlich ein lautes Halt! und fühlten sich von derben Fäusten gepackt; „He ihr Bürschle," schrie ihnen einer der Bauern zu, „alloh duzwitt, zum Schultheiß in Arrest! Euch wird man's lehren über den Wengertschützen hinüberhopsen, paßt nur auf!" Sie suchten sich loszumachen, die Bauern aber, die sich nach der Schilderung des Schützen wahre Ungethüme unter ihnen vorgestellt, packten sie fest, und wurden immer handgreiflicher. Wenig begierig nach näherer Bekanntschaft mit schwäbischen Fäusten, stieß Paul immer wüthender um sich; während

Helmstätt vergeblich ihn und die Bauern zu beschwichtigen suchte. Unseliger Weise erwischte er seinen Dolch, den er sich, mehr in kindischer Lust an der romantischen Waffe, als zur Nothwehr, auf die Reise gekauft hatte, und stieß in blinder Wuth zu; schwer getroffen, mit einem lauten Schrei, stürzte der Flurschütz zu Boden.

Der Schrecken über die blutige That brachte die Bauern zu einiger Besinnung, obwohl bald die Begierde, den Gefallenen zu rächen, heftiger ward, als der Drang, ihm beizustehen. Während einige in's Dorf eilten, um den Schultheiß herbeizuholen, brachten die Andern unter Vorwürfen und Schmähungen die zwei Verbrecher vor's Amt der Stadt. Helmstätt war wie niedergedonnert von der tragischen Wendung eines Jugendstreichs, vergebens wollte er dem Verwundeten zu Hilfe eilen, er mußte willenlos den Treibern folgen, während Paul, nach dem ersten Entsetzen über seine That, sich auf's neue zu einer Wuth steigerte, die für seine Sinne bange machte. —

Von Helmstätt erfuhr der Beamte am bündigsten die Bedeutung der wilden Scene. „Wo habt ihr den Verwundeten?“ fragte er die Bauern. — „Erlauba Se', Herr Oberrichter,“ meldete ein eilig Nachkommender, „der Schultheiß läßt ihn draußen auf dem Feld verwachen, wie er liegt.“ — „Ist er denn todt?“ fragte der Oberamtsrichter. — „Nein, aber der Schultheiß sagt, er müsse unverruckt liegen bleiben, wo er blessirt worden sei, das sei der perspektive Thatverstand (objektive Thatbestand) und der Schultheiß ist ein g'studirter.“ — „O Schreibersweisheit!“ seufzte der Beamte und sandte sogleich nach Arzt und Chirurgen, um den Verwundeten den Umständen gemäß nach Hause oder zur Stadt schaffen zu lassen,

Die zwei Studenten wurden für die Nacht in zwei getrennten Lokalen des Gefängnisses untergebracht. Der Frau Hiller, obwohl Frauen nicht ins Verhörzimmer zulässig sind, wurde es natürlich nicht schwer, des Geschehene zu erfahren. „Flink, Klara, Pauline!“ kommandirte sie, schafft Betten auf die Pritsche oben in Nr. 4 und 6. Halt, Pauline, Dein Tischchen muß hinauf, ein paar Strohsessel, ein porzellanenes Waschgeschirr, eine gläserne Flasche zum Wasser.“ — „Aber Mutter,“ warf Klara ein, „es sind ja Mörder, sie haben den Schützen erstochen!“ — „Mörder hin, Mörder her! Sie sind honnetter Leute Kind,“ sagte in ihrem Eifer die Mama; „der Schütz ist ein grober Dings, mit dem Umbringen wird's auch nicht so arg sein, wer weiß ob die Herren nicht morgen wieder frei sind, da sollen sie sich nicht zu beklagen haben.“ — „Viel zu erwerben ist bei denen nicht, Frau Nachbarin,“ meinte der weise Flaschner, „das sind luftige Studenten, wenn nicht gar Schnurranten.“ — „Und wenn auch,“ entgegnete beleidigt die Gerichtsdienerin, „meinen Sie, es sei lauter Interessirtheit von mir? Erst nicht! Es ist die Ehre meines Hauses, es hat noch jeder sein' Sach' recht bekommen bei mir, — mit Unterschied, versteht sich, — und die Herren sollen sehn, daß sie zu rechten Leuten gekommen sind, erst noch!“

Der Gerichtsdiener brachte die zwei Gefangenen; Helmstätt gieng mit gesenktem Haupte in vollster Empfindung seiner peinlichen Lage; Paul, dessen Hitze sich zu legen begann, schaute mit wirren Blicken um sich und schien alles noch nicht zu fassen. Frau Hiller trieb mit scharfen Worten die nachdrängende Volksmenge zurück, schlug ihre Hausthür zu und instruirte ihren Gemahl, während sie ihm den Schlüsselbund übergab. „Die Herren werden zur Zufrieden-

heit bedient werden," sagte sie beruhigend zu Helmstätt; sie kannte ihre Stellung zu gut, um jetzt viel Worte zu machen, eh man wußte, wie die Sache verlaufen werde. Die Gefängnißthüren wurden verschlossen und auf der Straße wurde es still.

Die Familie Hiller war noch lange in einiger Aufregung über die ungewöhnlichen Gefangenen, deren rastloses Auf- und Abgehen man bis tief in die Nacht hinein hörte, während der Dieb des Hauses den Schlaf eines guten Gewissens schlief. Der Klara, die Romane gelesen hatte, schwebten allerlei schöne Geschichten von Kerkermeisterstöchtern vor, und daß sich solche wiederholen könnten, hielt sie schon für möglich, als sie vor Schlafengehen einen Blick in den Spiegel warf, eh sie das Licht löschte. Die junge Pauline aber, die jetzt erst erfahren, daß das dieselben lustigen Studenten seien, die diesen Morgen so fröhlichen Muths an ihrer Laube vorbeigezogen waren, weinte noch lange bitterlich in ihr Kissen und entschlummerte erst, als die Tritte über ihrem Haupt still geworden waren.

Die Herbstsonne hatte sich spät aus ihren Nebelschleiern herausgearbeitet und beschien klar wie am vorigen Morgen das blumengeschmückte Fenster, das goldgelbe Vögelein und die Laube mit den purpurrothen Jungfernreben; an dem Fenstergitter oben aber lehnte ein todbleiches Jünglingsantlitz und beschaute mit matten Augen die Scene und faßte sich an die Stirn, ob nicht alles ein wüster Traum sei, aus dem es Zeit wäre zu erwachen.

Es war kein Traum, und trotz der Betäubung und dem Kopfschmerz, die von dem doppelten Rausche des gestrigen Abends geblieben, tauchten seine Begebenheiten mit peinlicher Treue vor Pauls Gedächtniß auf. Ein Gefangener! Wer kann fassen, was in dem Wort liegt, der es selbst nie empfunden! Und jetzt, so aus der Fülle frischen, freien, freudigen Lebens! Wie ein eingeschlossener Löwe schritt er wieder und wieder rastlos auf und ab in dem engen Raum und kehrte mit ohnmächtiger Wuth um, wenn er an den kurz gesteckten Grenzen anstieß. Und ein Mörder vielleicht! Das war noch ein ganz anderes Gefühl, das sich wie ein Alp auf seine junge Seele legte, die seither in gedankenlosem Jugendübermuth nie ein Schuldbewußtsein gekannt hatte. Wenn er nur das hätte abschütteln können! Aber es gieng nicht; wie oft er sich auch sagte, daß der Hüter selbst mit seinem groben plumpen Verfahren alle Schuld trage, wieder und wieder hörte er den furchtbaren Schmerzensschrei, mit dem er zusammengesunken, und es war ihm, als ob alles Leben und Streben in seiner Seele für immer zusammengedrückt sei von dem Centnergewicht dieser Schuld.

Nun hatte er Zeit und Muße, die Mysterien des letzten Hauses zu studiren! Ein leichter Tritt raschelte drunten in dem dürren Laube, mit dem der Gartenboden besät war; es war ein Kind, ein Mädchen von vierzehn Jahren vielleicht, eine schlanke noch kindliche Gestalt, die reichen blonden Haare in langen Flechten; schüchtern hob sie das Köpfchen zu dem Fenster, es war ihm, als finde er den Himmel der Schuldlosigkeit, den er für immer, für immer verloren, in diesen harmlosen Zügen, in diesen blauen Kinderaugen wieder. Er warf sich aufs Bett und weinte.

Die Riegel und Schlösser giengen auf, Frau Hiller erschien mit dem Frühstück — keine Kerkerkost, sondern ein ganz anständig arrangirter Kaffee. Er konnte die Frau nicht ansehen, ein Gefühl tiefster Demüthigung beschlich ihn, als Gefangener, als ein so schwer Angeschuldigter, irgend einem Menschen gegenüber zu stehen. Die Frau fühlte, daß die weisen Beruhigungsgründe, die sie schon in Bereitschaft hielt, hier nicht am Platze seien; sie begnügte sich nach seinen Wünschen zu fragen, und entschädigte sich für dies Schweigen bei Helmstätt, den sie zugänglicher fand und dem es sehr lieb war, durch die gesprächige Frau, so diplomatisch sie sich dünkte, einiges über die Verhältnisse zu erfahren.

Es war für Birken eine wahre Herzenserleichterung, als er zum Verhör gerufen und dadurch seinen eigenen quälenden Gedanken entzogen wurde, obschon der kurze Gang vom Gefängniß zum Oberamtsgericht durch eine gaffende Volksmenge eine Qual war. Die schwarzäugige Klara stand zufällig im Gang, als er vorüber geführt wurde, Paulinchen saß in der Laube und weinte wieder bitterlich.

Die Freunde sahen sich nicht recht in die Augen, als sie im Gerichtszimmer zusammentrafen. Ach wie war aller Humor so ganz und gar verflogen, welch bitterer Bodensatz geblieben von der gestrigen Lust, die dazu noch eine gewaltsam gesteigerte gewesen war! Mit welch innerlicher Demüthigung wußte Paul seine Berauschung als einzigen Entschuldigungsgrund des gestrigen Frevels anzuführen! Der Beamte, ein einsichtsvoller und humaner Mann, erkannte bald Helmstätts Unschuld und alle Milderungsgründe für Pauls tolle Heftigkeit; aber der Weinberghüter lag noch in schwerer Todesgefahr, und bis er selbst gehört werden konnte, oder — bis seine Anklage im Tode verstummt war, konnte

er die Untersuchung nicht fördern, die strenge Haft Pauls durfte in keiner Weise gemildert werden, und es war den Freunden nicht gestattet, sich ohne Zeugen zu sprechen.

Lange und langsam zogen sich für Paul die Tage und Wochen hin, die Unterhaltungen mit dem Freund vor Zeugen waren mehr eine Pein als Erholung; in den Verhören, der einzigen Unterbrechung seines Kerkerlebens, mußte er dem jammernden Weibe, den schreienden Kindern des Todkranken gegenüber stehen, die Schilderung seines Leidens und ihres Jammers hören, und er konnte die qualvollen Eindrücke davon nachher nicht abschütteln, er mußte sich selbst still halten in der stillen Kerkereinsamkeit. Das aber gerade wollte er nicht, auch in dieser bittern Schule lernte er den Ernst des Lebens noch nicht recht begreifen, lernte noch nicht ganz seine That und ihre Folgen auf sich nehmen wie ein Mann, und ließ noch nicht das heilige Selbstgericht der innerlichen Buße über sich kommen, um nachher den äußern Folgen ruhig entgegen zu treten; — er ließ sie in machtloser Wuth über sich ergehen wie ein schuldiger Knabe.

Nur ein Licht fiel in sein trübseliges Kerkerleben, die schlanke, rehgleiche Gestalt des blonden Kindes, wie sie leicht und licht wie ein Sonnenstrahl durch den Garten glitt und so oft den unschuldigen, mitleidsvollen Blick zu seinem Fenster erhob. Pauline war eine jener seltenen poetischen Erscheinungen, wie sie, oft in der ungleichartigsten Umgebung, als ein liebliches Wunder dastehen, eine Mahnung an die Natur in ihrer ursprünglichen Schönheit und Reinheit. Jede ihrer Bewegungen war von einer unbewußten Anmuth getragen, keine Spur von dem eckigen, verlegenen Wesen, das sonst dieses Uebergangsalter bei

Mädchen unschön macht; wie die Rose war sie lieblich auf jeder Stufe ihrer Entfaltung.

Er hatte sie noch nie gesprochen. Der Freund, der nur noch bis zum Schluß der Untersuchung auf sein Ehrenwort in leichter Haft verharren mußte, nahm zu großer Befriedigung der Frau Hiller Theil an den musikalischen Familienabenden; sie hätte Paul sehr gerne auch dies Glück gegönnt, aber sie hielt zu viel auf Anstand, um zu erlauben, daß eine ihrer Töchter das Gefängniß betrete, wie viel Lust auch Klara dazu bezeugte. Nur einigemal durfte Pauline sie begleiten, wenn sie ihm das Essen brachte. Ein Himmel von Güte und Unschuld lag in den blauen Augen, welche die Kleine so mitleidig und traurig auf ihn heftete, aber er wagte nie, ein Wort an sie zu richten. Er lauschte nur, so oft er ihre Stimme, ihr silberhelles Lachen vom Garten aus hörte, oder den leisen Klang ihres Gesangs zwischen Klaras herzhafte Töne hinein vernahm. Frau Hiller hatte sich mit ihm versöhnt, seit er sich mehr in Gespräche mit ihr einließ, hauptsächlich um etwas über das Ergehen des Verwundeten zu hören, doch behielt Helmstätt bei ihr weit den Vorzug.

Es wurde kühler Spätherbst, auch die rothen Blätter waren gefallen. Der Garten und die Laube stand öde; selten, ganz selten nur sah Paul seine Rosenknospe. Die Kunde seines Unfalls war indeß in die Heimat, dem Onkel zugekommen, der Vaterstelle an ihm vertrat; die Ermahnungsbriefe dieses Onkels trugen eben nicht zu Pauls Aufheiterung bei, und an den Besuch, den er ihm verhieß, dachte er mehr mit Bangen als mit Freude. Die Nächte wurden länger, und bleierner als je lastete die Zeit auf ihm. Helmstätt war jetzt entlassen gegen Kaution und das Versprechen, sich

am Schluß der Untersuchung wieder einzustellen, und so war er ganz allein.

An einem Abend war die Familie Hiller bei einem Tauffeste abwesend. Todtenstille lag auf dem Gefängniß, Paul saß da in dumpfem Brüten, ihm schien, als liege seine Jugend in unabsehbarer Ferne hinter ihm, als sei sein Leben für immer gebrochen. Da hörte er leise Schritte auf der Treppe, im Gang; eine schüchterne Stimme fragte durch das Schlüsselloch: „sind Sie wach, Herr Birken?“ — „Gewiß; wer ist's?“ fragte er mit seltsamem Bangen. — „Ich bin's, die Pauline,“ rief sie draußen athemlos, „ich komme nur geschwind; eben habe ich den Flaschner gesprochen, der bei dem Schützen in Leiningen gewesen ist; heut zum erstenmal hat der Doktor für gewiß gesagt, daß er davon kommt und ihm kein Schaden bleibt; und der Schütz selber hat zu dem Flaschner gesagt, daß er es Ihnen nicht nachtrage und nicht begehre, Sie ins Unglück zu bringen. Auf dem Krankenlager lerne man sich besinnen, und er habe eingesehen, daß er auch zu hitzig dreingefahren sei.“ Außer Athem von dem raschen Lauf schwieg die Kleine.

„Pauline!“ rief von innen Paul mit bewegter Stimme, „und du kommst zu mir als Engel des Trostes? Kind, liebes Kind, kannst du mir nicht Licht bringen?“ Er mußte sie jetzt sehen! Sie hatte ihm eine Centnerlast von seiner Seele genommen, und er sollte niemand haben, gegen den er sein erleichtertes Herz aussprechen konnte, sollte nicht danken dürfen der lieblichen Friedensbotin? —

Pauline hatte unten Licht gemacht und die Schlüssel gefunden; nach vielen Versuchen gelang es ihrer unsteten Hand, das Schloß zu öffnen, und sie stand nun erröthend und senkte die blauen Augen in nie gekannter Scheu vor

dem Jüngling, dessen lang gedämpftes Jugendfeuer nun erst wieder aufflammte. „Und du kamest allein, liebes Kind, um mir die gute Kunde zu bringen?“ — „Ach ja,“ sagte sie schüchtern, „Sie haben mich so gedauert, es muß recht arg sein, wenn man etwas so Schweres auf seinem Gewissen hat und denken muß, man habe einen Menschen unglücklich gemacht.“ — „Und da wolltest du einen Menschen glücklich machen?“ fragte Paul in innigem Ton.

„Pauline!“ rief unten die scharfe Stimme der Mama, die die Entfernung des Mädchens bemerkt hatte und nun mit Entsetzen die Kerkerschlüssel vermißte. Rasch und entschlossen sprang Pauline hinaus, die Gefängnißthüre weit offen lassend. Ans Entfliehen dachte Paul nicht, er lauschte nur mit einiger Aengstlichkeit auf die scharfen Worte, auf die leise schüchterne Gegenrede unten. Alsobald kam Frau Hiller mit ingrimmigem Gesicht und herausforderndem Schritt die Treppe herauf, schlug die Thüre zu, verschloß und verriegelte sie dreifach und verharrte mehrere Tage lang in einem sehr vorwurfsvollen Schweigen. Paul kümmerte das zunächst nicht sehr, die schwerste Last war von seiner Seele genommen und er träumte Tag und Nacht von der lieblichen Taube, die ihm den Oelzweig gebracht.

Der Verwundete war endlich so weit hergestellt, daß er vor Gericht erscheinen konnte. Mit eigenthümlichen Gefühlen standen sie sich gegenüber — der rauhe, einst so kraftvolle Mann matt und gebleicht von langem Siechlager, der übermüthige Jüngling blaß und gebrochen von der Kerkerhaft. Der Zorn eines beleidigten Dieners der Gerechtkeit, die Rachelust des schwer und muthwillig Verletzten war

milder geworden in dem matten, behaglichen Gefühle der Genesung; auch hatte Pauls Tante aus Preußen die Familie des Verwundeten reichlich unterstützt. Diese mildere Stimmung gab sich auch in seinem Zeugniß kund, in dem er sein eigenes barsches Auftreten zugab; die Untersuchung wurde geschlossen, und der Richter stellte dem Schuldigen kein zu hartes Urtheil in Aussicht.

Im Flur vor dem Gerichtszimmer traf der Thäter und der Verletzte nochmals zusammen. Paul bot dem Weinberghüter die Hand. „Wollt Ihr mir verzeihen?“ — „Ich trag' Ihnen nichts mehr nach,“ versicherte dieser gutmüthig, indem er herzlich einschlug, „ich bin auch hitzig gewesen, ich hätte bei so jungen Leuten dem Unverstand mehr zugeben sollen.“ — Paul steckte lächelnd das Kompliment ein und kehrte mit unendlich erleichtertem Herzen in sein Gefängniß zurück. Auch die Volksstimmung hatte sich durch diese Versöhnungsscene zu seinen Gunsten gewandt, und es war mehr ein mitleidiges als unwilliges Gemurmel, das ihn auf dem kurzen Wege begleitete.

Frau Hiller, die sich jetzt wieder gnädiger zeigte, bat ihn, einstweilen in ihr Zimmer zu treten, bis sein Gefängniß oben gründlich gelüftet und hergestellt sei. Sie wünschte ihm Glück zu dem vorläufig günstigen Abschluß; auch der Gerichtsdiener bemerkte sehr wohlweise und sachverständig: „ja, ja, ich hab's alleweil g'sagt, 's wird nicht so schlimm!“ Klara erschien in bestem Putz und präsentirte ihm Kaffee mit verbindlichem Lächeln; die Kleine allein war nicht zu sehen, sie waltete oben in seinem Kerker und erschien nach einigen Stunden, die Paul in dem Hiller'schen Familienkreise am Ende unerträglich lang gefunden hatte, um zu sagen, daß oben Alles im Reinen sei.

Paul war sehr angenehm überrascht, sein Gefängniß freundlich und wohnlich hergestellt zu finden; nun erst, nach beendeter Untersuchungshaft, war gestattet worden, es mit den Gaben der guten Tante zu verschönern, die sie längst geschickt hatte: ein bunter Teppich deckte die rohen Dielen des Fußbodens, weiße Gardinen verhüllten die schwarzen Gitterstäbe, und auf dem Tischchen am Fenster stand ein Glas mit den ersten Schneeglöckchen, — der Gabe der weißen Friedenstaube, die mit schüchternem Erröthen bei seinem Eintritt verschwand.

Seine Haft war von nun an gelinder; es wurden ihm Spaziergänge mit Begleitung und an sonnigen Tagen der Aufenthalt in dem Gärtchen des Gerichtsdieners gestattet, auch eröffnete ihm Frau Hiller bereitwillig den Familienzirkel. Der wurde freilich nur durch Paulinens anmuthige Erscheinung für ihn erträglich; denn die weisen Gespräche des hausfreundlichen Flaschners, die beredte Unterhaltung der Mama, die sachverständigen, vielsagenden Bemerkungen des Papas und Klaras musikalische Leistungen würden ihn nicht lange gefesselt haben.

Die Kleine blieb freilich das scheue Reh, die geschlossene Knospe, und selten gelang es ihm, ihr ein Wort zu entlocken, aber wie viel liebliche Räthsel schienen diese blauen Augen, diese süßen Kinderlippen zu bergen! Es gab Augenblicke, wo er sich jahrelange Kerkerhaft wünschte, nur um das Entfalten der Knospe belauschen zu können.

Er wollte Versuche zu Paulinens Bildung machen und brachte Abends manchmal ein Buch mit. Wie freute er sich, dieser jungen Seele zuerst die Zaubergärten der Poesie aufschließen zu können. „Lesen Sie gern, Pauline?“ fragte er sie. — „O ja, freilich, nur leidet's als die Mutter

nicht." — „Was haben Sie denn schon gelesen?" — „Die drei Müllerstöchter und die Genoveva und Rosa von Tannenburg, ich weiß nimmer, wie als die andern Bücher heißen." — „Sie sollen einmal etwas von Schiller hören." Er las die Jungfrau von Orleans, das mußte so ein junges Herz am mächtigsten ergreifen. Wie las er sich selbst wieder in die erste Begeisterung hinein, mit der ihn einst die herrliche Dichtung durchglüht hatte, und wie erwartungsvoll blickte er hie und da nach dem lieblichen Gesichtchen, das er kaum hinter der Mama erspähen konnte! „Finden Sie das nicht wunderschön?" fragte er endlich. — Klara sprach sehr wortreich ihre Bewunderung aus. Frau Hiller dachte nicht, daß man an sie Ansprüche auf Begeisterung mache, der Papa schnitzte beruhigt Waschklammern, was neben der Musik sein liebstes Nebenfach war; Pauline schwieg still. „Wie finden Sie es, Pauline?" fragte endlich Birken. — „O es ist gewiß recht schön," sagte sie erröthend, „aber es wird eben auch so ein Märlein sein." Paul belehrte sie mit großem Eifer über die wirkliche Geschichte der Jungfrau, und wenn er auch ihren Sinn für Poesie nicht so erschlossen fand, wie er gedacht, so ergötzte er sich doch an ihren naiven, verwunderten Ausrufungen, und ihre äußerst einfache Antwort auf seine Frage: „Hätten Sie auch den Muth gehabt, so viel für Ihr Vaterland zu wagen?" — „O nein, ich hätt' mich gefürchtet," fand er äußerst reizend und weiblich.

Der lange Winter ging zu Ende. Helmstätt kam zum Besuche seines Freundes und half ihm die Kerkerhaft kürzen. Paul wurde sein Urtheil verkündet, es lautete auf einige Monate anständiger Haft auf der Festung, wohin er in den nächsten Tagen abgeführt werden sollte. Es war nur ein

Wechsel des Kerkers, der ihm zunächst bevorstand, es war eine Trennung von seiner Rosenknospe, — aber er konnte nicht helfen, er freute sich doch darüber; es war eine Veränderung, eine Reise, und sein Geist war zu jung, zu elastisch, um sich nicht darnach zu sehnen.

Es war ein lieblicher Sonntagsmorgen im April, einer jener verheißungsreichen Tage des Vorfrühlings, an denen junge Herzen meinen, diesmal müsse sich etwas Wunderbares und Wunderschönes begeben. Die Freunde lehnten am offenen Fenster und sahen in das Gärtchen hinunter, eben kam Pauline aus dem Hause, um sich ein Sträußchen in die Kirche zu pflücken. Ein eigenthümlich festlicher Hauch umfloß das Kind, die blonden Flechten, die sonst hinunterhiengen, waren heute kunstvoll aufgesteckt, statt des bunten Sonntagskleidchens umhüllte sie ein schwarzes Festgewand eine heilige Sonntagsruhe lag auf den kindlichen Zügen, — es war Paulinens Einsegnungstag. „Beim Himmel, das Mädchen gibt einmal eine Schönheit!“ rief Helmstätt halblaut. — „Schweig, sie ist ein Engel!“ flüsterte Paul, heftig seine Hand drückend, „störe du nicht diesen Gottesfrieden!“ — „Na gut, daß sie zu jung ist zum Verlieben und du fortkommst,“ lächelte der Freund, „sonst könnte es einen Jugendstreich geben, den dein Onkel noch schwerer verzeihen würde als den ersten. Adieu indeß, ich will bei Zeiten die Arrangements treffen zu der morgenden Fahrt, auf der ich dich natürlich begleite. Frau Hiller sagte mir, daß du heute an ihrem Festmahl theil nimmst, ich meinestheils danke für ihre Einladung, da ich schon das Essen im Gasthof bestellt habe. Adieu auf Wiedersehen!“

Gleich nach des Freundes Abgang erschien Frau Hiller in festlichem Schmuck mit einer ehrfurchtgebietenden Staats-

haube. „Sie wollen uns heute Mittag das Vergnügen schenken, mit uns zu speisen,“ hob sie an mit einem gewissen Ansatz, der dem Angeredeten immer ein bängliches Gefühl einflößt, bis er weiß, was sich aus der Rede entwickelt. „Es freut mich sehr, da wir ohnedies nimmer lang das Vergnügen haben . . . .“ Paul wußte nicht recht, ob er sich hierüber bedauernd ausdrücken solle. „Nun hätte ich nur Ein Anliegen,“ fuhr sie mehr im Ton einer Strafpredigt als einer Einladung fort, „daß Sie nämlich die Güte hätten, heute all und jede Dummheiten, mit Respekt zu melden, gegen meine Kleine, die Pauline, zu unterlassen. Ich bin nicht so dumm wie ich aussehe, und habe Ihre Augen, die Sie an so ein Kind hinmachten, wohl gesehen,“ schnitt sie seine Gegenrede ab. „Sie gehen ja jetzt ohnehin und werden uns bald vergessen, wenn wir gleich so schöne Tage mit einander verlebt haben, aber heute ist des Mädchens Confirmationstag, da müssen Sie ihre Andacht respektiren; das Kind denkt in seiner Unschuld noch an nichts.“

„Glauben Sie,“ begann Paul mit überströmendem Herzen, „die Reinheit Ihres Kindes, die ungestörte Entfaltung dieser süßen Blume könne Ihnen mehr am Herzen liegen als mir? Kein Wort, kein Hauch soll die reine Seele des jungfräulichen Kindes verletzen, denn ich wünsche sie mir zu bewahren!“ Es war heraus; ohne Absicht und Ueberlegung war der stille Gedanke seines Herzens über die Lippen getreten; Frau Hiller selbst war höchlich, wenn auch nicht unangenehm überrascht von dieser plötzlichen Erklärung. „Das ist nicht Ihr Ernst,“ sagte sie zögernd. — „Sie werden die Werbung eines Gefangenen, eines Verurtheilten seltsam finden,“ fuhr er fort, in stürmischem Feuer der Rede seine eigenen warnenden Gedanken überflügelnd, „aber ich

fühle, daß dies Kind mir zugehört, daß sie bestimmt ist, im Licht meiner Liebe zu erblühen! Sie wissen, daß ich bald frei sein werde, meine Studien fortzusetzen," sprach er etwas ruhiger weiter; „in vier, höchstens fünf Jahren hoffe ich unabhängig zu sein, dann werde ich wiederkehren und mein Wort lösen!"

So sehnlich Frau Hiller im Stillen wünschte, ihr Töchterlein dereinst in höherem Stande versorgt zu sehen, so war sie doch eine zu kluge und praktische Frau, um in einen so vorzeitigen Antrag nicht Zweifel zu setzen. „Sie sind gar zu gütig," hob sie etwas verlegen an, „ich glaube allerdings, daß meine Pauline in jeden Stand passen könnte, wenn man sie bildet, — und es ist auch eine verwunderliche Fügung der Vorsehung, daß Sie Paul heißen und sie Pauline. Aber bedenken sie, das Kind ist noch nicht fünfzehn, und Ihre Eltern! — Da könnte das Mädchen ihre Jugend verlieren und verpassen und am Ende erst sitzen bleiben, — und dann, — am heiligen Confirmationstag, — es thäte sich ja gar nicht schicken." — Paul zog, immer leidenschaftlicher erregt, einen Ring vom Finger. „Das ist der Trauring meiner Mutter; Sie können sich denken, daß ich ein so heiliges Andenken nicht zum Spiel mißbrauche; ich versage mir, ihn selbst an Paulinens Hand zu stecken, nichts soll ihren kindlichen Frieden stören. Ich lege ihn in Ihre Hände, bewahren Sie ihn als Pfand meiner Treue bis zu der rechten Stunde." — „Mutter, es läutet!" rief unten Pauline; Frau Hiller eilte hinab, den Ring sorgsam in ihrer Tasche verwahrend.

Paul trat hinaus und sah sie unten an der Treppe stehen in all ihrer jungen Lieblichkeit, jedes Gefühl keimender Mädcheneitelkeit niedergehalten durch den Ernst des

frommen Ganges, den sie antrat; sein Herz wallte über, aber es erbebte auch in heiliger Scheu. „Gott segne deinen Gang, mein Kind!“ sprach er tiefbewegt und ließ sie ungehindert ziehen. O wie wünschte er den Jahren Flügel als er ihr nachblickte, wie dachte er verlangend des Tages, wo er sie als Braut so zum Altare geleiten könne, so süß und rein und fromm, und sein, sein eigen!

Paul hatte sein neues Quartier auf der Festung bezogen, es war ein mildes Gefängniß. Wenn er auch die Aussicht auf das Gärtchen vermißte und den Anblick der Rosenknospe, die seinen engen Kerker in Gugelfingen erhellt hatte, so sah er dafür von der Höhe des Berges weit hinaus und hinab in das blühende Land, und der Lebenslust und dem Jugendmuth wuchsen die beschnittenen Schwingen wieder mächtig. Auch fröhliche Gesellschaft traf er, lustige Musensöhne und junge Litteraten, die wegen einer staatsgefährlichen Verbindung hier festgesetzt waren und sich so gut sie konnten, für den Verlust der goldenen Freiheit zu trösten suchten. Es war ein heitres, geistig belebtes Treiben, und die staatsgefährlichen Subjekte hier oben hatten allen Grund, sich mit einer Regierung zu versöhnen, die ihnen so gnädige Strafe angedeihen ließ.

Das Geheimniß seiner Rosenknospe behielt Paul für sich; er fühlte, wie wenig Andere es verstehen könnten in seiner keuschen Zartheit, und er hätte kein frivoles und kein nüchternes Wort darüber ertragen können. Helmstätt, sein einziger Vertrauter, hatte sich daher auch aller Bemerkungen enthalten müssen; doch hatte er es für Pflicht gehalten, den Onkel des unbesonnenen Freundes mit ins Geheimniß dieses

seltsamen Verlöbnisses zu ziehen. Mit Frau Hiller wechselte Paul von Zeit zu Zeit Briefe; der Mangel an feinem Gefühl und die Halbbildung, die in diesen zu Tage traten, machten ihm aber die Korrespondenz mit der Schwiegermama peinlich. Er tröstete sich damit, daß seine weiße Taube, ein Lieblingskind der Natur, sich mit unbefleckten Schwingen über den Staub des gemeinen Alltagslebens erheben müsse.

Das Ende seiner Haft nahte, wie sehnte er sich, vor der Rückkehr in die Heimat noch nach Gugelfingen zu fliegen, um sein süßes Kind wieder zu sehen! Nun durfte er doch wohl wagen, ihr ein Wörtchen ins Ohr zu flüstern von seiner Liebe, von seiner Hoffnung: ein Körnchen der goldenen Saat, die ihm so selige Ernte tragen sollte!

Drei Tage vor seiner Freilassung kamen Onkel und Tante aus Preußen an. Mit mütterlicher Güte umarmte ihn die Tante, auch der Onkel hatte längst in seinen Briefen den Pflichten väterlicher Ermahnung genügt und ließ nun seiner herzlichen Liebe zu dem tollen Neffen freien Lauf. „So, nun hast du deinen wilden Hafer genugsam gesät und die Suppe ausgegessen, die du dir eingebrockt,“ meinte er; „ich denke, deine Studien sollen mit abgekühltem Blute nun um so besser gehn.“ Paul versprach alles Gute, er freute sich herzlich des Wiedersehns der treuen Verwandten, er erkannte ihre Liebe mit kindlichem Dank, aber — wie sollte er's machen, um noch zu Paulinen zu kommen?

„Morgen also bist du frei,“ sagte der Onkel, „der Wagen ist schon bestellt, der uns auf die nächste Poststation führt; ich denke, wir reisen ab ohne Sang und Klang so schnell als möglich.“ — „Ja wohl, Onkel, aber — einen kleinen Ausflug nach Gugelfingen sollt' ich doch vorher machen, ich bin bis morgen Abend zurück.“ — „Nach Gu-

gelfingen? Was in aller Welt hast du in dem Nest zu thun? Deine Verpflichtungen sind alle reichlich erfüllt, Strafgelder, Krankenkosten, Untersuchungskosten, — wirst's finden, wenn ich dir die Vormundschaftsrechnung vorlege. Zum Großthun dort hast du eben keine Ursache, Naturstudien wirst du auch nicht mehr machen wollen; ich denke, du hast Gelegenheit gehabt, das Schwabenland von unten und aus der Vogelperspektive gehörig zu studiren. Nein, Junge, komm du nur mit uns, hier zu Lande laß ich dich nicht mehr allein reisen!" — „Aber ich sollte denn doch, — ich habe in der Familie des Gefangenwärters wirklich viel Freundschaft genossen!" stotterte Paul mit glühendrothem Gesicht, von dem der Onkel kein bischen bemerken wollte. „Ah so, von der Madame Hiller, die deiner Tante so wohlgesetzte Briefchen schrieb! Nun sie hat ihre Verdienste selbst gehörig ins Licht gestellt, und die Tante hat sie dankbarlichst und sehr reell anerkannt, darüber darfst du beruhigt sein." — „Aber ich möchte doch —." — „Nun wenn du durchaus mußt, so wollen wir sehen, ob wir nicht meine Frau zu dem Abstecher überreden können."

Das war nun just nicht Pauls Wunsch; wenn er auch hoffte, Paulinens liebliche Erscheinung müßte alle Herzen erobern, alle Bedenken besiegen, so fand er doch den Muth nicht, sich dem Onkel oder der Tante vorher anzuvertrauen, und wie sollte er dann in der Familie Paulinens auftreten, nachdem er der Mutter versichert, er sei eigentlich ganz unabhängig und kein Hinderniß von Seiten seiner Verwandten zu fürchten?

Der Onkel, der sein Stocken und Zögern wohl bemerkte, klopfte ihm auf die Achsel und sagte gutmüthig: „Weißt du, Paul, wenn ich an deiner Stelle zurückkehren

möchte auf den Schauplatz einer unrühmlichen That? Dann, wenn du einmal mit Gottes Hilfe durch eigne Tüchtigkeit festen Fuß im Leben gefaßt hast, wenn du den Leuten sagen kannst: ‚Seht, aus dem tollköpfigen Knaben ist doch ein rechter Mann geworden,‘ dann, eher aber nicht!“ — Paul gab dem Onkel recht, er fühlte, daß er dann auch seiner jungen Liebe in ganz anderer Weise entgegen treten könne. So überwand er denn sein Herz, warf am Morgen der Abreise noch einen sehnsüchtigen Blick weit in die Ferne nach „dem Haus im Thal, das seine Liebe hegt,“ und summte vor sich hin, während er den Berg herabstieg:

„Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand!
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.“

Die Schrift sagt von dem Erzvater Jakob, als er sieben Jahre um die schöne Rahel dienen mußte, „und es däuchten ihm sieben einzelne Tage, so lieb hatte er sie.“ — Nach neueren Begriffen wäre dies ein schwacher Liebesbeweis: jedes der sieben Jahre, ja jeder Tag in jedem der sieben Jahre hätte ihm eine Ewigkeit dünken sollen. Mich aber hat stets die starke und gesunde Liebe des Patriarchen gefreut, der sein Höchstes und Bestes, die Kraft und Freude seiner Jugend an sein Liebstes setzen konnte ohne Klage. Solche starke Liebe ist freilich selten in unsern verkümmerten Zeiten, wo ein junges Herz sich selbst nicht mehr traut, ob seine Liebe auch einen Brautstand von drei Jahren aushalten könne, ohne sich abzutragen.

Paul Birken hatte freilich bessern Glauben an sich und seine Liebe, zumal sein Liebchen ja erst dem Glück entgegen-

blühen mußte, — aber er wußte doch zu Anfang nicht, wie es möglich sein sollte, Jahre hinzubringen, ohne sie nur zu sehen, ohne ihre liebliche Entfaltung auf jeder Stufe zu beobachten. Zunächst sah er freilich ein, daß er vor allem sich einen festen Punkt im Leben und Wissen zu erringen habe, eh er der Mittelpunkt eines zweiten Daseins werden konnte. Der schwer verbüßte Rausch eines Tages hatte ihm ein peinliches Nachgefühl gelassen und er fühlte, daß er dies nur durch tüchtige Arbeit verwinden könne. Die Studentenschuhe oder — Stiefel hatte er so ziemlich vertreten, es war ihm lieb, seine Studien in Berlin vollenden zu können, wo der großstädtische Hauch jede Eigenthümlichkeit des studentischen Lebens verwischt. Sein Onkel hatte allen Grund, mit seinem Eifer zufrieden zu sein, er söhnte sich im Stillen nicht nur mit dem Kerker aus, der seinen Neffen so wirksam abgekühlt, sondern auch mit dem Schwabenkind, das doch wohl als Siegespreis in der Ferne ihn zu solchem Eifer anspornte.

An und für sich hielt der Onkel natürlich die Sache für einen Unsinn, der durch beharrliches Ignoriren sich mit der Zeit in sich selbst auflösen müsse. „Bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mich aufmerksam machten,“ sagte er zu Helmstätt, als dieser bei dem Abzuge in seine entfernte Heimat von peinlichen Skrupeln gequält war, ob er mit der wohlgemeinten Mittheilung an den Onkel nicht einen Verrath an dem Freunde begangen habe; „aber encouragiren Sie ihn ja nicht zu einem Geständniß. Bei solchen Geschichten ist viel besser, sie vertheilen sich, als daß es zum Aufbrechen kommt; und bitte, lassen Sie ja meine Frau nichts merken! Sie ist hie und da mit romantischen Ideen behaftet, sie wäre im Stande und wollte das Mädchen für

ihn heranbilden!“ — „Das eben wäre ja wohl das Beste,“ meinte Helmstätt. — „O behüte! Solche Versuche fallen immer mißlich aus. Meine Großmutter hat einmal ein Zigeunerkind aufgenommen, das als aufgeblühte Jungfrau mit sämmtlichem Silberzeug der Familie wieder zur Waldesfreiheit zurückkehrte.“

„Nun, das wäre hier wohl nicht zu fürchten,“ sagte Helmstätt lachend; „das Kind ist gut gesittet, verspricht in der That eine Schönheit zu werden, — und wenn die Frau Geheimräthin sich ihrer weitern Ausbildung annehmen wollte —.“ — „Nein, o nein, ich bitte Sie!“ rief der Onkel erschrocken; „das sind so überschwängliche Geschichten, und wir thäten dem Jungen selbst am Ende den schlimmsten Dienst. Bedenken Sie selbst, welch ganz anderer Kopf oft jungen Leuten wächst!“ — „Aber sein Wort!“ warf Helmstätt schüchtern ein. — „Na, wo in aller Welt wird ein Wort, das ein Knabe einem Kinde, und nicht einmal dem Kinde selbst gibt, für bindend gelten? — Die Mama, die seine jugendliche Dummheit und fatale Lage benützte, hat auch kein Recht zur Klage, wenn ihre Spekulation fehlschlägt, und wird das Mädchen so schön, wie Sie meinen, so fehlt's ihr ohnehin nicht. Kurz und gut, zunächst lassen wir die Sache auf sich beruhen; geht das Fieber ohne Folgen vorüber, so ist's am besten. Im schlimmsten Fall, — nun da führen wir kein Trauerspiel auf. Inzwischen bin ich froh, wenn ich möglichst wenig damit behelligt werde.“

Paul fühlte sich durchaus nicht versucht, dem Onkel, dessen nüchterne Lebensanschauung er hinlänglich kannte, sein Herz zu eröffnen. Die Tante stand ihm näher an Jahren, näher durch ihr noch frisches und jugendliches Wesen, aber er fürchtete ihre schelmischen Augen, das ironische Lächeln

den leichten Spott, mit dem sie schon über den Knaben größere Gewalt geübt, als mit ernsten Vorstellungen. Er selbst sah ein, von wie vielen Seiten das luftige Gebäude seiner Hoffnungen anzugreifen war, er wußte kaum, wie er es nur in klare verständige Worte fassen sollte, und so behielt er sein süßes Geheimniß noch für sich und baute auf die Zeit.

Mama Hiller war zu welterfahren, um allzusichere Hoffnungen auf ein Studentenwort zu bauen; doch wollte sie die Sache als eine Auskunft für den Nothfall, als Fickmühle, wie man in Schwaben sagt, im Hintergrund behalten. Eine feinfühlende Mutter war sie nicht, doch auch keine gewissenlose, die Jugend und Unbefangenheit ihres Kindes war ihr heilig, darum durfte Pauline zunächst noch nicht erfahren, daß sie Braut sei. Sie selbst aber, die sich als Schulmeisterstochter etwas auf ihre gewandte Feder einbildete, führte indeß die Korrespondenz mit Paul, um ihn in Athem und Feuer zu erhalten. Papa Hiller brauchte zunächst gar nichts zu wissen, er sollte seiner Zeit erst überrascht werden mit dem vornehmen Schwiegersohn.

Besonders erbaut wurde nun Paul eben nicht von den gebildeten Briefen der Frau Mama, in denen sie ihre Verdienste um Paulinens Erziehung in allen Formen pries. Sie rühmte, daß sie bereits sticken und häckeln könne, ja daß sich nun sogar Gelegenheit zeige, Französisch zu lernen, da sich gegenwärtig ein sehr gebildeter ältlicher Vagabund im Gefängniß befinde, der früher in Algier gewesen und daher der französischen Sprache vollkommen mächtig sei. — Den französischen Unterricht legte Paul vor der Hand nieder, er wollte sich die geistige Ausbildung Paulinens selbst vorbehalten. Er vertraute auf die schöne Natur, die sich in

ihrer lieblichen Erscheinung ausprägte, er hoffte sie unverbildet und unverdorben wieder zu finden.

Seine Studien waren endlich vollendet; das Resultat der Prüfung hatte des Onkels Erwartungen noch übertroffen, und an dem fröhlichen Abend, der Paul zu Ehren gefeiert wurde, fand dieser den Muth, dem Oheim zu sagen, daß er vor dem Eintritt in eine bindende Beschäftigung noch eine kleine Reise nach Schwaben machen müsse.

„Wozu denn, mein Junge?“ fragte der Onkel; „allen Respekt vor deinem Examen, aber mich dünkt, der früher besprochene Zeitpunkt ist noch nicht da, wo du als gemachter Mann den Schauplatz deiner Dummheit wieder besuchen kannst.“ — „Onkel,“ hub Paul feierlich an, „ich habe Ihnen etwas mitzutheilen —.“ — „Danke, danke verbindlichst!“ rief dieser abwehrend, „viel Wissen macht Kopfweh. Komm, Paul,“ setzte er ernstlich hinzu, „wir wollen einen Vertrag machen. Du gibst mir dein Wort, nicht früher als in drei Jahren nach Schwaben zu gehen; ich gebe dir meines, nach drei Jahren, wenn dein Urtheil reifer geworden ist, deinen Wünschen kein Hinderniß in den Weg zu legen.“ — Paul sah den Onkel betroffen an, er wußte nicht recht, wie er mit ihm dran sei; aber er fand bei dessen ablehnender Weise den Muth nicht, zu einer entschiedenen Erklärung zu kommen. So schlug er in die dargebotene Hand, — er wußte selbst nicht recht, begieng er damit eine Untreue gegen sein ahnungsloses Lieb, oder ebnete er mit dieser Verleugnung die Wege für ihre Vereinigung? —

Frau Hiller deutete in ihrem nächsten Briefe an, daß es denn doch wohl Zeit sein möchte, dem Paulinchen mitzutheilen, was über ihre Zukunft bestimmt sei. „Sie ist

zwar außerordentlich anhänglich an Ihnen, aber da das Kind so gar verwunderlich sauber, so zu sagen schön wird, so wäre eben auch die Möglichkeit, daß sie andrerseits Wohlgefallen fände, und da wir nicht, wie ich gewiß geglaubt habe, das Vergnügen haben werden, Ihnen hier zu sehen, wäre es dennoch nützlich, Paulinchen wüßte, woran sie wäre."

Paul selbst sehnte sich darnach, von dem Dorn, der sein Röslein bewachte, an das Röslein selbst zu kommen. Es galt also den ersten Brief an sein Liebchen. — Wie oft und viel hatte er früher in Gedanken lange, feurige Briefe an sie geschrieben, nun durften ja endlich die Worte hervorquellen, wie ein lang gedämmter Strom.

„Mein süßes Lieb!" hob er an, aber nein! Durfte er sie denn schon sein Liebchen nennen? Wollte er denn nicht allmählich den Kelch sich entfalten lassen, allmählich sie gewinnen und erwerben? „Meine holde Rosenknospe!" begann er wieder; aber nein! Pauline war so einfach, so ganz ein Kind der Natur, nicht an solche Sprache gewöhnt. — „Liebe Pauline," wählte er endlich und schlug, indem er sich so ganz wieder in die Zeiten seiner Vergangenheit versetzte, einen beinahe väterlichen Ton an. Er wollte den Brief nicht wieder durchlesen, — er hatte das nie können; auch fürchtete er, er werde zerrissen werden, wie die früher angefangenen, und so sandte er ihn denn ab, vogue la galère! Paulinens Antwort sollte erst recht den Ton anschlagen.

Es war der Geburtstag seiner Tante und er hatte den Tag ganz im Hause des Onkels zugebracht; in allerlei Gedanken und Erinnerungen verloren, saß er Abends am Fenster, als ihm das Mädchen einen Brief brachte, der in

seinem Logis inzwischen für ihn eingelaufen war. Es war ein feines Briefchen auf farbigem Postpapier; er öffnete das Fenster, um es noch lesen zu können, als eben die Tante mit der angezündeten Lampe eintrat. „Ei, ei, Paul, wer wird so seine Augen verderben?" rief sie scheltend, während er verlegen wie ein ertappter Knabe eiligst das Briefchen unter der Tante Arbeitskörbchen schob, um es gelegentlich wieder vorzunehmen.

Aber die Gelegenheit zeigte sich nicht so leicht; der Onkel hatte eine kleine Gesellschaft gebeten, die sich bald um den Theetisch sammelte, die Tante war in ihrer heitersten Laune; ihre Freundinnen, Damen in dem Alter, wo man ohne Gefahr einen jungen Mann zur Unterhaltung aufmuntern darf, ließen ihm keinen Augenblick freie Zeit. Erst als er sich beim Nachhausegehn empfahl, ward es ihm möglich, sein Kleinod, das er indeß wenigstens mit den Augen gehütet, geschwind zu sich zu stecken; dann mußte er noch mit nothgedrungener Galanterie Mademoiselle Bichette, eine ehemalige Lehrerin und nunmehrige Hausfreundin der Tante, nach Hause führen, bis er endlich in sein Stübchen eilen konnte. Wie oft versagten die Zündhölzer, bis er Licht hatte! Nahezu hätte er eine Feuersbrunst angerichtet mit dem Büschel, das er endlich zusammennahm, um gewiß nicht mehr zu fehlen.

Und nun setzte er sich und entfaltete das schon geöffnete Briefchen. Wie angenehm war er überrascht über die klaren, reinen Züge dieser Schrift, so sicher und doch so fein, so ganz weiblich! Nein, sein Herz hatte ihn nicht betrogen! Diese Handschrift allein sagte ihm schon alles, was er je hätte hoffen und wünschen dürfen, mehr, als ihm je die Redaktion der Leipziger Illustrirten hätte daraus

weissagen können, von seinem fernen Lieb. „Theurer, verehrter Freund!“ begann das Schreiben. — „Fast zu respektvoll!“ sagte er sich lächelnd. — „Ohne Zögern, mit innigem Dank nehme ich die Heimat an, die Ihre Güte mir bietet.“ — Das geht doch rasch! dachte er mit einiger Verwunderung, hatte er doch noch nicht eine Silbe von der Zukunft zu dem Kinde gesprochen! — „Ich erkenne auch hier wieder die Leitung der treuen Vaterhand, die mich in letzter Zeit oft so dunkle Wege geführt.“ — O, das arme Kind, was kann sie wohl betroffen haben? fragte er besorgt. — „Hier habe ich abgeschlossen,“ fuhr der Brief fort, „ich kann an jedem Tag, den Sie mir bestimmen wollen, bei Ihnen eintreffen.“ —

Nun, das hieße doch der kühnsten Erwartung zuvorkommen! dachte Paul ganz betroffen; sind denn ihre Eltern gestorben? Und was in aller Welt soll ich hier mit dem Mädchen thun? Er schritt ganz desperat von diesem ungehofften Glück in seinem Stübchen auf und ab; aber er mußte doch den Brief vollendes lesen. „Das Bild Ihrer theuren Gemahlin“ — was, auch noch meiner Gemahlin? rief er ganz verdutzt — „war mir von Kindheit auf eine sonnige, freudenbringende Erscheinung,“ hieß es weiter; „und wie ich sonst in glücklichen Zeiten aus Ihrem gastlichen Hause zu meinem lieben Mütterlein zurückkehrte, so komme ich nun von meiner Mutter Grabe zu der neuen Heimat, die sich mir öffnet. Möge es meinem herzlichen guten Willen möglich werden, Ihnen für diese beste Gabe meinen Dank inniger als in Worten ausdrücken zu können!

Mit kindlicher Liebe und Verehrung

Mathilde Soden.“

„Nun endlich ein anderer Name, Gott sei Dank,“

seufzte Paul wahrhaft erleichtert, denn er war sich indeß wie verzaubert vorgekommen. Er besah den Brief von außen, ach ja, er war an seinen Onkel adressirt, auch war es weißes Postpapier und Paulinens Briefchen war auf rosenrothem gewesen. Auch der unbekannten Mathilde entsann er sich, ihm fiel ein, wie die Tante wiederholt von einem Pathchen, der Tochter einer sehr geliebten Cousine und Jugendfreundin, gesprochen, die durch den schnellen Tod ihrer Mutter ganz verwaist sei.

Von der also mußte der Brief sein. Wenn er nur seinen eigenen gehabt hätte! Ein hübsch geschriebener Brief war das freilich; er wollte Paulinens käme ihm gleich, wenn er ihn nur mit Glück hätte!

Er war recht früh am andern Morgen bei der Tante, er hatte sich noch nie so aufmerksam nach ihrem Befinden erkundigt, aber der Onkel — wehe, der Onkel lehnte schon am Fenster und machte sich mit dem Arbeitskörbchen seiner Frau zu thun, eine sonst unerhörte Sache, da er eine krankhafte Angst vor Nadeln hatte und mit der fixen Idee behaftet war, wo man weibliches Arbeitsgeräth erblicke, schwebe man man alsbald in Gefahr, eine Nadel zu verschlucken und daran jämmerlich zu versterben, wie solches schon unterschiedlichen Nettchen und Hannchen in nützlichen Beispielen für Kinder begegnet ist.

„Ich glaube, Onkel, wir haben aus Versehen Briefe verwechselt,“ sagte Paul mit gutgespielter Gleichgiltigkeit, indem er ihm das Briefchen hinbot. — „Wirklich? Eine gefährliche Sache!“ lächelte der Onkel, indem er ihm unversehrt ein rosenfarbenes Briefchen übergab; „gib nur her, der Brief, den du fälschlich genommen, enthält kein Geheimniß, wohl aber eine Ueberraschung für die Tante.“

Mit frohem Erstaunen las diese den Brief der Mathilde, der Paul in so große Verwunderung gesetzt hatte. „Wirklich, wie gut du bist!“ sagte sie gerührt und flog dem Gatten an den Hals, der sich etwas verlegen dabei geberdete, da er durchaus keine Natur für Rührscenen hatte. „So bist du meinem stillen Wunsche zuvorgekommen! Ich wagte nicht, dich darum zu bitten, da ich weiß, wie ungern du eine Unterbrechung der gewöhnten Häuslichkeit hast.“ — „Nun, Mathilde war immer ein nettes, stilles, angenehmes Mädchen,“ sagte der Gatte ablehnend, „und ich würde sie bedauern, wenn sie ihrem Onkel Kaufmann als Spekulationsgegenstand anheimfallen würde.“ — „Gewiß, ein wohlhabendes Mädchen in ihrer einsamen Lage ist fast schlimmer daran als eine Arme, die von selbst darauf angewiesen ist, eine abhängige Stellung zu suchen. Und sie spielt sehr gut Schach!“ — „Hat auch immer deine Putzartikel zierlich hergestutzt.“ — „Und liest so hübsch die Zeitung vor, wenn ich darüber einschlafe.“

Während Onkel und Tante sich erschöpften in Aufzählung der Vorzüge der unsichtbaren Mathilde, entschlüpfte Paul glücklich mit seinem rosenrothen Briefchen. Es waren nun freilich nicht die klaren, schönen Schriftzüge des ersten Briefchens; das rosenfarbige Papier war liniert gewesen, die Spuren davon waren aber säuberlich mit Gummielasticum ausgewischt; auch war's eine etwas schülerhafte Hand, sorgfältig korrigirt, aber das war ja eben so rührend, so unschuldig!

„Lieber Herr Birken!

Wenn Sie mein Brief wohl antrifft, so wird es mich freuen, wir sind auch alle gesund und wohl.

Es hat mich sehr verwundert wie ich in Ihrem Brief sah daß Sie immer noch an uns denken und an mich, was

ich noch nicht recht glauben kann, weil ich ja noch so sehr jung gewesen bin und habe niemalen an solche Sachen gedacht.

Und ich stehe der Hoffnung der liebe Gott werde alles zum Besten lenken, ich von mir aus kann freilich noch gar nichts sagen da wir ja einander so lange nicht mehr gesehen haben und Sie so viele gebildete Frauenzimmer seither werden kennen gelernt haben.

Aber ich freue mich allemal und danke Gott, so oft ich den Wengertschüz sehe, (welcher erst heute wieder beim Viehmarkt hier war,) so freue ich mich daß er wieder so gesund ist und Sie nichts mehr auf Ihrem Gewissen haben.

Der Vater und die Mutter und Klara und wir alle grüßen Sie recht schön.

Ihre

gehorsame

Pauline Hiller."

Welch rührende Demuth! dachte Paul, armes Kind! Natürlich, daß ihr Brief noch steif ist und gezwungen! Ich muß sie leise anfassen, ganz allmählich soll die Knospe sich erschließen! — Aber er mußte fast gewaltsam sich das liebliche Bild des Kindes zurückrufen, sein Ideal wollte nicht mehr so recht stimmen mit dem Brief. Sehr froh war er, daß bei Onkels niemand mehr Notiz nahm von dem rosenrothen Briefchen; die Tante war eifrig beschäftigt, ihrem Pflegling ein Zimmerchen einzurichten, der Onkel beobachtete die bequeme Politik des Gehenlassens.

Es war gar keine Begebenheit, als Mathilde Soden endlich eintraf; das stille, schwarz gekleidete Mädchen fügte sich so unmerklich dem kleinen Haushalt ein, daß man bald

sich keine Zeit mehr denken konnte, wo sie nicht dagewesen wäre. Paul, der zuerst den Argwohn hatte, die Tante könnte mit dem Pathchen Plane auf ihn haben, war zwar geneigt, ihren Werth in Zweifel zu ziehen, und bemerkte gegen den Onkel: „hm, sie ist sehr negativ, nicht blond, nicht brünett, nicht groß und nicht klein, nicht blühend und nicht blaß, nicht schön und nicht häßlich, eine wirklich recht ungefährliche Person.“ — „Um so besser,“ meinte der Onkel, „denn du deinestheils wärest noch gar nicht in der Lage gefährlich zu werden.“

Die Tante war glückselig mit ihrem Töchterlein; die Dienstboten, die den Eindringling zuerst mit mißtrauischen Augen betrachtet hatten, schwärmten für sie, es lag eine stille Harmonie in ihrem Wesen, die unmerklich einen wohlthätigen Einfluß ausübte. Man hörte nicht mehr den kleinen Alltagsjammer um vergessene Dinge, die Blumen waren begossen, der Kanarienvogel gefüttert, der Epheu abgestäubt, alles geschah fast unsichtbar, wie von Erdleutchen.

In den ersten Zeiten war Mathilde noch von der unsichtbaren Mauer umgeben, die das Leid um ein Menschenherz zieht. Wenn ein großes, tiefes Weh das Herz getroffen, so liegt das Leben zuerst auf uns wie eine unerträgliche Last, allmählich erheben wir uns und beginnen den Fels zu übersteigen, der uns zu erdrücken droht, und unmerklich finden wir, daß der Pfad nicht immer bergan geht, wir lernen wieder am Wege selbst Gefallen finden; — wohl und gut, wenn wir nicht am Ende aufs Neue um des Wegs willen des Zieles vergessen, an das wir zuerst mit so ungeduldiger Sehnsucht verlangten!

Mathilde fiel Niemand lästig mit ihrer Trauer, ihr Schmerz selbst war anspruchlos wie ihr ganzes Wesen,

nur ein mächtiges Pflichtgefühl, das ihr zum Instinkt geworden, lehrte sie die immer wache Aufmerksamkeit auf Andrer Wünsche; nach und nach fand auch sie mit Staunen, daß das Leben leise und allmählich an dem Herzen anpochte durch tausend kleine Boten, und sie öffnete leise, leise und ließ die freundlichen Gesandten ein, — das klare Sonnenlicht that ihren Augen nicht mehr weh, nicht mehr mahnte sie jeder helle Morgen an jenen, an dem sie der Mutter Leiche geschmückt hatte, — nicht mehr vernahm sie aus den Worten eines Dichters nur das allein, was auf ihre Trauer Bezug haben konnte; — ihre dunklen Augen glänzten heller, ein gutmüthiges, sanftes Lächeln spielte um ihren Mund, und ihre zurückkehrende Heiterkeit war für alle, zumal für die Tante, wie ein glücklicher Fund, ein stiller Sieg des Hauses.

Paul hatte längst seinen Argwohn vergessen. Sicher im Bewußtsein seiner Treue gegen das ferne Schwabenkind, mit dem er den Briefwechsel regelmäßig fortführte, gab er sich ganz arglos dem stillen Behagen hin, das der Verkehr mit einer so friedevollen, harmonischen Natur für alle brachte; er gestand sich selbst nicht, welch neuen Reiz nun des Onkels Haus für ihn hatte, wie angenehm die Leseabende waren mit Mathildens stillen Augen als Zuhörern, wie überraschend sein Geschmack oft mit dem ihrigen übereintraf, und wenn ihm nun die unerträglichen Jahre des Wartens wunderbar kurz wurden, so fragte er sich nie, ob wirklich nur die starke Liebe zu der fernen schönen Rahel ihn so geduldig mache.

Fünf Jahre waren seit jenem Herbst ins Land gegangen, als wieder ein Fremder den schönen Weg am Flusse hinschritt, der nach dem Städtchen Gugelfingen führt. Ein einsamer Wanderer war's diesmal, und seine feine einfache Reisekleidung war nicht geeignet, die Augen der Einwohner auf sich zu ziehen, wie früher das phantastische Studentenkostüm. Auch schien ihm gar nicht daran gelegen, Aufsehen zu erregen, er kehrte in einem neuerbauten Gasthof in der Vorstadt ein, wo er hoffen durfte, daß die neuen Bewohner den wilden Studenten nicht mehr erkennen würden, dessen Abenteuer noch immer im Städtchen besprochen wurde.

Es war Paul Birken, der nach so langer Zeit erst zurückkehrte auf die Stelle, wo sein toller Jugendmuth sich zuerst zum Ernst des Lebens gewendet, in die Heimat seiner ersten Liebe. Aber wie er damals mehr ein toller Knabe als ein Jüngling gewesen war, so schien er jetzt fast über seine Jahre ernst, als er sinnend die Straßen hinauf blickte, die er damals so fröhlich mit seinem Freunde durchzogen, als er nach kurzer Rast im Wirthshause die verborgenen Wege aufsuchte, die ihm aus der Zeit seiner Gefangenschaft wohl bekannt waren, um möglichst unbemerkt zu dem letzten Hause zu gelangen, dessen Mysterien ihm damals so anziehend erschienen waren.

Warum er so verstohlen und heimlich das Haus wieder suchte, zu dem er doch nun als der getreue Ritter kam, der siegreich sein Liebchen heimführen will? — er war sich vielleicht selbst nicht so recht über die Motive klar, es war eine halbe Furcht vor dem letzten, entscheidenden Schritt. Er wollte nun einmal zuerst heimlich und unerkannt seine junge Liebe, die nun geöffnete Rose, wiedersehen, ehe er sie öffentlich heimführte als sein Eigenthum.

Der Tag war günstig gewählt zu solchem Vorhaben, es war ein Feiertag, und ein landwirthschaftliches Fest in der Nachbarschaft hatte fast die ganze Bevölkerung des Städtchens angezogen; so gieng er völlig unbeachtet den grasigen Weg hinter der alten Stadtmauer, der zu der Rückseite des ‚letzten Hauses' führte. Seine Schritte aber schienen nicht beschleunigt von der stürmischen Ungeduld eines Liebenden, — er gieng gar langsam und nachdenklich; fast war es, als ob ihn eine gewisse Scheu abhielte von der Vollendung seiner jungen Wünsche. Eine steinerne Bank war auf der Mitte des Weges angebracht, er setzte sich, zog eine gefüllte Brieftasche heraus und fieng an ihren Inhalt durchzusehen.

Das erste, was er hervorzog, war ein Portrait, eine schlecht gemalte Miniatüre, die ihm Pauline vor zwei Jahren geschickt hatte. So mangelhaft das Bild war, so verschwenderisch mit Roth und Weiß behandelt, es ließ sich doch nicht verkennen, daß das Original ein liebliches sein mußte, — aber er konnte nicht mehr die alten Gefühle für seine süße Rosenknospe dabei finden. Er entfaltete eine Reihe von Briefen, auf rosenrothem, auf grünem, auf himmelblauem Postpapier, — Paulinens Briefchen. Sie waren nicht alle mehr so schülerhaft wie jenes erste, das er beinahe vergessen, aber etwas Schüchternes, Abgemessenes zeigte sich in den zierlichen, aber mühsam gemalten Buchstaben, im ganzen Ton der Briefe. Sie schrieb über ihre Arbeiten und Studien, deren Resultate freilich unbedeutend schienen, über ihr Gärtchen, über die jeweiligen Gefangenen — es waren Briefe, wie sie an einen Herrn Pathen hätten geschrieben sein können. Natürlich, wußte er doch selbst nicht mehr den ...ten Ton mit ihr anzuschlagen! Wie sollte sie, die als

Kind von ihm geschieden war, sich in ein bräutliches Verhältniß finden?

Er las ihre Antwort auf seinen letzten Brief noch einmal, in dem er sie auf seine baldige Ankunft vorbereitet hatte; gerade ihre schüchterne Zurückhaltung, mit der sie jedes zärtliche Wort vermied, gefiel ihm. Sie schrieb zum Schluß: „die Eltern und alle freuen sich bis Sie kommen; ich bete alle Tage, daß es der liebe Gott so lenken möge, wie es für uns alle gut ist.“ — Dies jungfräuliche Zagen und Bangen rührte sein Herz: „dein Glaube soll dich nicht teuschen!“ sagte er vor sich hin, als er mit einer raschen, festen Bewegung sich zum Weitergehen anschickte, „auch wenn ich dir nicht mehr das junge kindische Herz voll Liebe bringen kann; ich will nicht zu muthwilligem Spiel an der Knospe gepflückt haben und sie für die künftige Blüthe verderben!“

In der andern Seite der Brieftasche stak ein einziger Brief, ein Brief von derselben festen, klaren Frauenhand, die ihn vor Jahren schon einmal überrascht hatte. Es war ein unerbrochener Brief. Warum bebte seine Hand, als er das Siegel lösen wollte, warum legte er ihn verschlossen wieder zurück? Er scheute sich ihn zu öffnen, weil er nicht wußte, ob er nicht das heilige Geheimniß eines edlen und zarten Herzens verschloß, eines Herzens, auf das er keine Rechte hatte, eines Herzens, das er hoch hielt als die reinste Perle! — Er raffte sich gewaltsam auf aus allem Brüten und Nachdenken und gieng vorwärts; bald hatte er ungestört und unbegegnet das letzte Haus erreicht.

Es war ihm seltsam zu Muthe, als er die weißen Wände, die vergitterten Fenster wieder aus den grün[en Bäu]men des Gartens hervorragen sah; — es war [...]

hier still und menschenleer, nur im Gärtchen hörte er Mädchenstimmen, Paulinens darunter. Das eben war es, was er wünschte, sie sehen, sie hören, ehe sie ihn bemerkte. Das Gesträuch, das die Rückseite des Gärtchens begrenzte, war so hoch und dicht, daß er leicht ungesehen die zwei Mädchen im Gärtchen beobachten und ihr Gespräch hören konnte, wozu er sich für vollkommen berechtigt hielt.

Der Einen von Beiden konnte er voll ins Gesicht sehen, — ein fremdes, gleichgiltiges, höchst gewöhnliches Gesicht; die andre leichte, schlanke Gestalt, die ihm den Rücken zuwandte, mußte Pauline sein! Er freute sich, als er das Klopfen seines Herzens fühlte; gewiß, die alte Liebe kehrte zurück!

„Aergert dich's nicht," fragte die Erste, „daß deine Klara überall dabei sein will und du immer daheim bleiben sollst?" — „Ach nein," klang Paulinens Stimme, eine angenehme Stimme! „Es liegt mir so viel nicht dran. Zwar ist es dumm, daß ich wegen dem einzigen eingesperrten Weibsbild dableiben muß, die könnte ja doch nicht durchgehen; aber es ist mir auch recht, wenn ich mein weißes Kleid bis zum Sonntag fertig bringe." — „Machst du weite Aermel?" — „Schiffärmel," entgegnete Pauline mit großer Bestimmtheit, „mit schmalen Spitzchen garnirt, aber keinen glatten Leib; der bei meiner Klara gefällt mir gar nicht." — „Aber mach' dir keinen so hohen Leib mehr!" sagte warnend die Andre. — „Ich weiß nicht, was ich thun soll," meinte Pauline nachdenklich. „Mit einem Krausele oben herum ist es am Ende doch netter, als wenn ich noch ein Schmiesle dazu brauche." So gieng das Gespräch in angelegentlichen Erörterungen über Putzangelegenheiten noch

eine Weile fort, bis Pauline aufstand, um ihrer Arrestantin die Suppe zu kochen.

Nun sah Birken ihr Gesicht — sie war schön, die erblühte Rose, die Knospe hatte nicht zuviel verheißen! In schlankem Ebenmaß hob sich die jungfräuliche Gestalt, die Augen leuchteten in reinem Himmelblau, es war der feine Mund, die zarte Blüthe der Wangen, — viel lieblicher noch als es in seiner Erinnerung gelebt hatte. Und doch trat er nicht ein, um sein Liebchen zu begrüßen, um das Kleinod in Besitz zu nehmen, das ihm so schön bewahrt geblieben! Unwillkürlich wich er zurück, um ja nicht gesehen zu werden, und schritt, während die Mädchen auf der andern Seite ins Haus giengen, rastlos und unstet auf der immer noch einsamen Promenade hin und her.

Er konnte sich kaum Rechenschaft darüber geben, warum all sein neuaufwallendes Gefühl für die Braut wie mit kaltem Wasser begossen wieder zurückgetreten war. War sie nicht schöner, als er es sich hätte träumen können? Konnten ihre Worte allein, dies zufällig nichtssagende Geplauder all sein Feuer gelöscht haben? Würden nicht alle Mädchen, geistvolle, hochgebildete Mädchen sogar, zu Zeiten über solche Dinge plaudern? Aber er hatte sich gedacht, die ersten Worte aus ihrem Mund sollten ihm zum entscheidenden Orakel werden, und nun gerade solche!

Er war wieder bei der Bank angekommen, er setzte sich, zog zum zweitenmal den verschlossenen Brief heraus und erbrach ihn diesmal rasch, ohne Zögern, als ob er hier die rechte Entscheidung finden müßte. Warum stellte sich vor die liebliche Gestalt seiner Jugendliebe eine Andre, nicht so hoch und schlank, nicht so blühend und morgenfrisch, und doch so anmuthig in ihrem sanften, ernsten Lächeln, mit den klaren

dunklen Augen, in denen ihm zuerst die Ahnung des rechten Lebens aufgegangen war? O, er hatte es gesehen dies Bild, in echter Weiblichkeit, die reine Hülle einer lebendigen Seele, er hatte den Zauber jenes reichen Wesens empfunden, wie sie das stille Licht des häuslichen Herdes, die anspruchlose Zier geselliger Kreise, der unermüdet hilfreiche Engel des Krankenbettes war. Ihr sanftes, verständiges Wort, ihr tiefer Blick hatten alles Ernste und Edle in ihm ins Leben gerufen, und doch sah sie wieder mit so kindlicher Bescheidenheit auf zu dem reicheren, stärkern Geist und Wissen des Mannes; denn nie wird eine Frau einem Manne gefährlich sein, der gegenüber er sich nicht vollkommen als Mann fühlt, wie dies umgekehrt in noch ausgedehnterem Maß beim Weibe der Fall ist. — Konnte dies Bild auch von der reizvollsten Erscheinung verdrängt werden? — Er versenkte sich tief in den Inhalt des Briefes.

„Lieber, theurer Freund!“ begann er. „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen aus ganzer Seele, ich will es heilig halten, und soweit die Kraft und Einsicht eines schwachen Mädchens reicht, sollen Sie eine treue Freundin an mir finden.

„Aber lieber Paul, Freunde müssen offen mit einander stehen. Mir vor allem war es lebenslang das erste und höchste Bedürfniß, alle meine Verhältnisse klar vor mir zu sehen; auch das Dunkelste und Schwerste mußte ich so lange anschauen, bis es im Lichte vor mir lag, wenn auch nicht im irdischen. Darum verkennen Sie mich nicht, wenn ich die heftigen Selbstanklagen, Ausrufungen und Bitten Ihres Briefes in klare Sprache übersetze, wenn auch manches darin liegt, was nicht gern über die Lippen oder aus der Feder eines Mädchens will. Sie wissen, ich habe keine Mutter mehr

und mußte früh lernen für mich selbst denken und reden, zumal da in dieser Sache Ihre gute Tante zu parteiisch für mich ist, um Schiedsrichterin zu sein.

„Sie haben in früher Jugend Ihr Wort und Ihre Treue verpfändet, — ich wußte davon durch Ihren Onkel, aber es scheint, daß er selbst den Ernst und die Bedeutung jenes Wortes nicht kannte und alles für eine längstverflogene Jugendphantasie hielt. Sie haben Ihre Braut, seit sie noch Kind war, nicht mehr gesehen; mit mir aber leben Sie nun seit drei Jahren unter Einem Dach, Sie haben mich durch Ihre Tante schon mit den parteiischen Augen der Liebe ansehen lernen; Sie glauben nun in mir gewiß ein Glück zu finden, das Ihnen bei Ihrer Braut noch ungewiß ist? Sie fürchten Ihre Liebe zu mir mehr gezeigt und ausgesprochen zu haben, als sich ziemt für einen Mann, dessen Hand schon versagt ist, und das wirft Sie nun in einen Konflikt von Wünschen und Pflichten, dem Sie nur zu entgehen glauben, wenn Sie der Erfüllung Ihres Geschicks rasch entgegen treten. Vorher bitten Sie noch um meine Vergebung, wenn Sie meinen Frieden gestört hätten; habe ich so den Sinn Ihres Briefes recht verstanden?

„Vor allem nehmen Sie mein ernstgemeintes Wort: wenn ich Ihnen etwas zu verzeihen habe, so ist es verziehen, ganz, von vollem Herzen. Glauben Sie, es hat mich noch kein Leid getroffen, das ich nicht als einen Segensgruß von Gott hätte erkennen lernen, — wenn auch oft nach heißen Thränen. Und sollten Sie mir ohne Wissen und Willen ein Herzeleid zugefügt haben, so seien Sie gewiß, daß auch diese Thränen meine Augen klar machen sollen für die heilige Meinung, die hinter jedem Schmerz liegt, selbst wenn uns von menschlicher Hand kommt.

„Und nun lassen Sie mich bitten: gehen Sie der Lösung eines so heiligen Wortes nicht entgegen wie einem Verhängniß; der unseligste Gedanke von allen, der Keim aller Schuld und alles Uebels ist gewiß der: wie wär' es schön, wenn's nicht so wäre! Lassen Sie uns denken: „weil es so ist, so soll's schön sein!“ Das weckt alle Kraft und bringt Frieden.

„Ihre Pflicht scheint mir klar. Sie waren jung, als Sie mit einem so heiligen Pfande Ihr Wort gegeben, aber nicht zu jung, um seine Bedeutung nicht zu verstehen. Das Mädchen lernte sich als Ihre Braut ansehen, die erste Blütezeit ihrer Jugend gab sie hin in der Vorbereitung auf eine andere Zukunft, als ihre Geburt ihr anweist; sie hat heilige Rechte auf Sie, so lange sie Ihnen rein und fleckenlos bewahrt blieb.

„So bringen Sie ihr denn nicht ein halbes Herz, lieber Paul! Einer jungen weichen Seele, die Sie vielleicht erst zu wecken haben für ein höheres, tieferes Leben, sind Sie einen doppelten Reichthum von Liebe und Treue schuldig.

„Aber können wir lieben wollen oder nicht wollen? fragen Sie. Ach nein, lieber Paul, ich glaube nicht! Aber wie wir eine Liebe, die unser Herz beschlichen wie der Frühling die Erde, überwinden und heiligen können, wenn es nicht Gottes Wille ist, sie zum Ziel zu führen, wie wir dann ohne Wunsch und Klage ein geliebtes Wesen als Eigenthum eines Andern zu sehen vermögen, so gibt es auch eine Liebe, die wir erringen können als eine edle Gottesgabe, und solche Liebe, theurer Freund, ist gewiß ein Kind unsres ernsten, redlichen Wollens.

„Nun, lachen Sie immerhin über Ihre altkluge Rathgeberin; lassen Sie uns hoffen, daß aller Rath hier über-

flüssig ist, daß Sie Ihre Knospe wiederfinden zur holden Rose erblüht, deren Anblick alle Glut der ersten Liebe wieder in Ihrem Herzen weckt, daß Sie ganz das Glück empfinden, das für einen Mann darin liegen muß, ein frisches, junges Herz in Liebe zu sich heranzubilden.

„Und wenn es so ist, wenn die Stunde gekommen ist, wo Sie jene Herzensaufwallung Ihrer Jugend segnen, statt sie zu beklagen, so glauben Sie, daß sich Ihres Glückes aus tiefster Seele freuen wird

Ihre Freundin

Mathilde Soden."

„Ja das ist sie!" seufzte er, als er den Brief zusammenfaltete; „eine Perle, die ich verscherzt!" Sein Gewissen war erleichtert durch Mathildens Vergebung. Er hatte sich so gern dem unbewußten süßen Reiz ihres Umgangs hingegeben und so lange es ihm bequem war, angenommen, für eine so ernste, ruhige Natur wie Mathildens liege gar keine Gefahr in seiner Annäherung. Erst in den letzten Tagen war er inne geworden, wie viel sie ihm geworden sei, hatte er geahnt, daß auch sie nicht so kühl geblieben, wie er früher geglaubt, und er hatte als schwere Schuld empfunden, den Frieden dieser klaren Seele getrübt zu haben. Sein Gewissen war leichter, aber sein Herz ward schwerer, als ihm aus ihren Worten klar wurde, daß seine Liebe keine hoffnungslose gewesen wäre.

War er wirklich im Ernste gekommen, um sein Wort zu lösen, oder in der stillen Hoffnung, ein Pförtchen zu finden, aus dem er mit Ehren entschlüpfen könne? Wer weiß es und will es bestimmen? Jeder Mensch hat seine anerkannten und nicht anerkannten Gedanken. Aber soviel war klar, daß nichts da war, das ihn des Wortes entband, welches er mit dem

Ring seiner Mutter verpfändet, wenn auch Pauline eine Viertelstunde lang über Kleiderfaçons geplaudert hatte.

Im Gasthof, wohin er zurückkehrte, war man erstaunt, daß er nicht zum Fest gegangen; die Wirthin nahm es fast übel, da sie ihn ja auf zwei Hämmel und ein Schwein mit zehn Ferkeln aufmerksam gemacht, die ihr Mann als Beitrag zu der Festherrlichkeit geliefert und die sie eigenhändig mit rosenrothen Schleifen an den Schwänzchen verziert hatte. Sie war aber sehr aufgelegt, sich durch eine Unterhaltung mit dem fremden Herrn für das versäumte Fest zu entschädigen, und es wurde ihm nicht schwer, das Gespräch auf die weiblichen Schönheiten der Stadt zu lenken.

„Ja, wir haben schöne Frauenzimmer hier," versicherte sie; „da ist zum Beispiel des Herrn Stadtpfarrers Tochter eine Staatsjungfer, und des Herrn Apothekers, die zwar gar nicht schön ist, aber herentgegen reich; auch der Herr Oberamtmann hat zwei, eine schöne und eine wüste, — Jungfern genug! Wenn ein Ball bei uns ist, so fehlt es nur im Gegentheil an Herren." — „Nun, welche ist denn wohl die Schönste von diesen?" fragte Paul. — „Was das anbelangt, so ist der Oberamtsgerichtsdiener hier, dem seine Pauline, die sticht Alle aus, es haben sich schon fremde Leute bei uns bewundert über diese Beauté." — „Und ist eine solche Schönheit noch frei?" fragte Paul mit einigem Herzklopfen. — „Wie man will; sie sagen, sie sei Braut mit einem vornehmen Herrn aus preußisch Polen oder polnisch Preußen, der einmal hier im Arrest gesessen ist, noch eh wir hierher gezogen sind. Ich meine, das sei gerade nichts Flottes, Einer wo im Thurm gesessen! Aber die Amtsdienerin macht erst noch Staat und sagt, er habe ja nicht gestohlen, nur schier gar Einen todgestochen. Weiß nicht, warum

das vornehmer sein soll! Was mich anbelangt, so wär' mir's doch noch lieber, es thäte mir einer stehlen, als er stäche mich tod, aber die Geschmäcke sind verschieden. Und wenn der Herr doch etwas Recht's ist, so fürchte ich erst, er läßt sie sitzen, und die Amtsdienerin hat umsonst gewartet und umsonst das Mädchen so unmäßig herausgeputzt." — „Hätte sie sich sonst nie verheirathen sollen?" fragte Paul. — „O ja, warum nicht? So jung sie ist, des Kaminfegers Adolf, der das Amt von seinem Vater bekommt, hat sie wollen, und das ist eine ganz gebildete Familie; sie haben einen Sopha, und der Alte hat einen zizenen Schlafrock, Sie wissen, Kaminfeger sind immer ein wenig vornehm. Aber die Alte und die Junge ließen ihn ablaufen; er, das heißt der Amtsdiener, ist der Niemez (Niemand) im Haus. Auch der Herr Aktuar hat vielfach nach ihr hinübergeguckt, aber daß sie von dem nichts gewollt, darum lob' ich sie, es ist ihm jedes Kellnermädchen gut genug."

Paul war durch Frau Hiller sattsam von allen möglichen und wirklichen Anträgen unterrichtet, die Pauline hätte haben können, immer mit der festen Versicherung, daß das Kind von keinem Andern wissen wolle und ihm allein ihr Herz aufhebe. Er war froh, als die geschwätzige Wirthin endlich abgerufen wurde. Er ließ sich den Weg nach dem Volksfest zeigen, kehrte aber bald wieder auf seine einsame Promenade zurück, um in Stille und Nachdenken mit sich ins Reine zu kommen und den rechten Sinn zu finden für den Weg, der nun klar vor ihm lag. Freilich kamen ihm je und je wieder Gedanken von der Treue gegen sein besseres Selbst, von der Pflicht für seine eigene geistige Entfaltung, die höher stehe als ein kindisch verschleudertes Wort;

aber er wußte, wie Mathilde über solche sophistische Vertröstungen dachte, und „ein Mann ein Wort!“ war am Ende die einfachste Lösung des Problems, wenn auch nicht die leichteste für ihn.

Das Urtheil der Welt, das nun auch über den Mann in fester Lebensstellung eine andere Bedeutung gewonnen hatte, als über den übermüthigen Jüngling, fürchtete er nicht mehr, seit er Paulinens anmuthige Erscheinung gesehen. Er wußte wohl, daß solche Schönheit in den Augen der Welt eine viel größere Unbesonnenheit als die seine rechtfertigen würde. Auch der Onkel würde sich wohl mit einer so lieblichen Nichte aussöhnen, zumal er ihm, dem nun Mündigen, der sein Wort ihm gegenüber gehalten, kein Hinderniß mehr in den Weg legen konnte.

Auch von Paulinens Bildsamkeit begann er wieder mehr zu hoffen, als am Morgen im frischen Eindruck der belauschten Unterhaltung. Diese reizende Außenseite konnte nicht ganz trügen; auch die besonders schöne, gefällige Anlage des kleinen Gartens mußte ihr Werk sein und zeugte von Geschmack und Schönheitssinn.

Und doch wandelte er gar langsam dahin und die Sonne neigte sich schon zum Untergang, als er zum zweitenmal dem letzten Hause nahte. Er wollte nicht mehr zögern, um Pauline zuerst noch allein zu finden; auf das Zusammentreffen mit der Familie war ihm etwas bang. Seine Stimmung war nun eine ernste feierliche geworden, gewiß die rechte, um solch wichtigem Schritt entgegenzugehen. Recht treu und innig wollte er die schüchterne Taube an sein Herz nehmen, die ihm in stillem Hoffen und Harren die liebliche Blüte ihrer Jugend bewahrt, und Mathilde — sie würde ihr gewiß eine leitende, schirmende Freundin wer-

den. Das aber war noch ein wunder Fleck, den er nicht wagen durfte zu berühren.

An der Rückseite des Gärtchens, in dem Gebüsch, war ein kleines Pförtchen, das er früher nicht bemerkt; es stand halb offen und er trat ein. Er wollte nicht zum zweitenmal als Horcher kommen, er hatte im Sinn, diesmal offen und geradezu zu gehen, er war nicht lüstern, eine zweite Unterhaltung wie die am Morgen zu belauschen. Aber sein Schritt wurde unwillkürlich leise, als er bemerkte, daß in der dicht verwachsenen Laube ein Pärchen saß, — Paulinens helles Gewand schimmerte durch das Grün, und die Stimme, die er neben ihr hörte, war diesmal eine männliche, die im Tone schmerzlichen Vorwurfs sprach: „nicht einmal eine einzige Viertelstunde willst du bei mir bleiben, und ich soll dich doch nun gar nie, nie mehr allein sehen!“ — „O laß mich!“ bat das Mädchen ängstlich, „wir können ja doch in Ewigkeit nicht zusammen kommen, du weißt ja alles!“ — „Ach was, den Unsinn von deiner Mutter, daß du auf den vornehmen Bräutigam warten sollst, der in fünf Jahren nicht nach dir gesehen hat, der kommt nimmer!“ — „O gewiß kommt er noch,“ versicherte Pauline, „er hat ja immer geschrieben und mir die Bücher und die schönen Sachen geschickt, und heut hat mich Schwanenwirths Luise so erschreckt; die sagt mir, es sei ein fremder Herr da, der so sonderbar nach allen Mädchen gefragt habe; wenn der's wäre!“

„Und wenn er's wäre!“ rief heftig und ungeduldig der junge Mann, „könnt ich dann nicht zu ihm sagen: hören Sie, Sie können Ihre Braut nicht lieb haben, sonst hätten Sie in sechs Jahren auch nach ihr gesehen! Ich aber habe sie gekannt, wie wir noch klein waren, und habe sie lieb gehabt vom Augenblick an, wo ich von der Wanderschaft

zurückkam, und habe sie jetzt so gern, o so gern, daß ich mein Leben für sie lassen könnte, drum lassen Sie sie mir!" Er schwieg in mächtiger Bewegung. — „O," sagte Pauline mit leisem Weinen, „das würde die Mutter unglückselig machen. Du weißt, ihr ganzes Herz hängt daran, daß ich eine vornehme Heirath mache, seit es mit der Klara nichts geworden ist." — „Nun was ist's denn so Großes? Jetzt soll er Assessor sein oder Rath. Ich denke aber, ein Gärtner ist auch nichts Schlechtes, und nun ich die Gärtnerei von meinem Onkel geerbt habe, da bin ich ein freier Herr, so gut als ein Baron. Siehst du, wenn du so einen Schreiber hast, denn Schreiber sind's doch, der Titel mag noch so vornehm sein; der ist den ganzen Tag fort von dir und steckt in den Büchern und Schriften, und hat nicht Zeit, daß er nur an dich denkt. Aber was gibt's Schöneres, als wenn ich Herr bin über einen so schönen Garten und hab's geradewegs nur mit dem lieben Herrgott zu thun, von dem ich Regen und Sonnenschein brauche, und du kannst zu mir kommen und bei mir sein und mir helfen bei allem, was ich thue, so oft du willst; und ich, wenn ich allein bin in meinem Garten, kann denken: die ich daheim hab', die ist doch noch die allerschönste Blum'! Ist dir das denn nicht lieber?" — „O frag' mich nicht!" bat Paulinens Stimme in so süßem und innigem Ton, wie ihn Birken hatte diesen Morgen nicht ahnen können. „Siehst du, es darf nicht sein, ich muß der Mutter folgen, und halten, was sie für mich versprochen hat, und wenn ich nicht glücklich sein kann mit meinem Bräutigam, so will ich doch brav bleiben, wie sich's gehört für eine rechtschaffene Braut, und ein gutes Gewissen behalten. Du mußt nicht mehr so kommen, es ist nicht recht, leb wohl, behüt dich Gott!"

„Guten Abend, Pauline!“ klang eine fremde Stimme in das heiße Weinen des jungen Mädchens, und Paul trat unter die Laube. — „Herr Birken!“ rief Pauline mit einem Schrecken, der wenig schmeichelhaft für ihn war und ihm die Rolle des Entsagenden erleichterte. Er zögerte nicht, den heftigen Schreck der jungen Leute mit freundlichem Wort zu beruhigen, und verständigte sich ohne Duell mit dem jungen, etwas verblüfften Gärtner. Und als das selige Pärchen mit ihm aus der Laube trat und der goldene Abendsonnenschein auf Paulinens blonde Haare, in ihre thränenfeuchten blauen Augen fiel, da mußte er sich mit einigem Hochgefühl über seine Großmuth gestehen, daß es kein gemeines Gut sei, das er so edelmüthig hingegeben.

Die Ueberraschung der Familie Hiller war groß, den Bräutigam aus Berlin, der fast zum Mythus geworden war, bei der Rückkehr vom Volksfest vorzufinden, noch größer freilich die Entteuschung der Mama, als er nicht als der glücklich Liebende, sondern als der edle Entsagende auftrat, der das liebende Paar zusammenführt. Es wollte ihr absolut nicht zu Sinne, nun die Erfüllung ihres langgehegten Wunsches ihr vor Augen stand, diesen doch aufzugeben und ihre schöne Pauline als eine Gärtnersfrau sehen zu sollen. Doch war sie zuletzt gescheid genug einzusehen, daß sie das Paar eben nicht zusammenbringen könne, wenn keins von Beiden wolle, und machte gute Miene zum bösen Spiel. Papa Hiller aber rieb sich zufrieden die Hände und bemerkte sachverständig: „ich hab's ja immer g'sagt, so wär's das beste.“ Paul führte seine Rolle als großmüthiger Onkel durch bis zu Ende, er bestellte ein flottes Verlobungsmahl, dem Frau Klara mit ihrem Gatten, einem Schulmeister und einer vielversprechenden kleinen Familie anwohnte. Die be-

deutende Summe, mit der er sich versehen hatte, um seine Braut anständig heimführen zu können, gab ein reichliches, Hochzeitsgeschenk zur Einrichtung des jungen Paares, und als er nach einigen Tagen abreiste, da waren es lauter zufriedene Herzen, die in Frieden und Freuden von einander schieden. Ob nicht vielleicht ein leises, ganz leises Bedauern durch das Herz des edelmüthigen Assessors zuckte, als er noch einmal zurücksah auf die holde Rose, die nun erst im Sonnenschein der Liebe ihre vollste Blüthe entfaltet, — das weiß ich nicht; seine eigene Gemahlin hat ihn später nur Einmal im Scherz darum befragt, ohne auf die Antwort zu warten.

Der Lenz, der den jungen Gärtner so reich gemacht, war dahin und es war Spätherbst geworden, bis Paul auch den Lohn seiner Großmuth ernten durfte. Es war der Abend vor seiner Hochzeit, als er mit Mathilden am Fenster saß; ihr Haupt ruhte an seinem Herzen, ihre Hände lagen ineinander, und er sah tief, tief in diese schönen Augen, das seligste, innigste Verständniß war ihnen aufgegangen, ein Verstehen ohne Worte, ein so tiefes Einssein der Herzen, wie es uns nur in den höchsten Weihestunden des Lebens zum Bewußtsein kommt, wie wir es auf den Höhepunkten, von denen wir das gelobte Land sehen, im Herzen bewahren sollen als Bürgschaft des ewigen Glücks, zu dem die rechte Liebe berufen ist, auch wenn viel graue Alltagsstunden nachfolgen.

„Und ich hätte doch nicht geglaubt, daß du so lieben könntest,“ flüsterte endlich Paul. — „Glaubst du, das hätte ich selbst vorher gewußt, oder hätte dir's gesagt, wenn ich

es gewußt hätte?" sagte Mathilde mit süßem Lächeln. — Da trat nach wiederholtem entschuldigendem Husten, um ihre störende Anwesenheit kund zu geben, die Magd ein und überbrachte eine Schachtel an Fräulein Soden.

Mathilde öffnete, ein herrlicher Duft drang ihr entgegen, und mit freudigem Ah! sah sie hier in feuchtes Moos gebettet, die herrlichste Blumenfülle, einen lieblichen Frühling in der trüben Herbstzeit, Rosen, Levkoien, edle Kamelien und dazwischen die schönsten Orangenblüthen und blühende Myrthenzweige in seltner Schönheit. Paul öffnete lächelnd das zierliche Briefchen, das darauf lag, dessen hübsche, etwas steife Schriftzüge ihm wohl bekannt waren, und las Mathilden vor.

„Verehrte Fräulein Braut!

„Mein Mann ist so frei und schickt Ihnen ein paar Blumen zum Gruß, da wir gehört haben, daß Sie bald Hochzeit haben werden. Wir können gar nicht sagen wie wir so glücklich mit einander sind, wir danken alle Tage dem lieben Gott der alles so zum Besten gelenkt und denken auch getreulich an den Herrn Birken der uns dazu verholfen hat.

„Wir wollen von Herzen beten, daß Gott auch sie Beide segnen wolle mit Frieden und Freude, wie er uns gesegnet hat. Ihre getreue

Pauline Reichmann."

Paulinens Gebet ist in Erfüllung gegangen.

Herr Wezler und seine Frau.

Der Herr Stadtrath, auch Feuerversicherungsagent Wezler war gewiß der umsichtigste und fürsorglichste Hausvater in der Welt. Die berühmte Uhr des Pfarrers Hahn, deren Zeiger alle Weltereignisse bis zum Ende der Dinge andeuten sollen, schien ausdrücklich für ihn construirt zu sein, um seine Berechnungen darnach zu machen. Schade, daß er sie nicht besaß! — Er gieng beständig mit hinaufgeschobener Brille, die Stirn in nachdenkliche Falten gelegt, die Hände auf dem Rücken, mit einigen Zeitungsblättern in der Hand, zwischen Barometer und Thermometer auf und ab und meditirte. Das Gewicht seines Schlafrocks zog ihn fast zu Boden, weil er zu demselben aus Fürsorge den stärksten Kölsch doppelt hatte nehmen lassen, und als in die Oberhaut besagten Gewandes am Ende doch Löcher brachen, zeigte er mit rührender Freude seiner Frau, wie hübsch es nun sei, daß darunter derselbe blaugewürfelte Kölsch das Tageslicht begrüße. Seine Ausgangskleider und Hüte kamen zweimal aus der Mode und zweimal wieder hinein, weil sie aus Vorsicht von beinahe unsterblichen, luftdichten, wasserdichten, schmutzdichten Stoffen verfertigt waren.

Sein Haus nebst sämmtlichen Baulichkeiten, bis zum Schweinstall herab, war mit Blitzableitern wohl versehen und es war zu verwundern, daß er nicht, wie jener Fürst von Neuwied, noch einen Wetterableiter auf dem Hut trug. Daneben war er in allen möglichen Feuer-, Hagel- und Lebensversicherungen und gab sich unendliche Mühe, eine Versicherung gegen Wasserschaden zu Stand zu bringen, weil er eine kleine Wiese am Bach hatte, die seit Menschengedenken einmal unter Wasser gestanden hatte. Natürlich betheiligte er sich auch bei jeder Art von andern Vereinen, die aus umsichtigen und fürsorglichen Gesinnungen entspringen, und gründete selbst solche. Das städtische Wochenblatt war durch ihn fast beständig mit Anzeigen bereichert, in denen er an den Gemeinsinn und die Voraussorge seiner Mitbürger appellirte. Im Februar schon erließ er einen Aufruf: „am Raupenfraß theilnehmende Freunde werden zu einer Besprechung eingeladen;“ im März forderte er die „Mitbürger, welche die gesegnete Ernte dieses Jahrs nicht zum Raub der Mäuse sammeln wollen,“ auf, jetzt schon fleißig Mausgift zu legen, um ganze Generationen von Mäusen vor der Geburt zu töden; kurz, sein Leben war eine endlose Kette von Sorgen und Vorkehrungen für alle denkbaren und undenkbaren Ereignisse, die ihn oder andere Leute betreffen könnten.

Seine Frau schien dagegen die leibhafte Ruhe zu sein. Man sah sie selten anders, als den Tag über an ihrem Tischchen am Fenster mit einem Korb voll Socken und Strümpfen zum Stopfen, der, ein umgekehrtes Danaidenfaß, sich immer wieder zu füllen schien, so oft er auch geleert wurde. Abends bei Licht am eichenen Tisch in der Mitte des Zimmers aber war sie ebenfalls mit Socken beschäftigt,

dießmal jedoch mit neuen, die von einem ungeheuern Knäul abgestrickt wurden. Sie schien, hierin so fürsorglich wie ihr Mann, nicht nur ihr Haus, sondern ganze ungeborene Geschlechter für alle Zukunft mit Socken versehen zu wollen.

Bei der Wahl dieser Gattin hatte Herrn Wezler wirklich seine Umsicht wenigstens nicht ganz betrogen. Er hielt es für gut, bei einer Frau auf zeitliche Güter zu sehen, damit sie in ihrem Alter dereinst nicht Mangel leiden dürfe, und zog eine Waise vor, weil man nie genau wissen könne, was eine Frau bekomme, so lang die Eltern noch leben. Diese Voraussetzung teuschte ihn leider, denn nach der Hochzeit ergab sich, daß ein schlechter Stiefvater das sämmtliche „anerstorbene" Vermögen seiner Frau durchgebracht hatte. Soweit hatte also die Fürsorge nichts geholfen. Dagegen hatte er im Uebrigen gewählt wie der berühmte Vikar von Wakefield: nicht nach glänzendem Schein, sondern nach haltbaren Eigenschaften, und da hatte er nicht fehl gegriffen. Frau Wezler war ihr Lebenlang keine Schönheit gewesen; ein boshafter Gast hatte sogar am Hochzeittag bemerkt, sie sehe aus wie ein Zeug auf der Rückseite, man meine, man müsse sie wenden, um auch die hübsche Seite zu sehen. Aber dieser farblose Teint hatte das Abtragen nicht zu fürchten; wie sie nie sehr jung ausgesehen hatte, so wurde sie auch nicht alt, und zwanzig Jahre nach der Hochzeit saß Frau Wezler noch als dieselbe gute behagliche Mama, in demselben braunen Kleid, an demselben Korb mit Socken, wie sie schon acht Tage nach der Hochzeit dagesessen hatte.

Sie war nun freilich weder schalkhaft noch hinreißend, sie hatte kein „silbernes Lachen" und keine sprudelnden Einfälle, hatte auch niemals dem Herrn Stadtrath Wezler ‚sein Haus zum Himmel gemacht', wohl aber zur guten traulichen

Heimat, und sie verbreitete eine so behagliche Lebensluft um sich, daß nicht nur gesetzte Leute, sondern selbst die jüngsten und lebensfrohsten Mädchen ihren Umgang suchten, und gar manches sonst ängstlich bewahrte Geheimniß unverlangt in ihre verschwiegene Brust niedergelegt wurde; sie sah so ungemein zuverlässig aus.

Ihre große Ruhe hatte sie sich wohl als Gegensatz zu ihres Mannes rastloser Vorsorglichkeit angewöhnt; eine unthätige Ruhe war es darum nicht. Gar manches hatte sie in aller Stille schon gethan, ehe Herr Wezler dazu gekommen war, es anzuordnen; während er für die fernste Zukunft dachte, sorgte sie für den nächsten Augenblick, und ihr allein, ihrer Sparsamkeit und Häuslichkeit war es zu danken, daß Herrn Wezlers schönes Vatererbe nicht schon lange in lauter Maßregeln für die Zukunft aufgegangen war. Sie hatte ein gar stilles und frommes Herz, ihre einzige Belesenheit war in der Bibel und an ihrer innigen, getrosten Zuversicht löste sich des Gatten Aengstlichkeit gar oft in ein beruhigtes Lächeln auf, wenn sie so herzlich und ruhig sagte: „Alter, laß auch dem lieben Gott noch was übrig!"

Der ewige Korb mit Strümpfen könnte von einsichtsvollen Hausfrauen nun freilich als ein Beweis gegen ihre Tüchtigkeit angeführt werden, denn eine rechte Hausfrau hat offenbar noch mehr zu thun als Strümpfe zu flicken. Solchen detailkundigen Frauen muß ich nun zugeben, daß allerdings, ehe Frau Wezler ein eigen Töchterlein hatte, im Hinterstübchen häufig ein armes, lahmes Mädchen saß, die den Bedarf an Leinwand verfertigte und flickte, was die von jeher schwachen Augen der Frau Wezler nicht gut ertrugen. Daneben that sie aber in der Frühe des Morgens und Nachts, wenn selbst ihr Gemahl sein sorgenschweres Haupt

niedergelegt hatte, gar manches, wozu es bei einer andern Frau viel Lärmen, Aerger und Commando bedurft hätte.

Herrn Wezlers erster Sohn.

Der liebe Gott hatte es gut gemeint mit Herrn Wezler, daß er ihm keinen zahlreichen Kindersegen verlieh; die Sorgen für die Zukunft vieler Kinder hätten ihn sicher vor der Zeit in's Grab gebracht. Schon bei den zwei Söhnen, die ihm geschenkt wurden, kostete es ihn Besinnens und schlaflose Nächte genug, bis er für alle möglichen Fälle ihrer Zukunft gehörig vorgesehen hatte.

Sein erster Sohn war noch nicht acht Tage geboren, so stieg er eines Abends zur Wöchnerin hinab, die in behaglicher Mattigkeit mit seligem Lächeln das Kindlein ansah, das vor ihr auf dem Bette lag. Er hatte alle Hände voll gedruckter Vereinsstatuten, die er um den Neugeborenen ausbreitete. „Da find' ich höchst zweckmäßige Anstalten," begann er eifrig, „wie man eine Leibrente für ein Kind kaufen kann, wenn man gleich nach der Geburt einlegt. Sieh einmal, was würdest du vorziehen?" So wenig seine Plane in der Regel bei der Frau Anklang fanden, so war's ihm doch Bedürfniß, sich gegen sie darüber auszusprechen. — „Lieber Alter, mein Kopf ist zu schwach zu den vielen Zahlen," sagte sie; „meinst du nicht, wir sollten das Kindlein zuvor in eine ewige Lebensversicherungsanstalt thun, ehe wir für's zeitliche sorgen?" Daß seine Frau damit die Taufe meinte, begriff Herr Wezler nicht gleich, war aber nachher hoch erfreut über den guten Gedanken, der ihm die heilige Handlung in ein ganz neues Licht brachte. In den Leibrentenverein setzte er das Kind dennoch, obgleich die Direk-

tion nicht in die vielerlei Bedingungen, die er an unzählige mögliche Fälle knüpfte, eingehen wollte.

Was soll aus dem Kindlein werden? war natürlich eine Frage, die sich dem glücklichen Vater schon vor dessen Geburt aufgedrängt hatte, und die jetzt, wo wenigstens das Geschlecht desselben entschieden war, mit neuer Energie angeregt wurde. — Herr Wezler änderte seine Plane, je nachdem die anscheinenden Anlagen und Neigungen des Kindes wechselten. Da sein erstes und liebstes Spielzeug ein Stecken war, so glaubte der Papa ihn zum Lehrfach berufen und notirte zu dem Ende bereits alle ausgeschriebenen Lehrstellen, um sich allmählich ein geregeltes Verzeichniß davon anzulegen. Später zeigte der kleine Bube bedeutende Lust am Hacken und Graben; das schien ihn zum Landwirth zu stempeln und Herr Wezler besann sich, ob er nicht seine paar Aecker und Gärten durch Ankauf neuer Grundstücke nach und nach zu einem kleinen Landgut arrondiren solle zum künftigen Besitz seines Sohnes. Als aber die Lust am Graben durch eine ungemeine Freude an lebendem Geziefer, Käfern und Schnecken abgelöst wurde, da meinte der Vater, jetzt sei's klar, daß der Junge einen kapitalen Naturforscher gebe. — Die Mutter hatte mit dem Adolf ihren eignen stillen Plan, sagte aber nichts davon, dieweil auch in ihrem Hause das seltsame Phänomen stattfand, das man hier und da beobachtet, daß nämlich die besten Männer etwas absolut nicht wollen, bloß weil es die Frau zuerst gewollt hat; schweigend hörte sie die verschiedenen Entwürfe an.

In seinem vierten Jahr aber nahm sie Adolf einmal mit in die Kirche, was sie mit dem meist stillen und ruhigen Kinde wohl wagen konnte. Richtig stieg am Sonntag

Nachmittag, den Herr Wezler wie immer im Schooß seiner Familie zubrachte, der kleine Bursche auf einen Schemel, streckte die Hände hinaus und fieng an allerlei Unsinn pathetisch vorzutragen. „Was thust?“ fragte der entzückte Papa. „Predigen,“ erwiederte das Kind ganz ernsthaft, und jetzt gieng dem Vater das rechte Licht auf. „Hörst du's, Hanne?“ rief er der still lächelnden Mama zu; „da hast's, was der werden soll!“ — „Freilich,“ fieng er bedenklich wieder an, „sind die Aussichten im geistlichen Stande äußerst gering; kann sechsunddreißig Jahre alt werden, bis er Pfarrer wird.“ — „Ja,“ stimmte die Mama bei, „wenn er keinen Patronatsdienst bekommt.“ — „Da hast du recht!“ fiel der Vater ein. „Hier kommt alles auf vornehme Bekanntschaft an; er kann Hofmeister werden bei einem adelichen Herrn, macht Reisen, bekommt die Pfarrei auf dem Gut. Man muß nur bei Zeiten darauf denken. — Mein Vater selig, der Chirurg, hat einmal einem vornehmen Reisenden ein gebrochenes Bein eingerichtet,“ fuhr er nachdenklich fort; „aber das ist zu lange her; wir können ja sonst sehen.“

Von Stunde an war er sichtlich erheitert, weil nun seine Fürsorge doch ein bestimmtes Ziel hatte. Alle Spiele und Unterhaltungen, selbst die Kleidung des kleinen Buben sollten nun auf seinen ehrwürdigen Beruf bezogen werden. Trommeln und Trompeten, Peitschen und Säbel waren verbannt, ein Schaukelpferd wurde mit Rücksicht auf einen etwaigen Filialgaul endlich gestattet; von allen geschlachteten Schweinen des Hauses mußte von nun an die Haut abgezogen und gegerbt werden, um einen dauerhaften Einband für die Bücher des zukünftigen Studenten zu liefern.

Aussicht auf die Patronatspfarrei.

Ein Jahr darauf, als ein zweiter Sohn, Wilhelm, in der Wiege lag, der vor der Hand noch zu nichts als höchstens zum Ausrufer Fähigkeit zeigte, schienen Herrn Wezlers Hoffnungen bereits eine Stütze zu gewinnen. Es kam aus Veranlassung eines Manövers Militär in's Städtchen, und nur wer es selbst erlebt hat, weiß, welchen Sturm solches Soldatenleben in eine friedliche kleine Stadt bringt, in der die Schulbuben schon einem einzelnen Musketier nachgelaufen sind. In allen Häusern wird Wochen lang vorher geputzt, gerüstet, gekocht, gebacken, geräuchert und eingesalzen, als ob jede einzelne Hausfrau das ganze Regiment zu versorgen hätte. Und wenn sie einrücken, die todesmuthigen Helden, welche Erwartung, wen man in's Quartier bekommt, welche Verwunderung, daß der Krieger auch ist und ißt und trinkt wie ein ander Menschenkind! Dann das klirrende Leben und Treiben auf den Straßen; wie wichtig ist schon das simple Wasserholen für die Mägde, wenn die Brunnen von den jungen Kriegsgöttern umlagert sind; die Wachen, die Patrouillen, die schönen Musikaufführungen vor den Häusern, wo hohe Offiziere wohnen — das alles ist eine Art Bezauberung, noch ehe der Schlachttag anbricht und die Krieger mit wallenden Büschen, die Sieger zum voraus sorgsam bezeichnet, in Sieg oder Tod abziehen. Und welch reichen Gesprächstoff gibt das noch nachher in allen Visiten, wo jede Hausfrau sich rühmt, den artigsten Quartiersmann gehabt zu haben!

Es war nun auch in einer Zeit tiefsten Friedens, als das Städtchen dergestalt heimgesucht wurde. Den Manövern, als einer Anstalt, die von Sorge für die Zu-

kunft zeugt, war Herr Wezler besonders hold und er bat sich mit großem Eifer Einquartierung aus. Er wurde auch wirklich zum Lohne seiner Bereitwilligkeit mit zwei Gemeinen und einem Lieutenant bedacht, der nicht bloß von simplem Adel, sondern ein rechter, lebendiger Graf, ein Graf von Schreckenhorst war. Das war eine Wichtigkeit. Am Tage, wo das Militär einrückte, untersuchte Herr Wezler in eigener Person das Gastzimmer, ob es auch würdig hergestellt sei. Den alten Stiefelknecht überzog er eigenhändig mit braunem Glanzpapier, damit er polirt erscheine, und als die Frau bedauerte, kein Bettcouvert, sondern blos Federdecken zu haben, da plünderte er sein Choleramagazin, wo Pfeffermünze und Kamillen in allen Präparaten, Bettwärmer und Flanellstücke seit dem Jahr 1830 als Rüstzeug gegen den drohenden Feind aufgeschichtet lagen, und opferte das schönste Stück Flanell als Bettteppich. Da er aus Vorsorge in Auktionen alle nur denkbaren Stücke für künftige Fälle an sich zu kaufen pflegte, so war er im Stand, das Gastzimmer mit allen Utensilien auf's vollständigste zu möbliren. Als Symbol des Kriegs, zugleich als Zeichen von Vertrauen, wurden sämmtliche Waffen, die er für räuberische Ueberfälle im Besitz hatte, ein alter Degen und zwei Pistolen, die nicht losgiengen, nebst einer Trommel, die bei einer möglichen Feuersbrunst zum Lärmschlagen dienen sollte, zu einer zierlichen Trophäe aufgebaut. Unter andern nützlichen und nöthigen Gegenständen fand sich auch ein Aderlaßschnepper vom Papa selig, eine Hasenscheere und ein Zollstab unter der Zimmerausrüstung; ich glaube nicht, daß Herr Wezler selbst eine klare Vorstellung von den Fällen hatte, in denen diese Werkzeuge nöthig werden könnten.

Der junge Graf zog ein und nahm mit dankbarer An-

erkennung von seinem so vollständig eingerichteten Zimmer Besitz. Er unterhielt sich mit dem Hausherrn auf's Beste, indem er ihn alle Möglichkeiten auseinander setzen ließ, die auf politischem Gebiete erfolgen könnten, wenn irgendwelche unwahrscheinliche Ereignisse einträten, und mit „ja" oder „vermuthlich" und „ganz gewiß" zu rechter Zeit einfiel. Der Mama vertraute er ganz unverlangt eine Menge Pferde- und Liebesabenteuer aus der Garnisonsstadt an, dem kleinen Adolf zeichnete er Soldaten auf die Tafel — kurz es war ein charmanter Herr.

Schon beim ersten Mittagsmahl brachte der Papa heraus, daß der Herr Graf dereinstiger Erbe einer Herrschaft sei, die zwei gute Pfarreien zu vergeben habe. Das traf sich ja wie gerufen! Nun rückte er mit seinem Plan für den Adolf heraus, explicirte dem Herrn Grafen die Vorzüge, die derselbe bekommen, die Kenntnisse, die er sich erwerben werde, und fragte vorläufig an, ob er sich wohl einst entschließen könnte, ihn als Hofmeister für seine künftigen Söhne, falls er welche bekomme, anzunehmen. Der Graf gieng mit herzlichem Lachen auf den Vorschlag ein, entwarf noch mit Herrn Wezler die Reiseroute der jungen Leute, fast in der Art wie einst die des Hieronymus Jobses, und trank in Punsch die Gesundheit des künftigen Hofmeisters und seiner Eleven.

„Da ist jetzt auch wieder ein Stück Zukunft weggeschafft!" sagte Herr Wezler beim Schlafengehen höchst vergnügt zu seiner müden Ehehälfte. „Jetzt kann man erst an den Wilhelm denken, den Adolf sehe ich nun als versorgt an. Ich hoffe, der Graf bekommt keine Töchter, oder läßt sie nicht daheim, damit mir der Bursche kein dummes Zeug ...it so einer Comtesse anfängt!"

Die Mama hatte zu all diesen Planen ihr eigenes wehmüthiges Lächeln und sprach, als sie vor dem Einschlafen das Vaterunser betete, mit besonderer Andacht die Bitte: Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.

Eine Zeitlang spielte nun freilich der kleine Adolf nichts als Soldaten, was den Vater etwas beunruhigte; als ihm aber die Mutter einmal von Feldpredigern erzählte, da ergriff er auch diesen Gedanken, und hielt von nun an dem kleinen Heer begeisternde Reden; das stellte denn auch den Papa wieder zufrieden. Es blieben freilich immer noch einige Kleinigkeiten zu besorgen und zu bedenken. Z. B. hatte der Graf geäußert, das Gut, wo die beste seiner Pfarreien sei, leide an verdrießlichem Wassermangel; aber Herr Wezler kannte den königlichen Wasserleitungs- und Brunneninspektor; er beschloß durch gelegentliche Zusendung eines Schinkens die Bekanntschaft wieder aufzufrischen und das Herz des Mannes geneigt zu machen, daß er seinerseits für Grabung eines artesischen Brunnens auf dem gräflichen Gut etwas thue. „So wird's noch hier und da was geben," sagte er beruhigend zu der Frau, „aber in der Hauptsache dürfen wir den Adolf als vollkommen versorgt ansehen."

Wilhelms Bestimmung.

So ernstlich sich Papa Wezler jetzt mit dem Gedanken an Wilhelms Zukunft beschäftigte, so wollte sich doch lange kein entschiedener Wink zeigen, wozu dieser bestimmt sei; zum Philosophen oder Demokraten allenfalls, denn auf's Zerstören, Umwerfen, Einreißen verstand er sich meisterlich, zeigte auch ohne alle Anleitung schöne Gaben zum Barrikadenbau mit Schemeln, Bauhölzern und hauptsächlich mit

Büchern, worin er wirklich seiner Zeit voranschritt. Da dieß alles aber eben kein nutzbringendes Gewerbe ist, so konnte Herr Wezler nicht schlüssig werden, und er äußerte manchmal; übereilen wolle er nichts, aber so eine lange Ungewißheit sei wirklich peinlich.

Endlich wurde Wilhelm noch ganz bestimmungsloser ABCschütz; als derselbe aber schon im ersten Schuljahr entschiedenes Talent zum Zählen und Rechnen zeigte, fühlte endlich Herr Wezler große Erleichterung: zum Kaufmann war der Wilhelm bestimmt, jetzt war's am Tag! Er erstand auch noch am selbigen Tag aus dem Nachlaß eines verstorbenen Präceptors einen alten Kompaß, da sein Sohn doch als Kaufmann ohne Zweifel Seereisen zu machen hatte, und den ganzen Abend ergieng er sich mit seiner Frau, die in ihrer gewöhnlichen freundlich schweigsamen Weise zuhörte, in Planen für Wilhelms Zukunft. „Und dem armen Schelm, dem Adolf, wirds auch recht gut kommen, wenn er einen Kaufmann als Bruder hat; Pfarrer sind gar unpraktische Leute und werden oft angeführt, da kann der Kleine die Augen für ihn offen haben, seine Einkäufe besorgen. Und so einer Windfuchtel von reisendem Kaufmann kommts dann wieder gut, wenn ihn ein gesetzter Bruder Gottes Wort nicht vergessen läßt. Ja, ja, so ist's gut!“

„Nun ist freilich noch allerlei vorzubereiten,“ begann er von neuem, „denn zu eignem Etablissement reicht's von unsern Mitteln nicht; man muß jetzt recht mit Ernst auf eine gute Partie für den Buben denken; hörst du, Frau?“ — „Freilich,“ entgegnete diese ruhig, „ich zweifle nur, ob sie schon geboren ist.“

Weitere Plane und Sorgen für die Zukunft schienen Herrn Wezler zunächst erspart zu bleiben. Adolf und Wil-

helm blieben die einzigen Sprossen seines respektablen Hauses, und zu seiner großen Freude schienen auch ihre natürlichen Neigungen die Knaben auf dem Weg vorwärts zu führen, für den sie nun bestimmt waren, wozu wohl die stille Leitung der Mutter das ihrige beitragen mochte. Adolf war ein ernster, fleißiger Knabe, der seinem lateinischen Argument stets so viele Disticha anhängte, daß der Lehrer genöthigt war, ihn auf eine bestimmte Zahl zu beschränken. Die Geschichten aus der schönen Bilderbibel, die ihm der Vater angeschafft hatte, wußte er so lebendig und anschaulich zu erzählen, daß der Vater seinen Freund und Nachbar, den Herrn Butzengeiger, versicherte: „der könnte heut schon die Kanzel betreten."

Wilhelm bekam zu den ersten Weihnachten, nachdem sein Beruf entschieden war, einen niedlich eingerichteten Kaufladen. Nachdem er, etwas minder kaufmännisch, Zucker, Mandeln und Rosinen aus demselben rein aufgegessen hatte, begann er mit Kaffeebohnen, Reis und Grüze ein recht geordnetes Geschäft, dessen Betrieb der Vater mit Herzenslust zusah. So streng dieser sonst auf Treu und Redlichkeit hielt, er konnte doch ein vergnügliches Schmunzeln nicht unterdrücken, als Adolf den Bruder verklagte, der ihn in einem Handel mit Weihnachtbackwerk übervortheilt, und ihm eine altbackene Kringel gegen einen Pfefferkuchen aufgeschwatzt habe: „Barbiert wahrhaftig den alten Kerl, den Adolf, über den Löffel! Ja, ja, dem muß man aufpassen!"

Weitere Aussicht.

Nicht zu lange nach diesem vielversprechenden Weihnachtstag hatte Herr Wezler eine Reise aus sehr unange-

nehmen Ursachen zu machen. Ein Vetter seiner Frau, ein Kaufmann, war mit Hinterlassung einer bedeutenden Schuldenmasse nach Amerika entflohen, und Herr Wezler, das respektabelste Familienglied, sollte als Vertreter des einzigen Kindes die verwickelten Angelegenheiten in Ordnung bringen helfen. Er reiste höchst übellaunig ab. Trotz seiner rastlosen Sorgsamkeit liebte er doch äußerliche Ruhe, und daß der vorliegende Fall ein sehr unerquicklicher und wenig dabei vorzusorgen war, sah er schon im voraus. „Die Kleine," sprach er zu der Frau, „wird man am besten bei einer honetten Kleidermacherin in Kost unterbringen; die kann sie billig nehmen und sich zur Hilfe heranziehen. Obgleich ich dem Lump, ihrem Vater, nicht recht glaube, daß er sie nachkommen lassen wird, so wäre es doch möglich, und Kleidermachen ist für Amerika am einträglichsten." — „Gewiß, und vielleicht, bis wir ein solches Unterkommen fänden, könnten wir das Töchterlein aufnehmen," meinte die Mama. — „Ja, ja, im Nothfall, ein paar Wochen, länger nicht; wäre nicht gut wegen der Zukunft, weißt du; 's ist besser, das Kind wird gleich von Anfang drunten gehalten."

Die Mama schwieg; sie hatte freilich ein mütterliches Verlangen nach dem armen verlassenen Kind, aber sie wollte nichts erzwingen, und sie holte einstweilen zum Trost eines ihrer Waidsprüchlein hervor, wie sie deren für alle Gelegenheiten bereit hatte:

Geht's nicht heute, wie man will,
Sei man nur ein wenig still;
Ist doch morgen auch ein Tag,
Da die Wohlfahrt kommen mag.

Nach vier Tagen kam Papa Wezler wieder mit ganz profitabler Miene, das Töchterlein, ein etwas verwahrlost

aussehendes blauäugiges Kind mit einer ebenfalls verwahrlosten Puppe im Arm, neben sich auf dem rumpeligen Kutschwägelchen. Zehn andere Frauen wären vor Neugier gestorben, warum er gerade von diesem Geschäft so triumphirend zurückkomme, die Mama nicht. Die Buben umstanden laut begrüßend den Wagen und ließen das kleine Mädchen nach einigem Angaffen stehen, bis sie die Mama mit dem Gepäck belud. Des Kindes Bündelchen war leicht und schmal, aber Herr Wezler hatte sich für alle Wechselfälle der sechsstündigen Reise wie zu einer Nordpolexpedition ausstaffirt gehabt. Endlich war abgeladen, er selbst stieg herab, leerte jetzt erst das Kutschenkästchen, unterrichtete den Knecht über das mit dem dürren Fuchsen zu beobachtende Verfahren und stieg nun inmitten seiner schwerbeladenen Familie langsam die Treppe hinauf, die Kirschengeistflasche nebst dem steinernen Weinkrug vorsichtig in höchsteigenen Händen tragend.

Droben that er allerlei mitgebrachte Schätze auf. Adolf wäre zwar von der Concordanz, die aus des Vetters Nachlaß, wo sie schon zu Pfefferdüten bestimmt gewesen, gerettet worden war, eben so wenig erbaut gewesen, als Wilhelm von der Handwage und Münzordnung, die er erhielt, wenn nicht der Papa noch aus der Gantmasse eine Partie Zuckerkandel für künftige Hustenfälle und eine Partie Schusser ohne weiteren Zukunftszweck mitgebracht hätte. Mit diesen zogen die Buben lärmend ab, die Mama half Herrn Wezler zu Pantoffeln und Schlafrock, servirte die warmgehaltene Gerstensuppe — von Thee war er kein Freund — und brachte dann die betäubte und erfrorene Kleine zu Bett, nicht ohne ihre Puppe sorgsam neben sie zu legen. Das Kind ließ alles mit sich geschehen und f

die Mama nur mit großen Augen an. „So, Marie, nun wollen wir noch beten,“ sagte sie. — „Beten?“ fragte die Kleine verwundert, „nur die Pfarrer beten.“ — „Du armes Tröpflein!“ sagte die gute Frau mit nassen Augen, beugte sich über sie und faltete die Hände: „Der Herr segne dich und behüte dich, der Herr segne deinen Eingang und Ausgang von nun an bis in Ewigkeit!“ betete sie innig mit leiser Stimme; das Kind faltete die Händchen auch und sah in die guten stillen Augen der Mama, die noch kein Mensch je besungen oder bewundert hatte, bis es einschlief.

Inzwischen hatte Herr Wezler sich erwärmt und gestärkt, die Söhne vor sich berufen, sie über die Begebenheiten der letzten Tage und ihre Fortschritte vernommen und sie sodann entlassen, und saß nun recht behaglich mit angezündeter Pfeife neben der Mama, die sich mit gewohnter Ruhe am Strickkorb etablirt hatte.

„Nun, Mama, was meinst?“ begann Herr Wezler, „das hättest du nicht gedacht, daß ich nebenher eine Frau für den Wilhelm im Sack mitbrächte?“ — „Eine Frau?“ fragte Mama, dießmal mit unverstelltem Erstaunen, „die Kleine da?“ — „Warum nicht gar! Da stand's schlimm, zwar nicht so schlimm, wie ich vermuthet; die Schulden konnten alle bezahlt werden, aber der Kleinen blieb kaum das Nöthigste, um ein Kostgeld zu bezahlen.“ — „Das arme Ding scheint schrecklich verwahrlost,“ sagte die Mutter. — „Ja, gewiß, davon später. Nun höre: wie ich den Angelegenheiten ihres Vaters auf die Spur komme, so stellt sich als Hauptgläubigerin eine Frau Krebsin heraus mit großen Summen, und es war Frau Krebsin hinten und Frau Krebsin vorne. Heinrichs bester Freund versicherte

mich: „Ja, Herr, der Heinrich säße noch hier, wenn nicht seine Frau so bald gestorben und wenn die alte Hexe, die Krebsin, nicht gewesen wäre. Der Wittwerstand brachte ihn zum Wirthshausgehen, während das arme Tröpflein daheim verkümmerte, und die Alte quälte ihn um jeden Heller Zins bis auf's Blut, so daß er immer wieder und immer höher Geld aufnahm, bis er sich nicht mehr zu helfen wußte." Da hört ich denn auf nähere Nachfrage, daß die Frau Krebsin eine alte geizige Wittwe ist, die von Haus aus steinreich, als alte Jungfer einen noch reicheren alten Weinhändler geheirathet hat. Niemand kann sagen, wie reich sie ist, sie selbst soll's gar nicht wissen, obschon sie Tag und Nacht Geld zählt."

„Und was dann?" — „Was dann? du fragst noch?" fuhr Herr Wezler in athemlosem Eifer fort. „Die Krebsin hat ein einziges Kind, ein kleines Mädchen von zwei Jahren also gerade recht für unsern Wilhelm. Das Kind hat die Hölle auf der Welt, der alte Drache gönnt sich und ihr das Essen nicht. Ist sie einmal erwachsen und die Alte lebt noch, so thun wir Wilhelm in Condition nach M., wo sie lebt; ein Bursch, wie der einer wird, der muß der Jungfer Krebsin, die so in der Trübsal aufgewachsen, nicht übel in die Augen stechen! Die Alte speit natürlich Gift und Galle, denn sie muß das ganze Vatergut herausgeben; ich habe schon den Notar gesprochen, der ihres Mannes Testament gemacht hat. Daß wir die herumkriegen, das glaube ich kaum; thut aber nichts, in solchem Fall ersetzt das Gericht die elterliche Einwilligung. Man thut das Mädchen, die schlecht genug erzogen sein wird, in so ein Institut oder wie ihr's heißt; da bildet man sie heraus, und der Wilhelm kann das erste Geschäft im Lande gründen."

„Warum nicht gar, Alter," sprach die Frau mit großem Ernst. „Versündige dich nicht! was könnte auf solchem Geld für Segen ruhen?" — „Ei, Frau, da müßte man alles Geld begraben oder in's Wasser werfen, das schlechte Leute hinterlassen. Der Wilhelm wird's schon in Umlauf bringen, daß der Fluch davon geht." — „Und was für ein Mädchen wird das werden!" — „Gerade das gibt oft die allerbesten Menschen; geizige Eltern haben selten geizige Kinder." — „Dann wird sie eine schlechte Hausfrau." — „Nun siehst du, da hab' ich vorgesorgt. Ich muß sagen, daß es allem nach eine schauerliche Wirthschaft sein muß bei der Krebsin; da hält es denn wohl schwer, daß das Mädchen ein rechtes Hauswesen führen lernt, auch wenn man sie ein Jahr oder so vorher zustutzt. Darum habe ich dir nun die kleine Marie da mitgebracht; aus der kannst du ein recht brauchbares Hauskäferlein herziehen; die kann dann einmal in's Mittel treten und die Haushaltung führen für die junge Frau, dann darf das Kind doch nicht bei Fremden dienen.

„Ja, ja, ich will mein bestes an ihr thun," versicherte die Frau, die lächeln mußte, daß sie selbst sich so ereifre wegen der Frau ihres Sohnes, der sich eben mit Adolf im Bett um einen zerbrochenen Bleisoldaten raufte.

Das Hauskäferlein.

Es fügte sich aber vor der Hand alles nach Herrn Wezlers Wunsch. Die kleine Marie, die in der Obhut der Mama recht auflebte, schien sich wirklich mit der Zeit zu einem vortrefflichen Hauskäferlein zu eignen. Kein eigen Töchterlein hätte mehr mit der Mama verwachsen sein,

mehr an ihrem Mund hängen können als das so lang versäumte Kind; wie ein Hündlein folgte sie ihren Tritten, trug ihr das Schlüsselkörbchen oder Gartengeräth nach, reichte ihr Waschklammern, wenn sie Wäsche trocknete, und verrichtete so tausend kleine Dienste. In der Schule that sie sich nicht glänzend hervor, aber daheim war wunderbar früh die Hülfe des kleinen emsigen Händchens zu spüren.

Mit den Knaben stand sie nicht viel im Verkehr; Adolf trat bald in's Seminar ein und Wilhelm war so durch und durch ein wilder Schulbube, daß er sich geschämt hätte, sich mit einem kleinen Mädchen abzugeben. Hier und da genoß sie die Ehre sein Pferd sein zu dürfen und mit einem Zügel im Mund vor ihm herzulaufen, aber nur im engsten Familienkreis; dergleichen Spiele wurden vom Papa nicht begünstigt. Um Wilhelms Kaufladen erwarb sich Marie im Stillen manche Verdienste, indem sie ihn aufräumte, denn er ließ oft eine Unordnung darin aufkommen, die kein glänzendes Zeugniß für seine künftige Geschäftsthätigkeit war.

So viel sich auch Herr Wezler mit der Zukunft der Seinigen zu schaffen machte, so überließ er die Sorge für die Gegenwart meist der Mama, und unter ihrer stillen Herrschaft verfloß die Kinder- und Knabenzeit der Söhne in recht behaglicher Weise. — Nur die Kleidung war eine Schattenseite, da auf Herrn Wezlers Befehl Wämmser und Hosen allzeit für die Zukunft berechnet und demnach so weit und groß waren, daß die Buben darin fast verloren giengen. Es kostete Adolf viel Thränen verbissenen Zorns und Wilhelm viel blutige Kämpfe, wenn ihnen die Kameraden nachriefen: „Wezler, nimmst keine Hausleut' (Miethbewohner) in dein Wammes?" Die Mama wußte aber auch da versöhnend einzuwirken.

Striche durch die Rechnung.

Zwölf Jahre waren seit dem Abend verflossen, wo Herr Wezler das Pflegtöchterlein und zugleich die glänzende Zukunftshoffnung für seinen Wilhelm mitgebracht hatte. Adolf hatte seinen Erwartungen nicht so ganz entsprochen; zwar war er dem geistlichen Stande treu geblieben und hatte den Ruhm eines fleißigen, gesetzten Studenten, aber sein stilles, brütendes Wesen gefiel dem Papa nicht recht. Mit der Mutter verstand sich der Sohn gar wohl; so wenig sie die Stürme, Kämpfe und Zweifel begreifen konnte, die durch seine junge Seele zogen, so wohl that sie ihm mit ihren treuen Augen und guten Worten, mit den Sprüchen und Versen, die sie stets zu so guter Stunde zur Hand hatte und mit denen sie seinen hohen philosophischen Gebäuden manchen Stoß gab. Natürlich hatte Herr Wezler den Grafen und das Patronat nicht aus dem Sinn verloren, er hatte sein Andenken nach alter guter Weise je und je durch ein Präsent aufzufrischen gesucht, das er dem Herrn Lieutenant unter allerlei feinen Wendungen nebst Berichten über die Fortschritte des jungen Hofmeisters zusandte. Aber er hatte selten und stets sehr kurze Antwort erhalten. Als Adolf seine Studien vollendet, hatte Herr Wezler eine entschiedenere Anfrage gewagt, wie es mit „dero werther Familie stehe;" aber der Herr Graf hatte geantwortet, er sei leider noch gar nicht vermählt und sein Herr Vater derzeit noch im Besitz der Herrschaft. Adolf that das nicht leid; er trat in ein Vicariat, da er keine Lust hatte, Hofmeister zu werden.

Der Strich, der durch seine Plane gemacht worden,

hatte Herrn Wezler ganz consternirt, und er hatte kein neues bestimmtes Projekt zum Ersatz für das vereitelte bilden können. Die Hoffnung auf's Patronat hielt er indessen noch immer fest, wenn es gleich mit der Hofmeisterstelle nichts war.

Heute nun war Adolf zum Besuch von dem nicht sehr entlegenen Vicariat in's Elternhaus gekommen. Da war noch alles, wie es allezeit gewesen: das Kanapee, die hochlehnigen Stühle, stets unter einem Ueberzug von blauem Kattun, unter dem die eigentliche Prachthülle ungesehen und unbewundert veraltete und zerriß:

„Dem kleinen Veilchen gleich,
Das im Verborg'nen blüht."

Da saß der Vater am Fenster in seinem mit schwarzem Saffian überzogenen Lehnsessel, der nicht umsonst den Namen Sorgensessel trug, und zwar hielt der Papa eine Zeitung in der Hand, so nachdenklich, daß ihn wohl irgend eine Völkerzukunft beschäftigen mußte; am andern Fenster am Tischchen saß die Mama, jetzt auch mit einer Brille, die einzige Neuerung, strickend von ihrem Riesenknäul; daneben Marie am Nähzeug. — Eine Unterbrechung dieses Stilllebens war nie unwillkommen und mit dem guten heimatlichen „Grüß dich Gott!" wurde der Ankömmling freudig empfangen. Marie hatte ihm nach einem etwas schüchternen schwesterlichen Gruß den Platz bei der Mutter geräumt, und bald tönte draußen die gute gastliche Hausmusik der Kaffeemühle, die es wohl mit der vielgerühmten Poesie des singenden Theekessels aufnehmen kann.

Von Marie ist nicht viel zu sagen, wie denn auch überhaupt niemand von ihr sprach; sie war nicht groß und nicht klein, nicht häßlich und nicht schön; ein Paar liebe blaue Augen hatte sie, in die man gern hineinsehen moch-

wenn sie einem zufällig begegneten, und einen sanften Mund, der mehr zum Schweigen als zum Reden gebildet schien. Ein recht treues Hauskäferlein war sie geworden, und die Mama, die nie stark im Sorgen gewesen war, hatte es ganz verlernt, seit sie ihre Schlüssel und ihren Hauskalender in Mariens Hände gegeben hatte. Dabei war Marie keine stille lautlose Dulderin, sondern ein gutes frohherziges Kind, stets zufrieden, wenn man mit ihr zufrieden war. Belesen war sie just nicht und hatte auch kein Album, aber durch die Schriften und Lebensbeschreibungen frommer Männer, die Adolf der Mutter nach und nach geschickt und die sie ihr vorlas, war sie wenigstens in Einem Eckchen der äußern und innern Welt ganz daheim, und das gab ihr eine gewisse stille Sicherheit. Eine emsige Hand hatte sie und einen sparsamen Sinn. Sie legte Sammlungen aller Art an, wie solche nie in Kabinetten vorgezeigt werden: Seide- und Fadenenden, Schnüre und Bindfäden, Bandrestchen, Kattun- und Leinwandfleckchen. Wer etwas der Art bedurfte, gieng nie fehl bei ihr, und der Papa bemerkte äußerst wohlgefällig diese, für ihre specielle Bestimmung so nützlichen Eigenschaften.

Adolf, obwohl sie ihn sehr verehrte, war ihr immer ziemlich fremd geblieben; bei Wilhelm aber, der in einer etwas weit entfernten Stadt seine Lehrjahre beendigte, war sie von der Rolle eines Pferdes beinahe zu der einer Schwester vorgerückt, so selten sie ihn auch sah. Sie hatte aus Papas Andeutungen allmählich den Plan für Wilhelms Zukunft und ihre Rolle dabei errathen; darum fühlte sie sich ihm besonders nahe und jetzt schon verpflichtet für ihn zu sorgen.

Der Kaffee war getrunken, der Papa hatte seinen Nach-

bar Herrn Buzengeiger zu seinem regelmäßigen Spaziergang abgeholt, Marie fiel es ein, daß sie Bohnen zu pflücken habe im Garten, und Mutter und Sohn blieben allein. Die Mutter wußte, fast seit seinem Eintritt, daß Adolf heute etwas besonderes auf seinem Herzen habe. — Ja wohl hatte er das: er hatte auch einen Zukunftsplan gemacht, einen, an den sich seine kampfesmüde Seele hielt wie an einem Felsen in wogendem Meer. Er wollte Missionär werden, und dieser Entschluß war aus so viel innern Stürmen hervorgegangen, daß er nun unerschütterlich feststand.

Das war für die gute Mutter ein schwerer Schlag. Wohl hatte sie die Sendboten des Evangeliums stets mit Bewunderung und Theilnahme mit ihren Gedanken in die Ferne begleitet, aber daß sie ihr eigen Kind, ihren Lieblingssohn vom Herzen weg geben solle, an die Möglichkeit hatte sie nie gedacht. Aber die Hand, die ein großes Opfer von uns fordert, beut stets auch einen mächtigen Stab, nur wissen wir ihn nicht immer zu fassen. So bald sie eingesehen, wie es wirklich ein Beruf sei, zu dem ihren Sohn ein Gefühl innerer Nothwendigkeit ziehe, so faßte sie auch ein männlich Herz, gleich jener Mutter der Maccabäer. Ihr nächster Gedanke war nun der Vater: „Weißt du was, Adolf? Schreibe es dem Vater und laß mir den Brief hier; er verarbeitets so leichter." Das war dem Sohn auch lieb, und nun saßen Mutter und Sohn noch lange still beisammen, in einer jener gehobenen Stimmungen, wie sie selten im Leben einkehren, wo die innere Welt in ihre Rechte tritt, wo man ohne Worte sich versteht, als ob das Herz dem Herzen offen läge, Stimmungen, wie sie nicht allein jungen Herzen beschieden sind.

Der Vater verwand die Mittheilung nicht so leicht wie

die Mutter; wo sie mit starker Seele ein freies Opfer brachte, da ließ er am Ende eben geschehen, was er nicht zu ändern wußte; aber etwas, was so gar nicht in seine Plane paßte, was so ganz außerhalb vernünftiger Berechnung lag, das betäubte ihn beinahe, und er gieng eine Zeit lang wie im Traume. Erst als er befahl, daß von nun an baumwollene Hemden gemacht werden müßten, da man keine Leinwand in heißen Zonen trage, und anfieng in Auktionen und sonst wo Glöckchen und Glaskorallen aufzukaufen, weil die bei den Wilden so beliebt seien, und Adolf unter Wilhelms Anleitung darin einst vortheilhafte Nebengeschäfte machen könne, versöhnte er sich allmählich mit dem Plan, die Mama sah daran mit gerührter Seele, daß er den Adolf doch noch als Sohn im Herzen trage, und sie verfehlte nicht, diesem solchen Beweis väterlicher Güte recht anerkennend zu rühmen.

Abermals neue Hoffnung.

Wilhelms Lehrjahre waren zu Ende, er sollte nun in die welsche Schweiz, um sich vollends auszubilden, ehe er an weiteres Avancement denken konnte. Marie nähte Tag und Nacht, um ihn recht anständig für die Fremde auszurüsten, und zeichnete ganze Berge von Socken, die die Mama aus ihrer Vorrathskammer hervorholte. Herr Wezler wandte nun all seine Energie der Sorge für die Zukunft dieses seines Lieblingssohnes zu. Die Schwiegermama Krebs war bis jetzt jedem Versuch einer Annäherung unzugänglich geblieben; er hatte es mit dem Austausch von Kapitalbriefen, mit Weinkäufen, kurz auf alle Weise versucht, aber die Alte ...rd immer griesgrämiger und abstoßender, und wenn

auch ihre Nase nicht so fein war, Herrn Wezlers wirkliche Absicht zu wittern, sintemal sie weder ihn noch seine Familie kannte, so war sie doch fein genug zu wissen, daß er der Mann nicht sei, mit dem sich große Geschäfte machen ließen. Zudem nahm ihr Geiz immer mehr die ursprüngliche rohe Form an, wie man sich schon im ABCbuch den Geizhals denkt; sie zog den Geschäftsbetrieb in's Kleine und begnügte sich damit, ihre Zinsen zusammenzuscharren. Von ihrem Töchterlein hörte man nur, daß sie ein verwildertes Geschöpf sei, und daß die Mutter sie in die wohlfeilste Schule und wo möglich in gar keine schicke. Herr Wezler konnte sie nicht einmal zu Gesicht bekommen.

Für den Fall, daß dieser Plan denn doch fehlschlage, hätte Herr Wezler seinen Wilhelm gern in einem Handelshaus untergebracht, wo eine einzige Tochter oder eine Erbin überhaupt war; es hatte sich aber nicht schicken wollen. Er hatte endlich ein Haus entdeckt, wo nur zwei Söhne und eine Tochter waren; diese jedoch heirathete leider, ehe Wilhelms Lehrzeit zu Ende war. Wilhelm aber war in der That ein herrlicher Junge und sah gar nicht aus, als ob sein Papa nöthig hätte, eine Braut für ihn aus Drachenzähnen zu ziehen. Schlank und kräftig, blühend und helläugig sah er seinem Beruf wie dem Leben so frisch und zuversichtlich entgegen, wie nur je ein gesundes junges Herz. An des Vaters weitaussehende Plane war er gewöhnt; so fühlte er sich von dem Krebsischen Projekt nicht beängstigt, nur war er in keiner Weise zu vermögen gewesen, eine aktive Rolle dabei zu übernehmen.

Einstweilen brachte er Lust und Leben in's stille Vaterhaus und machte tausend lustige Streiche; er baute von den ehrwürdigen alten Möbelstücken künstliche Thürme, an

denen er gymnastische Uebungen anstellte, er pfiff der Marie beim Nähen neue Walzermelodien vor, damit auch Harmonie in seine Hemden komme, er rauchte seine Cigarre in der Staatshaube der Mama zum Fenster hinaus und schrieb für Adolf, der in der Missionärbildungsanstalt war, ein Complimentirbuch für Menschenfresser. Marie behauptete, sie könne keinen Stich mehr machen vor Lachen, der Papa erklärte täglich, der Unfug müsse aufhören und der Bursche aus dem Hause, fragte aber nach ihm, wenn er nur eine Viertelstunde fort war.

Gerade ehe Wilhelm abreisen sollte, kam noch der Schuldner, bei dem das einzige kleine Kapital stand, das für Marie gerettet worden war, um das bescheidene Zinslein zu bringen. Herr Wezler verweilte länger als sonst mit ihm in seiner Stube; als er zurück kam, sah man, daß er sich große Mühe gab, sein Gesicht in ernsthafte, fast traurige Falten zu legen, daß es aber nicht recht gehen wollte. „Der Mann da hat mir eine eigene Neuigkeit erzählt,“ begann er. — „Was denn?“ fragte die Mama. — „Denkt euch, die alte Krebsin hat den Hals gebrochen.“ — „Meine Frau Schwieger?“ rief Wilhelm, „das wäre!“ Er hatte die größte Lust zu lachen, aber er stutzte vor dem alterirten Gesicht der Mama, die die Hände faltete und leise vor sich hin betete:

„Vor einem bösen schnellen Tod
Behüt' uns lieber Herr und Gott!“

„Ja, wie denn aber um Gotteswillen?“ — „Je nun, es ist ihr unlängst in einem Gant ein kleines Gut zugefallen, auf dem sie einstweilen einen Verwalter gehabt. Den hatte sie im Verdacht, daß er ihr Stroh unterschlagen und in der

Scheune versteckt habe. Weil sie seinen Versicherungen nicht glaubte, klettert das alte Weib selbst auf den obersten Scheunenboden, um nachzusehen; kraftlos ist sie schon lang, da sie sich nichts Gutes gönnt, und so, wie sie wieder herunter will — weiß nicht recht, wie's gegangen — kurz und gut, todt ist sie.“ — „Gott erbarme sich ihrer!“ seufzte die Mutter. — „Ja gewiß, das wird nöthig sein,“ meinte der Papa im Geschäftston. „Nun aber, abgesehen von unsern Gefühlen — oder vielmehr — es ist jetzt heilige Pflicht, sich des verwahrlosten Waisleins anzunehmen.“ — „Aber, Alter, ich bitte dich!“ — „Aber höre doch, Alte! wenn das nicht ein Wink der Vorsehung ist, so giebt's keinen mehr! Erst gestern Nachmittag um zwei Uhr denk' ich daran, wie wir jetzt den Wilhelm in die Welt hinaus lassen sollen und noch gar keine Gewißheit über seine Zukunft haben, und gerade gestern Vormittag um halb eilf Uhr hat die Krebsin den Hals gebrochen. Siehst du, für ihr Kind ist es ja jedesfalls eine Wohlthat, wenn ein Christenmensch an sie denkt.“

Wilhelm zeichnete derweil der Marie auf ihre Nähschachtel sich selbst, wie er einen großen geputzten Krebs zierlich an der Scheere faßt, und schrieb darunter: „Zum Angedenken,“ und dazu noch das Motto, das er auf der Mama gläserner Nadelbüchse gefunden:

Lieben und kein' Lust dabei
Das ist mir grad wie Wasserbrei.

Die junge Erbin.

Nun, Wilhelm mußte trotz des Todesfalls der zukünftigen Schwiegermutter unwiderruflich abreisen, es schien ihn

auch keine liebende Ungeduld in Betreff der jungen Erbin zurückzuhalten; der Papa aber reiste am Tag der Krebsischen Beerdigung nach dem Orte der Trauer, trotz alles Kopfschüttelns der Mama. Herr Wezler hatte bei Ausführung seiner verschiedenen Projekte Diplomatie gelernt. Er gab sich für einen Freund des seligen Krebsen aus, der sich für dessen unglückliche Wittwe und hinterlassene Tochter interessire, und gelangte so in das Trauerhaus und zu dem Anblick der jungen Waise. Vielversprechend war dieser nicht; ein scheu und ungesund aussehendes mageres vierzehnjähriges Mädchen mit struppigen schwarzen Haaren, die sich in dem neuen, sehr anständigen Traueranzug und unter den vielen Leuten höchst unwohl zu fühlen schien.

Herr Wezler versuchte sich ihr zu nähern. „Wie hat das arme Kind den Schlag aufgenommen?“ fragte er eine Frau Nachbarin, welche die Honneurs machte. — „Sie hat just nicht viel gemacht; ihr erstes Wort war: „so krieg' ich doch auch genug zu essen.“ Sie hat auch vom ersten Geld, das sie in die Hand bekommen, sechs Brezeln gekauft und alle aufgegessen.“ Im selben Augenblick hatte sich die Waise wieder hinter die Reste eines Kalbsbratens im Nebenzimmer gesetzt. — „Armes Kind! die Natur will ihr Recht,“ seufzte Herr Wezler; „das wird schon besser kommen.“

Da Frau Krebs kein Testament hinterlassen, war zum Vormund des Mädchens und zum Verwalter des für kleine Verhältnisse wirklich ungeheuren Vermögens ein entfernter Verwandter ihres Vaters, ein ehrenwerther Kaufmann in der Residenz ernannt worden. Herr Wezler stellte sich ihm mit einigem Stottern als alten Freund seines verstorbenen Vetters vor und ließ fallen, seine Frau habe sich immer für Töchterlein interessirt und würde dasselbe gern unter

ihre Obhut nehmen. Der Vetter schnitt das Anerbieten kurz ab mit der Bemerkung, daß bereits fünfundvierzig Freunde der verstorbenen Eltern sich zu diesem Liebesdienst erboten haben, daß aber nun beschlossen sei, das leider sehr verwahrloste Kind zunächst ein Jahr der Familie eines wackern Landschullehrers zu übergeben, um die gröbsten Mängel ihrer Erziehung gut zu machen, daß er sie sodann in sein eigenes Haus aufnehmen werde, wo sie im Kreise seiner fünf Töchter und bei den trefflichen Anstalten der Residenz alle Gelegenheit finde, ihre Erziehung zu vollenden.

Da war nichts zu machen; zu seinem Troste erfuhr Herr Wezler noch, daß die fünf Töchter wenigstens keinen Bruder hätten, und reiste ab, nachdem er noch einen Versuch gemacht, die Erbin auf ein paar Wochen Landaufenthalt in sein Haus einzuladen, worauf sie ihn verdutzt anstierte, ohne zu antworten. Unterwegs aber wuchsen seine Hoffnungen auf's neue, und er versicherte daheim die Mama, das Mädchen sei in Betracht der Umstände gar nicht so übel, und unterhielt sie schon von den zukünftigen Vorzügen ihrer dereinstigen Schwiegertochter und über den glücklichen Umstand, daß die Schulmeistersfamilie nur eine halbe Stunde von hier wohne, wobei Marie eine gar stille Zuhörerin war.

Eine neue Freundschaft.

Fünf Jahre waren ziemlich wechsellos über Papa Wezlers Haus hingezogen. Adolf war weit, weit über dem Meer und der Muter Augen waren viel dunkler geworden seit dem Tag seines Abschieds. Aber sie wurden hell, so oft sie den Briefträger mit vertraulichem Kopfnicken auf's Haus zuschreiten sah; denn dann wußte sie, daß er Kunde

aus der Ferne brachte. Der Papa war längst mit Adolfs Beruf versöhnt, er schrieb ihm lange Briefe mit allerlei Rathschlägen, wie er die Wilden civilisiren und aus dem Verkehr mit ihnen erlaubten Profit für seine Zukunft ziehen könne; er sah ihn im Geiste schon als eine Art von christlichem Kaziken, herrschend über einen grundgutmüthigen goldreichen Volksstamm, und besann sich, wie das Fäßchen voll Gold am besten zu verwenden sei, das Adolf dann doch wahrscheinlich nach Hause schicken werde. Die Mutter dachte so weit nicht, sie erquickte sich an der Kraft und dem Frieden, der aus des Sohnes Briefen sprach, und hatte nur den Einen, leisen Wunsch, ihn noch zu sehen, ehe sie sterbe.

Fräulein Krebs hatte der Papa indeß nicht aus den Augen verloren. So lange sie bei der Schulmeistersfamilie war, hatte er einige Versuche gemacht, sich ihr zu nähern, sie aber fast so unzugänglich gefunden als vor Zeiten ihre Frau Mama. Zwar rühmten die Leute, sie sei im Ganzen ein gutes Kind, lerne ordentlich und finde namentlich viel Vergnügen am Besitz von Geld, das sie mit vollen Händen austheile, wenn sie genug gegessen habe, aber gegen Fremde sei sie scheu. Als er es einmal wieder versuchen wollte sich ihr bekannt zu machen, und sich mit einer hübschen Porzellantasse bewaffnet hatte, um ihre Gunst zu gewinnen, hörte er, wie sie der Schulmeisterin, die sie herunter kommen hieß, von der Treppe herab zurief: „Ja, ich komme, wenn der alte Lümmel fort ist!“ Das indignirte ihn dergestalt, daß er vor der Hand alle Versuche aufgab und sich mit dem Gedanken tröstete, wenn der prächtige Bursche, der Wilhelm, einmal selbst auftrete, werde sie schon aufschauen lernen.

Diese verunglückte Expedition erfuhr die Mama haar=

klein, obschon Herr Wezler den festen Entschluß gefaßt hatte, davon zu schweigen, und somit auch Marie. Was aber kam das stille Mädchen an, daß sie auch ihrerseits Projekte machte und diplomatische Zwecke verfolgte? Wie kommt's, daß sie, die man noch nie weiter als an der Mama Seite in den Garten oder auf den Acker gehen sehen, nun weite Gänge über Feld macht, von denen sie erst Abends zurückkommt? Wie hat sie's angegriffen, daß sie im Schulhaus zu Bernheim daheim ist wie das eigene Kind und mit ihrem Nähzeug am runden Schiefertisch neben der Frau Schulmeisterin sitzt, als hätte sie von Kindesbeinen an dagesessen? — Wie hat sie's so weit gebracht, daß Katharine Krebs, die kleine Wilde, so zutraulich mit ihr geworden wie mit niemand je zuvor?

Dieß weiß kein Mensch, aber so war's. Da sitzen die zwei Mädchen auf dem breiten Sims in der alten Schulstube, von dem man weit hinunter sieht in's blühende Thal, und Katharine sieht mit ihren pechschwarzen stechenden Augen in die milden blauen Sterne der Marie und schüttet in rauhen heftigen Worten die heiße Klage über ihre verkümmerte, freudlose Kinderzeit an der Seite ihrer unheimlichen Mutter vor ihr aus, und Marie mit ihrer ruhigen, sanften Stimme erzählt ihr, wie sie ihre Mutter nie gesehen, wie ihr Vater in Noth und Jammer weit fortgezogen sei weit über's Meer und niemand mehr von ihm gehört habe, und wie es ihr doch so gut ergangen sei und sie eine liebe Heimat gefunden habe. — „Und gib nur acht, so geht dir's auch noch recht gut und du wirst alles, alles vergessen, was so traurig gewesen ist.“ — „Aber nicht wahr, du bist arm, Marie? Ich will dir Geld geben, wenn ich's bekomme, ich habe viel.“ — „Mir nicht,“ lächelte

Marie sanft; „ich habe was ich brauche, aber komm, ich will dir zeigen, wem du geben sollst.“

So gehen sie mit einander in die ärmlichen Häuser des Dorfs, und Marie thut Wunder mit dem anständigen Taschengeld, das der Erbin von der Vormundschaftsbehörde verwilligt war. Für den jungen Unterlehrer, den Sohn des Schulmeisters, ist diese Gehilfin bei seinem oft schwierigen Lehramt fast gefährlich, er sieht mit unverholener Bewunderung die stille Macht dieser sanften, friedvollen Natur und lernt erst von ihr den rechten Weg, seiner schwer versäumten jungen Schülerin recht beizukommen.

Papa Wezler erfuhr nichts von diesen Gängen, die Mutter schwieg still dazu und ließ Marie gewähren; sie wollte auch nicht, daß diese Katharinens Widerwillen, sie einmal daheim zu besuchen, zu heftig bekämpfen solle. „Was sein soll, wird sich wohl schicken,“ meinte sie ruhig und sah mit feuchten Augen der stillen Friedensbotin nach, wie sie ihren schönen Plan verfolgte.

Allzulange dauerte nun freilich dieser trauliche Verkehr nicht; nach einem Jahr holte der Vormund Katharine in die Residenz, damit sie nunmehr in's Feine geschliffen werde. Es war so viel Gerede von der Frau Krebs und ihrem Tod und ihrem Geld und ihrem Kind gewesen, aus dem das Gerücht eine Art weiblichen Kaspar Hauser machte, daß er geraume Zeit hatte hingehen lassen wollen, ehe er sie in den Kreis seiner fünf Töchter einführte.

Marie schlug Katharinen eine Korrespondenz vor, damit wollte es aber nicht so recht fort, sintemal dieser das Schreiben noch zu neu war; darum blieb dieser Verkehr ein ziemlich einseitiger.

Wiedersehen.

So standen die Dinge, als eines Tages festliche Vorbereitungen im Haus Wezler gemacht wurden; Rike, die Magd, die kein anderes Festvorgefühl kannte, als daß geputzt wurde, hatte bereits das ganze Haus sammt Flur und Treppen gründlich gescheuert, und fegte nun in Ermangelung eines andern Gegenstandes die Hühnerställe unter der Treppe; Marie schlang leichte Epheuguirlanden über die weißen Vorhänge, um den Schmuck des bekränzten Zimmers zu vollenden; der Papa polirte die kleine Münzsammlung, die er für Wilhelm angelegt hatte, schönstens heraus, und Mama ordnete die Kaffeetassen um den prächtigen Gugelhopf, Wilhelms Leibspeise, die sie nach Jahren wieder einmal eigenhändig verfertigt hatte.

Wilhelm war's, der nach fünfjähriger Abwesenheit im Elternhaus erwartet wurde. Er war indeß als Pensionär, als Volontär, als Commis im Auslande gewesen; nun, schrieb er, wollte er's auch daheim probiren und eine Stelle im Vaterland suchen. Der Papa aber wußte es besser, wie's nun kommen müsse.

Der Kaffee stand bereit, die Zimmer waren geschmückt, Papa und Mama standen am Fenster, Strickkorb und Flickkorb waren bei Seite gestellt, und jetzt rasselte ein leichtes Fuhrwerk. Der kann's aber nicht sein, der große schöne Mann! Freilich, der ist's und springt herauf und umarmt den Papa und küßt die Mama und küßt zur Abwechslung die Marie und umarmt die Rike, die in der einen Hand den Besen weit hinaus hält, und wirft sich endlich, als der Sturm des Entzückens sich ein wenig gelegt, mit lautem

herzlichem Lachen auf das alte zusammengesessene Kanape, daß die Fliegenklatsche des Papa, die darauf liegt, krachend in Stücke springt.

Ja, der ist's; wie gesund und frisch, wie groß und schön, wie hell und unverdorben sieht er aus! Sie können Alle die Augen nicht von ihm wenden. Jetzt aber mahnt Mama an den Kaffee, sie rücken näher zusammen, dem Gugelhopf widerfährt sein Recht, und Wilhelm sieht sie alle nach der Reihe dazwischen hinein glückselig an, und sagt aus ganzer Seele: „Daheim ist's doch am besten!“

Nun werden Adolfs Briefe geholt und gemeinschaftlich durchgegangen, und Wilhelm hilft den geographischen Lücken nach, die den Eltern noch geblieben sind, und erzählt — wie viel und schön weiß er zu erzählen! — von der herrlichen Alpenwelt und den Ufern des Genfer Sees und von seinem komischen Herrn Principal und seinen G...ossen, von tausenderlei Dingen, so daß der Papa die Fräulein Krebs total vergessen hatte und sie ihm erst Nachts vor Schlafengehen wieder einfiel, wo er in seine Decke hinein lachte: „Nicht wahr, Jungfer Krebsin, das ist kein alter Lümmel? Dem zu lieb ließe sich des Rothschilds Tochter taufen!“

Abermals ein Strich durch die Rechnung.

Am andern Tag natürlich, da kam die Erbin auf's Tapet. Klar und bündig setzte der Papa Wilhelm auseinander, welch unbändiges Glück er gehabt, daß ihm die reiche Partie bis dato noch nicht weggeschnappt worden sei, und wie er kürzlich bei einer Ausschußversammlung der Hagelversicherungsgesellschaft die nähere Bekanntschaft des Vormunds ...nacht. Der habe ihm geklagt, er habe mit dem Eigen-

sinn des Mädchens, die alle Freier verschmähe, seine bittere Noth, und habe sich vorgenommen, den Nächsten, der sich jetzt vorstelle, den müsse sie nehmen. Er, der Papa, habe sofort Wilhelms erwähnt und alles so eingeleitet, daß dieser sich jetzt nur präsentiren dürfe, um das Ding sofort siegreich zum Ziel zu führen. „Auch das Frauenzimmer selbst hab' ich gesehen; man kennt sie nicht wieder, sage ich euch! Ganz elegant, in einem seidenen Paletot, oder wie ihr's heißt; schön ist sie gerade nicht, aber was man so interessant heißt, pechschwarze Augen; und Wilhelm, ich sage dir, viermalhunderttausend Gulden hat sie wie einen Kreuzer, verlaß dich drauf!“

„Wenn's wirklich Ernst sein soll,“ fieng Wilhelm an, „so will ich auch im Ernst reden: ich mag das Mädchen nicht, und wenn sie vier Millionen hätte. Ich bin jung und gesund, habe Kraft und Geschick, guten Muth und Gottvertrauen, mir den Weg in die Zukunft zu bahnen. Und ich soll mich mit Leib und Seele verkaufen an elendes Gold? an das Gold eines alten Scheusals, das Mariens Vater hinaus in's Elend getrieben, an ein verwahrlostes, rohes Geschöpf, wahrscheinlich so schlecht wie die Mutter!“

„Das ist nicht so!“ unterbrach ihn Marie todesblaß, aber mit so fester Stimme, wie man sie nicht an ihr gewöhnt war. „Wilhelm, sie ist ein gutes Geschöpf, für Liebe empfänglich, und bereit, der Mutter Sündengeld zu gutem Zweck zu verwenden.“ — „Ei, was weißt denn du davon?“ sprach der Papa, noch unglaubig an die unerwartete Bundesgenossin sich wendend. — „Ich hatte Mitleid mit dem armen Kind und dachte, ein freundliches Herz werde ihr wohlthun, und dachte . . . .“ Sie stockte erröthend. „So kam ich zu Schulmeisters und wir sind von Herzen gute

Freunde geworden, und Katharine hat sich alles von mir lehren und sagen lassen, und — ich glaube, Wilhelm, wenn du Liebe und Geduld hast, so kannst du glücklich mit ihr werden."

„Was hab' ich gesagt!" rief der Papa triumphirend; „das Mädchen, die Marie, gibt einen Schatz für unser Haus, hab' ich gesagt, als du nicht daran wolltest, sie zu nehmen, Alte." Die Mama nickte lächelnd unter Thränen.

„Du hast recht gehabt, Vater," sagte Wilhelm, in tiefer Bewegung des Alten Hand ergreifend; „sie ist ein Engel unter eurem Dach. Vater, du wolltest mir die Marie geben, damit sie mein Haus behüte und versorge neben der Erbin; ich bitte, gib mir die Marie allein, dann hast du ein paar glückliche Kinder, reich an Frieden und Freude, das ist mehr wie Gold." — „Unsinn! Unsinn!" rief Herr Wezler, dem's trotz aller Anstrengung nicht gelang, den Zorn wieder zu bekommen, der ihn bei Wilhelms erstem Wort der Weigerung überkommen. „Unsinn! du weißt, daß ein Kaufmann nicht nur so nach Gusto zulangen darf, und Marie selbst will dich nicht in's Elend bringen."

Marie wollte sprechen, Wilhelm kam ihr rasch zuvor: „Ein Handelsfreund meines letzten Principals hat mir eine Buchhalterstelle mit tausend Gulden Gehalt angeboten, zunächst auf Probe; die Probe will ich schon bestehen, und glaubst du nicht, Vater, daß Marie damit haushalten kann? Und später erhöht sich der Gehalt, ich mache mich unentbehrlich, werde Associé!" fuhr er immer eifriger fort. An diesen Zukunftsplanen erkannte Herr Wezler ihn als seinen leiblichen Sohn und der Zorn schmolz mehr und mehr.

„In Gottes Namen! wenn meine Kinder alle meine Fürsorge von sich stoßen," sagte er zuletzt resignirt; „aber

in die Lebensversicherung setzst du mir auf der Stelle, daß der arme Tropf da nicht als hilflose Wittfrau zurückbleibt." — Das war der Schluß der Heirathsverhandlungen; er war so im Sturm, so ohne eigentliche Absicht irgend eines Betheiligten herbeigeführt worden, daß es ihnen allen wie ein Traum vorkam.

Beim Papa war die Rührung bald verflogen, er zog sich mit seiner Morgenpfeife in seine eigene Stube zurück, ein Zeichen des Schmollens, und brütete über seinen umgestürzten Planen. Die Mama lächelte und weinte und streichelte Mariens bleiches Gesicht. Marie nahm es sehr übel, daß Wilhelm sie erstürmt, ohne nur sie selbst zu fragen, Wilhelm vertheidigte sich im Scherz, nahm's dann im Ernste auch übel, dann mußte ihn Marie wieder versöhnen, und zuletzt schickte Mama die Zwei in den Garten, „um gescheid zu werden." Ob sie gescheid geworden, weiß ich nicht, aber getröstet kamen sie wieder und Mariens blaue Sterne leuchteten wie Sonnen.

Dennoch fühlte sich Marie gedrückt durch ihr unerwartetes Glück und die stets noch umwölkte Stimmung des Papas; sie fand den Muth nicht, sich ihm als Tochter zu nähern, und es lag noch eine Wolke über Allen.

Die Wogen glätten sich.

Ein Brief kam — zu was in aller Welt sind nicht Briefe gut! — von Herren Kurz, dem Vormund der Katharina Krebs. Da Herr Wezler als Freund seines seligen Vetters allzeit am Ergehen von dessen hinterlassener Tochter Antheil genommen, so beehre er sich ihm deren Verlobung anzuzeigen. Wenn er Herrn Wezler letztmals recht verstanden, so bedaure er, daß

somit eine anderweitige, für seine Mündel sehr ehrenvolle Absicht nicht effektuirt werden könne, aber „Glanz der Familie, Uebereinstimmung der Herzen“ u. s. w. Dabei lag eine zierlich gestochene Verlobungskarte: „Viktor Graf von Schreckenhorst, Hauptmann, und Kathinka Krebs.“

Der Papa war stumm vor Erstaunen; so waren seine beide glänzenden Plane in Einen zusammen und an ihm vorbeigeflossen. So hatte es also nicht sein sollen; denn so hoch er seinen Wilhelm hielt, an die Möglichkeit dachte er doch nicht, daß er als siegreicher Rival eines regierenden Grafen hätte auftreten können. Marie wußte nicht, ob sie weinen oder lachen sollte beim Gedanken, ihren unkultivirten Zögling als Gräfin von Schreckenhorst zu erblicken. Das hatte sie nicht für sie gewünscht; sie schrieb ihr aber aus überfließendem Herzen einen Brief voll der innigsten Segenswünsche.

Von da an gestaltete sich alles heiterer im Hause Wezler, die Mama sah man kaum mehr vor den Haufen von Leinwandballen, mit denen sie sich umgab; nun durfte sie doch ein Töchterlein ausstatten! Marie, die nicht emsiger werden konnte als sie zuvor gewesen, war nun häufiger neben dem Papa als neben der Mama zu sehen, und wenn sie ihm all die kleinen töchterlichen Dienste that, zu denen sie bisher oft nicht den Muth gehabt, und wenn sie so recht mit innerlichem Ernst in seine Plane eingieng, da sagte er nachher oft überrascht zur Mama: „Hätt's selbst nicht gedacht, daß so viel hinter dem Mädchen wäre; in Gottes Namen!“ Wilhelm aber war längst wieder abgereist, um seine Stelle anzutreten, und schrieb Briefe voll Feuer und Leben, voll Lust und Lieb und Hoffnung, und Marie erblühte so rosig, daß sie für den schönen Wilhelm eine passende Gefährtin schien.

Noch ein Ereigniß.

Die Aussteuer war fertig, das Hochzeitkleid bereit, nur die Mama wußte noch tausend unentbehrliche Dinge, an die man bis jetzt noch gar nicht gedacht hatte: Fruchtsäcke und Samensäckchen, Abwischlappen und Aderlaßbinden; es war wahrhaftig, als sei der fürsorgliche Geist des Papas in sie gefahren. Der Marie konnte nichts bescheiden und einfach genug sein; sie sagte niemals, wie bedrückt sie sich fühlte, so ganz die Nehmende zu sein, weil sie der Mama weh damit that, aber sie kämpfte lang im Stillen mit diesem beschämenden Gefühl, bis sie auch das versenkte in die Tiefe ihres demuthvollen Herzens.

Nun konnte jeden Tag der Wilhelm kommen. Rike fegte und putzte mit so verzweifelter Entschlossenheit, daß es ein Wunder war, daß sie nicht die Balken durchrieb. Marie saß eines Abends, da Papa und Mama allein in den Garten gewandelt waren, in ihrem Stübchen, von all den bangen und frohen und wehmüthigen Gefühlen bewegt, die um solche Zeit in einem Mädchenherzen einkehren. Da rief ihr Rike in absonderlichem Ton: „Jungfer Marie, eine „g'späßige" Jungfer ist unten!" Marie eilte hinunter; da stand in der Dämmerung eine seltsame Gestalt, in ein langes prächtiges Seidenkleid gehüllt, das mit einer Schnur zum Gehen aufgeschürzt war, die langen Enden einer eleganten Atlasvisite wie ein Halstuch nach hinten geknüpft, bestäubt und erhitzt, mit allen Spuren eines weiten Marsches. Die schwarzen Augen, die zwischen dem verwirrten Rabenhaar hervor sahen, ließen sich nicht verkennen.

„Katharine! um Gottes willen, wo kommst du her? Nur schnell in mein Stübchen." Dort setzte sich die Er=

schöpfte nieder und begann zu lachen wie toll, sobald sie zu Athem kam. — „Da bin ich! mit der Grafschaft ist's aus!“ — „Aber wie, warum?“ — „Das sollst du hören. Dazu bin ich zu gut, daß der seine Schulden zahlt mit dem, was die Mutter zusammengekratzt hat, und mich dann in die Ecke stellt wie einen Sack, wenn er geleert ist. Ich hab' ihn gleich nicht wollen, obschon ich ein dummes Ding bin, was ich mein Lebtag bleibe, aber ich ließ mich überreden. Da schickten sie ein Dutzend Weibsbilder hinter mich, um mich zu putzen, und setzten mich in eine Kutsche und stellten noch extra eine alte Mamsell an, die mich Mores lehren sollte; keine Stunde war mir wohl. Und dazu sah ich mehr und mehr, daß sich der Herr Graf an mir schämte und nicht erwarten konnte, bis er mein Geld habe und mich bei Seite schieben könne. Da habe ich ihnen nun einen schönen Streich gespielt und bin durchgegangen, und da bin ich!“

„Aber was willst du nun thun? ich bitte dich!“ — „Zu Schulmeisters will ich und den Martin heirathen, des Schulmeisters Sohn. Das ist mein heiliger Ernst, der hat mir gefallen, sonst keiner mein Lebenlang. Und wenn er mich auch nicht lieb hat, weißt du, so recht, wie man dich lieb haben muß, ich weiß doch, daß er mich nimmt und daß er gut gegen mich sein wird, und ich und mein Geld sind am besten bei ihm aufgehoben.“

Daß sie damit recht hatte, fühlte Marie in tiefster Seele, und es waren nur noch Scheinwaffen, mit denen sie ihren Entschluß bekämpfte. Wäre auch umsonst gewesen; kaum ließ sie zu, daß Marie sie incognito mit einer Tasse Thee bewirthete, dann schlug sie ihr Seidenkleid über den Arm und wanderte im Eilschritt davon.

Das Erstaunen der Schulmeistersfamilie, des Vormunds

und des Grafen, alle Stürme und Kämpfe, inmitten deren Katharine selbst, „die Ate dieses unheilvollen Kriegs" die allerunbekümmertste Person blieb, lassen sich leichter denken als beschreiben. Am Ende ließ sich nichts machen, der junge Lehrer war ein geschickter, tadelloser Mann, der Vormund war am Ende froh, den Kobold von Mündel los zu werden, und der Herr Graf ließ, wie man sich zuflüsterte, sein beleidigtes Ehrgefühl mit einer anständigen Summe versöhnen. Katharine kam als freudestrahlende junge Frau zu Wilhelm und Marie, die vor ihr in den Hafen eingelaufen waren, und Wilhelm versöhnte sich vollständig mit der lange gefürchteten Krebsin.

Martin, ein ernster, herzensguter und gewissenhafter Mann, nahm das unbedingte Vertrauen, mit dem Katharine sich und ihre Schätze in seine Arme warf, als eine heilige Pflicht auf und gelobte sich, mit unverbrüchlicher Treue über die Seele des wilden Kindes zu wachen und die Reichthümer zu verwalten, an denen so viel Thränen hiengen. — Auf einem bescheidenen Landgut lebte er mit Katharinen auf dem Fuße behaglichen Wohlstands; seine Schwester war die emsige Gehilfin der jungen Frau, die mit unbeschreiblichem Wohlgefühl sich zum erstenmal in ihrem Leben recht daheim fühlte. — Als Papa Wezler die Geschichte allmählich klar wurde, da setzte er sich nieder mit einer Miene, als ob die Welt stille stände; das gieng über seinen Horizont und er gab es auf, darüber zu meditiren.

Etwas Gutes zum Schluß.

Noch einen Blick in das Heimwesen Mariens und Wilhelms! Ihr würdet es kaum für möglich halten, daß man

in einer engen Gasse der Residenz eine so niedliche, trauliche Heimath gründen könne wie die ihrige. Schöne Aussicht vermißte man gar nicht, die Einsicht war so freundlich. Mariens Blumen waren von den wohlfeilsten Sorten; um so mehr, meinte sie, mahnen sie einen an einen eigenen Garten. Wenn Wilhelm irgend welche Wünsche laut werden ließ, die zu ihren Verhältnissen nicht paßten, so beklagte Marie scherzend, daß er nicht auf den Krebsfang gegangen sei.

Es war gerade die Zeit, wo sie Wilhelm vom Comptoir erwartete, aber heute war die kleine Speisetafel durch ein angestoßenes Tischchen vergrößert; das allerfeinste Tischzeug, der Stolz der Mama, war aufgelegt und der Tisch mit allem Schönen, was Marie an Silbergeräth hatte, in's glänzendste Licht gesetzt. — Um zwölf Uhr kam nämlich auch der Eilwagen und mit diesem wurden heute zum erstenmal Papa und Mama erwartet.

Eben kämpfte Marie mit sich, ob sie den brodelnden Pudding seinem Schicksal überlassen und den Eltern entgegen gehen solle, da hörte sie den schweren Stock und Tritt des Papas schon auf der Treppe; schnell öffnete sie die Thür, um hell zu machen, und sah die zwei lieben alten Leute zusammen die Treppe heraufklimmen und hinter ihnen Wilhelm mit zwei Sätzen nachfliegen. Nun ging die Freude, das Begrüßen, das Verwundern an, wie alles so hübsch sei. Wilhelm holte das Hausbuch, das angelegt war, als ob Millionen darin zu verrechnen wären, und zeigte mit Stolz ihre Ersparnisse und Mariens pünktliche Rechnung. Marie aber trieb zum Essen, die Suppenklöße könnten fest werden.

„Warte noch, Marie," sprach der Papa. „Da kam gestern ein Brief an dich unter deinem Mädchennamen, der

nach langer Irrfahrt zu uns geschickt wurde; lies vorher." Marie öffnete den Brief und setzte sich damit. Keine Linie ihrer sanften ruhigen Züge änderte sich, sie las ihn still bis zu Ende, dann legte sie die darin enthaltenen Papiere bei Seite und reichte ihn Wilhelm mit einem Gesicht, so strahlend von Glück, wie er es kaum an jenem Verlobungsabend gesehen. Wilhelm las laut:

„Mein armes liebes Kind! Ob du noch lebst oder wo du bist, weiß ich nicht; ich denke, in unserem alten Heimatort wird man von dir wissen. Ich will dir jetzt nicht sagen, wie es kam, daß mich die Verzweiflung von Haus und Heimath getrieben, einen verschuldeten, ehrlosen Mann. Ich war wie von Sinnen durch die beständigen Quälereien jenes Teufels von Weib, der Gott vergebe. Mein armes Kind, ich habe damals nicht viel an dich gedacht.

„Ich habe hier viel herbe und schwere Zeit gehabt; sie war mir nöthig, um zur Einkehr in mich selbst zu kommen; jetzt ist sie vorüber, Gott hat meinen Fleiß gesegnet, mehr als ich hoffen konnte, und ich habe mein Vaterherz wiedergefunden. Mein Kind, hier lege ich eine Summe bei, um dich zu mir zu bringen, wenn du noch lebst, wenn du allein und heimatlos im Vaterlande bist; sie wird hinreichen, um auch meine alte Schuld zu decken, die aber nicht so groß sein kann, als ich damals geglaubt. Lebt mein Kind nicht mehr, so sollen Alle, die ihm Liebe erwiesen, sich darein theilen.

„Bist du aber, was ich kaum glauben kann, verlobt oder verheirathet und glücklich, dann, liebes Kind, bleibe, wo du bist, dann will ich einmal zu dir kommen. Ein großes Heiratgut dir zu senden, wäre in diesem Falle bei der Art meines Geschäfts nicht möglich, aber ich kann dir

mit Leichtigkeit die beigelegte Summe als jährlichen Beitrag geben. Wenn mir Gott so gnädig ist, daß du noch lebst, so schreibe mir bald und sage mir, ob du noch ein kindliches Herz hast für den Vater, der dich einst verlassen."

Marie legte den Wechsel, der im Brief gelegen, in die Hand des erstaunten Papas. „Nun Gottlob, daß ihr schon beisammen seid!" sagte dieser herzlich. „Nicht wahr, Marie, du weißt, daß du vorher schon mein Kind gewesen?" Marie weinte vor Freuden wie ein Kind, daß sie nun einen Vater habe, und sagte lächelnd zu Wilhelm: „Ei, jetzt hast du doch noch ein Krebslein gefangen! Die Mama aber faltete die Hände und sprach:

Weg' hast Du aller Wegen,
An Mitteln fehlt Dir's nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.

Adolf ist nicht Kazike geworden. Es war ihm vergönnt, sein Leben einzusetzen für seinen Beruf; nach reichem, segensvollem Wirken kam er heim, um in der Mutter Schooß sein Haupt zur letzten Ruhe zu legen, aber ein reiches Erbe von Glauben und Frieden hat er den Seinen gelassen, das ihnen das Leid versüßte.

Ob Herr Wezler nun angefangen hat, für seine Enkel Plane zu machen, weiß ich nicht; ich glaube fast, er will's dießmal dem lieben Gott überlassen.

Wiedersehen.

Scheiden.

Sie lebten einen Tag allein
Von hoffnungsreichem Lieben;
Doch ihren Herzen ist der Schein
Von jenem Tag geblieben.
Sie sah'n sich einmal, laßt sie nie
Das Antlitz wiederseh'n,
Das sie in gold'ner Jugendfrüh'
Verließen hell und schön.

Th. Moore.

Es ist schon allzuoft gesagt und geklagt worden, daß die einsame Schönheit unsrer Wälder, die geheimnißvolle Stille ihrer grünen Thäler durch das Gepoch der Eisenhämmer und den Rauch der Fabrikessen verdorben und zerstört worden sei, als daß ich diesen vergeblichen Klageliedern noch ein neues anreihen möchte.

Neben all diesem Räderwerk und Hammergetöse ist noch der einsamen Herrlichkeit genug übrig geblieben im grünen Wald; daß wir sie so selten finden und genießen, daran ist nicht der nüchterne Genius der Industrie schuldig, sondern die Rastlosigkeit und Trägheit des Menschen, der sich lieber auf Eisenbahnen mit Gedräng und Gerassel durch die Welt schieben läßt, als daß er pilgern möchte zu den tiefstillen Hallen, zu den lauschigen Elfenplätzchen, die sich da und dort noch verborgen halten.

Das Schwarzwaldthal, in das wir eintreten, ist leider

auch belebt vom Rauschen der Räder, vom rastlosen Gepoch der Hämmer, vom emsigen Hin- und Herrennen wild aussehender, schwarzgefärbter Bursche. Aber neben diesen Hammerwerken und Essen steht ein so freundliches Wohnhaus, an dieses stößt ein so zierlich angelegter, reichblühender Garten, und in dem luftigen Pavillon, von wilden Reben umrankt, der dessen Ecke schmückt, saßen zur Stunde, wo diese Geschichte beginnt, zwei so anmuthige junge Mädchen, daß auch ein Gemüth mit poetischen Ansprüchen sich beruhigen, und einen Augenblick der verscheuchten Dryaden vergessen kann.

Sie waren noch gar jung, die Beiden, in dem glücklichen Alter, wo man sich selbst noch zu jung ist, wo man noch nicht die mindeste Verpflichtung fühlt, resignirt zu sein. Die Eine, die größere und schlankere von Beiden, die sich auch durch mehr Leichtigkeit und Eleganz ihrer Bewegungen auszeichnete, war Alma, das einzige Töchterlein Herrn Mainhards, des Besitzers dieses Eisenwerks, das verwöhnte und bewunderte Kind des Thales, angestaunt von all seinen Insaßen, vom Schreiber und Gehilfen bis zu den rußigen Schmiedegesellen, wenn die schlanke Waldlilie in ihrer jungen Schönheit an ihnen vorübergieng. Denn schön war sie, jetzt schon als halbentwickelte Knospe; über die welligen, braunen Haare und die weiße Stirn, über die dunkelblauen Augen und den süßen Mund lag jener adeliche Hauch echter Frauenschönheit ausgegossen, die nur wenigen Lieblingen der Natur zu Theil wird, während es, zum Glück für junge Herzen und frische Augen, hübsche Mädchen geben wird an allen Ecken und Enden, so lange noch ein Frühling in's Land kommt.

Die junge Alma war die unbestrittene Königin des

Thales, sie war sich dieser Macht bewußt und freute sich ihrer in kindischer Lust, ohne sie zu mißbrauchen. Nur über Ein Herz erkannte sie ihre Gewalt nicht, und das war das ihres Vaters. Wohl hieng sie mit kindlicher Zärtlichkeit an ihm, aber von früher Kindheit an gewöhnt, ihn im Nimbus einer fast unerreichbaren Größe zu sehen, war sie heute noch der Ueberzeugung, daß es außer dem König kaum einen merkwürdigeren und angeseheneren Mann geben könne, als eben ihren Papa, den Herrn Mainhard.

Dieser hatte sich aus einer sehr beschränkten Jugendlage mit außerordentlichen Anstrengungen, mit herben Entbehrungen und seltner Ausdauer bis zum Besitz dieses reichen und schönen Anwesens aufgearbeitet; nach dem Maaße des Kraftaufwandes, den sie ihn gekostet, schätzte er denn auch seine jetzige Stellung, und er achtete sich nicht für den letzten der großen Männer, die sich aus niedrigen und ungünstigen Verhältnissen emporgeschwungen. Seine Frau hatte er kennen gelernt zur Zeit, als sie ein armes Fabrikmädchen und er der vielgedrückte, jüngste Commis in einer großen Kattunfabrik war. Er hatte, so viel ihm möglich war, ihre hilflose Jugend geschützt, und als er sich nach langen, langen Jahren mühevoller Arbeit den eigenen Herd erkämpft, hatte er seine bescheidene Jugendliebe heimgeführt, obwohl ihre einst seltne Schönheit längst verblüht war. Solch ein Glück hatte sich das arme Mädchen nie träumen lassen, und sie erkannte diesen Edelmuth bis zu ihrem Tode mit gerührter Dankbarkeit, die sich Herr Mainhard in paschagleicher Ruhe gefallen ließ.

So kam es, daß er, nicht gewöhnt, im Alltagsleben eines Gleichen um sich zu sehen, und von allen Seiten

in seiner hohen Meinung von sich bestärkt, die blinde Unterwürfigkeit, die ihm die Frau geweiht, auch von seinem Töchterlein in Anspruch nahm, in welchem er, zum Lohn für seine Großmuth, wie er dachte, all' die frühgewelkte Schönheit ihrer Mutter verklärt und veredelt wieder aufblühen sah.

Frau Waker, seine Haushälterin, wußte besser als er selbst, wie er mit abgöttischer Zärtlichkeit an dem Kinde hieng, und verstand ihren Vortheil wohl, wenn sie die Kleine grenzenlos verzog.

Ueber der jungen Königin haben wir aber beinahe ihre Gefährtin vergessen, die ein liebes Kind war, aber ganz und gar nicht königlich drein schaute; auch hieß sie nicht Alma, sondern Luischen, hatte ein rundes, rothwangiges Gesichtchen und freundliche braune Aeuglein, die Jedermann anlachten, nur mit einiger Schüchternheit. Luischen war ein Pfarrtöchterlein, eine entfernte Verwandte, das Pathchen des Herrn Mainhard, die ihren ersten Ausflug in die Welt hatte machen dürfen, und die Mädchen waren, wie natürlich, in drei Tagen Beisammenseins schon die vertrautesten Freundinnen geworden. Nichts behaglicher, als so ein Mädchengast, der ohne besondere Ansprüche sich einnistet und an die Sitten des Hauses anschmiegt. Junge Männer sind zu Zeiten auch ganz annehmliche Gäste, aber sie passen doch mehr für schön Wetter, für ein paar festliche Tage zu Ausflügen und zu Hausbällen bei Regenwetter; in der Zwischenzeit aber sind sie mit ihren langen Beinen überall im Wege, wenn sie nicht besonders liebenswürdig sind, und stehen langweilig an den Fenstern. Ein Mädchen aber ist mit ihrem Strickzeug oder mit der Weißstickerei, die nie vollendet wird, überall am Platze und stets bei der Hand, wo es Noth thut; das Ballkleid läßt sie bescheidentlich im Boden des

Koffers ruhen, damit es für besondere Glücksfälle bereit ist, zuvor aber keine Ansprüche an Vergnügungen ausdrückt. Ist der Mädchengast vollends die Zimmergenossin der Tochter vom Hause, wie rasch bildet sich da eine harmlose Vertraulichkeit, wie wunderbare Dinge lassen sich plaudern vor dem Einschlafen, wenn das Licht gelöscht ist!

Viele interessante Erlebnisse hatten sich nun die zwei Mädchen im Pavillon noch nicht mitzutheilen; wenn auch Alma schon ein Stückchen Welt kannte und recht wohl wußte, daß sie schön war und noch viel schöner werden würde, so war dagegen das fünfzehnjährige Luischen, das zum erstenmal das heimische Pfarrdorf verlassen hatte und das in tödliche Verlegenheit kam, wenn es nur ein Herr grüßte, noch so gar jung und grün, daß es Alma's Erfahrungen nicht einmal verstanden hätte. So waren es denn harmlose Bilder aus der Kinderzeit, Bilder der Zukunft und Ansichten vom Leben, die sie austauschten.

„Warum so still, Luischen?“ fragte Alma wie sie so da saßen und Luischen schweigsam vor sich hin blickte.

„Es geht mir eigen,“ antwortete die Kleine; „ich meine immer, ich müsse warten, bis der Lärm aufgehört habe, und der hört doch nie auf.“

„Nein, der hört nie auf!“ sagte Alma seufzend; „glaub' nur, meine innersten Gedanken können nie recht aufwachen, weil es pocht und hämmert noch in die tiefsten Träume meiner Nächte hinein; o, wie ich mich oft sehne nach Stille!“

„Komm nur zu mir, da kannst du diese Sehnsucht befriedigen,“ sagte lachend Luischen; „ich muß sagen, ich habe zu Zeiten die Stille bodensatt; unser Pfarrhaus steh[illegible] allein abseits neben der Kirche, di[illegible]r alle [illegible]

wärts in der Kost, der Vater spricht nicht viel, und die Mutter ist stets angegriffen und kann nicht laut reden hören, ein Tag vergeht so ganz wie der andere, daß ich doch oft ein rechtes Verlangen habe hinaus in die Welt, wo's ein bischen lauter zugeht; selbst euer Lärm hier, der so gar nicht musikalisch ist, thut mir wohl, es ist doch auch Leben und Bewegung; — ich plaudere daheim oft mit der Magd, nur um meine eigene Stimme zu hören."

„Hinaus in die Ferne
Bei lautem Hörnerklang!"

tönten ein paar jugendliche Stimmen von der Höh', und den Pfad vom Walde herab sah man rüstigen Schrittes zwei Jünglinge nahen. Der Eine, mit grüner Mütze und leichtem Jagdtäschchen an der Seite und dem keimenden Stutzbärtchen, hatte ein gar keckes, jugendfrisches Aussehen; der Andere, in ein sorgsam geschontes schwarzes Röcklein gekleidet, von mehr ruhigem und schüchternem Wesen, trug noch den Büchsenranzen der guten alten Zeit, den in unsern Tagen selbst der Handwerksbursche von Bildung zu verschmähen beginnt. „Vetter Rudolf!" rief Alma, und eine helle Röthe flog über ihr schönes Gesicht. „Grüß Gott, Bäschen!" rief der mit fröhlicher Stimme, warf einen Strauß schöner Waldblumen hinauf in den Pavillon, schwang sich, ein rüstiger Turner, leicht über die Gartenmauer und schüttelte lachend die Hände des schönen Bäschens, unsicher, ob er eine noch vertraulichere Begrüßung wagen dürfe, der sie sich mit lächelndem Erröthen entzog. Der Gefährte im schwarzen Röckchen, der minder turn-[illegible]wandt aussah, spielte am Fuß der Mauer eine etwas un-[illegible] Rolle, da [illegible] Beiden im Feuer der Begrüßung

vergessen hatten, bis das schüchterne Luischen, purpurroth vor Verlegenheit, hinabgieng, um ihm die Gartenthüre von innen zu öffnen. Nun erst fiel es dem glücklichen Vetter ein, seinen Gast vorzustellen. „Mein Freund und Nachbar Hermann Kling, Studiosus der Theologie, meine Cousine Alma Mainhard, Fräulein . . . .“ „Louise Maler aus Mühlberg“, ergänzte Alma, und es trat, wie nach jeder Vorstellung, eine etwas verlegene stumme Pause ein, bis Rudolf mit fröhlichem Geplauder dem Gespräch wieder einen Weg bahnte und in humoristischer Weise ihre Reise beschrieb und schilderte, wie er den unerfahrenen Theologen zum erstenmal in die Welt einführen müsse, obgleich dieser bereits Student sei. Hermann fand sich bald in den heitern Ton der Andern. Frau Pfarrer Kling und Frau Mainhard, die Mutter Rudolfs, bewohnten ein paar Wittwenstübchen unter demselben Dach; der Student und der junge Polytechniker hatten sich bald befreundet; gar gerne war Kling, der bei der Mutter ein sehr einförmiges Leben führte, dem Vorschlag seines Freundes gefolgt, ihn auf einer Ferienreise zu seinem Onkel zu begleiten, und schneller als er selbst gedacht, war er daheim in der neuen Umgebung.

Frau Waker war auf den muntern Gast, der alljährlich erschien, und der nächst Alma ihr Liebling war, schon vorbereitet, und das junge Volk, als es um Mittag in's Haus zog, konnte einer guten Bewirthung gewiß sein. Frau Waker war eine herzgute Frau, nur befand sie sich in einem beständigen Zustand stillen Jammers und lauter Seufzer, oder zur Abwechslung auch umgekehrt, und es war ihr dieß nicht übel zu nehmen, hatte sie doch so viel Unglück in der Ehe gehabt: ihr erster Mann war ihr durchgegangen und sie dem zweiten; nun schwebte sie in beständiger Angst, der

eine oder der andere möchte wiederkommen, oder gar alle Beide, und so war es denn natürlich, daß sie keine besonders angenehme Wirthin sein konnte, da Niemand auch nur den Muth hatte, sie zu fragen: wie geht's? weil man sonst fürchten mußte, eine ihrer Jammerschleusen aufzuziehen. Um so besser, daß die junge Alma schon eine recht liebenswürdige Dame des Hauses vorstellen konnte; neben aller kindlichen Unbefangenheit fehlte es der Blume des Thales gar nicht an der leichten Umgangsgabe der Städterin, ihr Leben war nicht so einsam, wie es den Anschein hatte; nach allen Seiten hin führten Straßen, in kleine Städte, in besuchte Bäder, und sie hatte unbewußt gerade so viel von den Elementen des Weltlebens in sich aufgenommen, als ihr gut stand.

Herr Mainhard erschien in voller Majestät seiner unveräußerlichen Würde, die er auch im engsten häuslichen Cirkel nie ganz ablegte. Mit aller fröhlichen Jugendlaune hatte der Neffe, so lieb er ihm war, nie diese würdevolle Hülle sprengen und sich auf einen unbefangenen Fuß mit dem Onkel setzen können; der junge Theolog aber vollends war ganz von Ehrfurcht erfüllt, er wunderte sich nur, daß er bis jetzt noch gar nicht gewußt hatte, was es für etwas Vornehmes um den Besitzer eines Hammerwerks sei. Guter Laune kam Mainhard nie nach Hause, es gab täglich tausendfachen Grund zur Verstimmung über niedre und höhere Arbeiter, Schreiber und Schmiede; nur der Blick auf seine Alma stimmte ihn unversehens milder, und Gäste wurden, wie es der Ehre des Hauses zukam, jederzeit gnädig empfangen und unterhalten.

„Nun, Rudolf," meinte er nach den ersten Begrüßungen, „es wird Zeit, daß du dich ernstlich hier umsiehst;

noch ein Jahr, so wirst du in's Geschäft eintreten, da mußt du doch guten Bescheid wissen; wir wollen diesen Nachmittag einen Gang durch die Werkgebäude machen."

„O heute noch nicht, Vater," bat Alma, „nur heut' nicht, das geht auch bei schlimmem Wetter; den schönen Tag müssen wir zu einem Gang auf die Waldhöhe benützen; Luischen und Herr Kling sehen ja unsere Wälder zum erstenmal, und der arme Rudolf muß sich doch auch eine Freude in seinen Ferien gönnen!"

„Ich habe niemals Ferien," meinte majestätisch Herr Mainhard, „geht indeß immerhin; Rudolf wird selbst bald so vernünftig werden und einsehen, was er seiner Zukunft schuldig ist."

* * *

Ach, sie waren gar nicht vernünftig, all die jungen Leute zusammen: sie fühlten sich seelenwohl und erleichtert, als der Kaffee getrunken und Herr Mainhard abgetreten war, und es gieng nun emsig an die Zurüstungen zum Waldspaziergang; in Körbchen und Taschen ward der Mundvorrath gepackt, aus dem Frau Waker hatte das Nachtessen konstruiren wollen, und die zwei Paare zogen fröhlich ab, unbekümmert um das emsige Gewimmel und Getreibe geschäftiger Menschen um sie, im glückseligen Egoismus der Jugend.

„Wir müssen euch den Weg zeigen!" rief Alma an Rudolfs Arm lachend den zwei geistlichen Kindern zu, die in großer Verlegenheit dem übermüthigen Paare folgten, nicht recht wissend, wie sie einander zu behandeln hätten. Die Thalbewohner sahen recht wohlgefällig ihre junge Königin am Arm des schlanken Jünglings; es war eine längst

ausgemachte Sache unter ihnen, daß der Vetter der künftige Gemahl Alma's und der Nachfolger des gestrengen Papas werden würde, und sie versprachen sich von dem jovialen jungen Burschen einen leutseligeren Gebieter als der gefürchtete Herr Mainhard war.

Die Zwei bekümmerten sich, wie es schien, nicht viel um Zukunft und Hammerwerkübernahme, sie hatten sich so viel zu sagen und zu erzählen von der nächsten Vergangenheit, sie mußten sich dazwischen wieder so verwundert anschauen, wie der Rudolf so ein Herr, und was die Alma für eine Dame geworden sei, seit dem Jahr, wo sie sich nicht gesehen hatten, daß sie nicht Auge und Sinn für Außenwelt und Zukunft übrig behielten. Da war's gut, daß Hermann und Luise in der lautern Verlegenheit um so aufmerksamer die Schönheiten des Waldes studirten, die lockenden grünen Pfade, die sich in's Dunkel hineinzogen, die anmuthigen Rückblicke in das Thal und die moosigen Ruheplätzchen im Eichenschatten.

Endlich hatten die jungen Vögel sich Nestchen ausersehen: Rudolf und Alma lagerten an einem grünen Rain; unter einem Erlengebüsch gegenüber wurde der jungen Geistlichkeit, wie Alma die zwei Andern benannte, ihr Wohnort angewiesen, und in der Mitte errichtete sie auf einem glatt abgesägten Buchenstumpf das Büffet. Hermann und Luise erholten sich nothgedrungen allmählich von ihrer Verlegenheit, und um den lachenden Blicken des Paares gegenüber zu entgehen, machten sie sich auf, Himbeeren zu suchen, was den beiden Andern nicht leid war, die sie mit königlichem Uebermuth verabschiedeten und baldige Nachfolge verhießen.

„Grüß Gott, Alma,“ sagte Rudolf wieder, als sie allein

waren, und bot ihr die Hand, und der ganze Jubel seines Herzens lag in den Blicken, mit denen er sie betrachtete — er fand sie so viel schöner wieder, als er zuvor hatte träumen können; „Grüß Gott, Rudolf,“ sagte sie und schlug in seine dargebotene Hand; sie wußten nicht recht, was sie sich sonst sagen sollten, aber in den Augen, die so ineinanderblickten, ging Beiden eine Pforte ungeahnter Herrlichkeit auf, ein heller, goldner Tag voll innerlicher Herzenslust; — so hatten sie sich noch nie angesehen. Und den Jüngling zog es mächtig, seine Arme um die schöne, zarte Gestalt zu schlingen und sie sein zu nennen, ganz sein eigen; aber sie lächelte ihn ruhig und unschuldig an, so glücklich in dieser Ruhe, daß er es nicht wagte. „Hier ist's doch still, Gott Lob!“ seufzte Alma aus tiefster Brust; „ach wie herrlich! Du glaubst nicht, wie es mich verlangt, daß es einmal auch still sein möge, ganz, ganz still.“ — „Aber du bist ja unter Hämmern groß gewiegt,“ lächelte Rudolf; „das ist dein Heimatlaut, und Feuer und Stahl sind deine Morgengabe.“ — „O, es wäre mir ein unerträglicher Gedanke, mein Lebenlang in diesem Gepoch bleiben zu müssen; vielleicht wenn ich nie fortgekommen wäre; aber das Jahr in Montmirail, wie hat mir da die Stille wohlgethan.“ — „Geh' in's Kloster,“ neckte sie Rudolf, „da ist's am stillsten.“ Sie schüttelte das Köpfchen; „nein, das Kloster ist meine Sache nicht, ich muß Menschen haben, mehr als in unserem Thal, wo man nur Cyklopen sieht; nach einer großen Stadt verlangt mich's auch nicht, da geht man so verloren, aber in ein kleines Städtchen etwa, wo ich freundliche Gesichter sehen kann und fröhliche Stimmen hören, so oft ich will, aber in meinem eigenen Häuschen, und da müßte es still sein, ganz still; einen kleinen Balkon müßte es haben und ein Gärtchen,

und keinen Lärm als das lustige Zwitschern der Vögel, o wie müßte das schön sein! ich sage dir, eine Einsamkeit wie die meine in einem solchen Lärm ist qualvoll." — „Und wem gehörte dann dein schönes stilles Haus? dir allein?" fragte neckend Rudolf; aber er wagte nicht, sie dabei anzusehen. „Versteht sich," sagte sie schelmisch mit tiefem Erröthen und einem halben Blick unter den langen Wimpern hervor.

Da brach mit Lachen die junge Geistlichkeit aus dem Gebüsch hervor, die inzwischen auch ganz keck und übermüthig geworden war und den Weltkindern versicherte, sie haben die schönsten Himbeeren gefunden, aber um ihretwillen wollten sie sich die Hände nicht zerkratzen, das möchten sie nur selbst thun. Nun gab es noch einen gemeinsamen Streifzug durch den Wald unter großer Heiterkeit; Rudolf aber war gar still und nachdenklich geworden, selbst Alma's Scherze weckten ihn nicht auf; nur als sie schon in der Dämmerung den Weg hinabstiegen, wo das Pochen und das Hämmern wieder begann, die Essen sprühten und die Rauchwolken das lichte Abendroth umhüllten, da fuhr er auf und sagte hastig: „Ja, du hast recht, es ist nicht schön, wo es laut ist; du sollst es einmal still haben, ganz still, meine liebe Alma, und so schön dabei!"

Das Gespräch mit Alma hatte einen neuen Gedankengang in Rudolf wach gerufen. So weit seine Erinnerung zurückreichte, hatte er jede Ferienzeit hier im Thale zugebracht, das Gepoch der Hämmer, das Tosen der Räder war ihm ein heimatlicher Klang, und sein Herz hatte in Freude geschlagen, wenn die wohlbekannten Töne allmählich durch die Waldesstille drangen, wenn er, ein fröhlicher Knabe, sein Mützchen hinunter warf und dann in raschem Galopp den letzten Berg hinabsprang.

Wie tief ihm das Bild seiner lieblichen Cousine mit diesem Thale verwachsen war, das hatte er sich selbst noch nie klar gemacht, er war sich diesmal zum erstenmal bewußt geworden, welch heller Morgenstern ihm aufgegangen war, so oft ihm die leichte, anmuthige Gestalt entgegenkam, früher an der Seite ihrer blassen, kränklichen Mutter, ein Bild jungen, frischen Lebens, später allein, als aufblühendes Jungfräulein, immer den fröhlichsten Gruß auf der Lippe; denn die Erscheinung des lustigen Vetters war eine stets angenehme Unterbrechung in dem einförmigen Thalleben. Vetter und Bäschen waren jederzeit die besten Freunde zusammen gewesen, die kindische Scheu, die in einem gewissen Alter Mädchen und Knaben aus einander führt, fand hier nicht Raum, wo keines von Beiden einen Gespielen seines Geschlechts hatte. Er fieng Eichhörnchen für Alma, schnitzte ihr Körbchen aus Eicheln, und brachte ihr seltene Blumen von geheimen Waldwegen nach Hause; Alma überraschte ihn mit allerlei Handarbeiten, Serviettenbändern, noch lang eh' er bei Tisch einer Serviette gewürdigt wurde, Geldbörsen und Brieftäschchen.

Allmählich, er wußte nicht wie, tauchte ihm der Gedanke auf, Alma werde wohl einmal sein Bräutchen werden und er der Besitzer des Hammerwerks; das erschien ihm gar nichts so Ungeheures, wie es dem Onkel und auch wohl Fremden vorkommen mußte, für den armen Sohn einer Kanzleirathswittwe in einfachen Verhältnissen; er hatte gar nichts dagegen, nur schien ihm fast dieser Weg zu eben, er hätte gern mehr Schwierigkeiten und Gefahren bekämpft. Er tummelte sich als Bube wacker zwischen den Hämmern und Schmieden herum, und fand es lustig genug, hier einmal befehlen zu dürfen. Allmählich aber schwand

ihm die Lust an dem lärmenden Gewerk, er sah den Onkel stets übler Laune, stets unzufrieden mit etwas und mit Jemand. Dagegen fand er einen immer größeren Reiz darin, Steinen und Pflanzen nachzuspüren; den freundlichen Arzt, der im ersten Stock seines Hauses wohnte, besuchte er so oft wie möglich und schleppte, zum Entsetzen seiner Mutter und seines Schwesterleins, Todtenschädel und Armknochen zum Schmuck seines Zimmers herbei.

Aber Alma und der Eisenhammer und seine Zukunft hiengen ihm doch unzertrennlich zusammen, ohne daß er sich eben viel Gedanken darüber machte. Er war ja noch so gar jung! er hätte sich eigentlich geschämt, nur im Ernst schon an's Heirathen zu denken; was hätten die andern Polytechniker dazu gesagt!

So oft die Ferienzeit zu Ende war, hatte er ein wenig Heimweh empfunden nach der kleinen Base und nach dem Wald und sich gefreut, wenn er sie wieder sehen sollte; mehr war es nicht. Diesmal jedoch, obwohl nur ein Halbjahr zwischen der letzten Trennung lag, war Alma's Schönheit in überraschendem Glanz vor seinen Blick getreten. Wie sie ihm aber nun erst als ein unendlich köstliches, begehrenswerthes Gut erschien, so dünkte es ihm doch auch zum erstenmal ein recht schweres und hohes Opfer, das er bringen sollte, wenn er alles Denken und Streben, allen Wissensdrang seines jungen Geistes einem Beruf hingeben sollte, der so gar nichts Anziehendes in seinen Augen hatte. Niemand hätte gedacht, als er so in fröhlicher Knabenlaune dahinzog, wie er daneben in der Stille einen schweren Kampf auskämpfte, und seine liebsten Träume von künftiger Größe zu den Füßen des harmlosen Kindes an seiner Seite niederlegte.

Nun aber hatte es Alma selbst ausgesprochen, daß ihr

Herz nicht an dem Thale hieng: das klang ihm wie ein Königswort, das einen Kerker öffnet. Er war frei, die Wissenschaft zu ergreifen, zu der ihn sein Herz zog, und er konnte damit Alma's geheime Wünsche erfüllen. Alle andern Schwierigkeiten, die lange, mühsame Laufbahn, die ein Mediciner meist durchzugehen hat, bis er sich den eignen Herd gründen kann — das alles war keiner Rede mehr werth in seinen Augen, diese Berge überflog er mit Einem Gedanken, und in übersprudelnder Jugendlust, wie selbst Alma sie noch nie an ihm gesehen, belebte und ergötzte er den kleinen Kreis in den paar Wochen der Ferienzeit, so daß auch der Theolog ganz heiter und lebendig wurde, und das schüchterne Luischen vor Lachen den Mund nicht mehr zusammenbrachte.

Nur zu einer Erklärung an den Onkel konnte er den Muth nicht finden, er schritt inzwischen geduldig an seiner Seite durch die Hammerwerke und ließ alle Belehrungen über sich ergehen; hatte er einen Auftrag des Onkels zu besorgen, so that er es so sorglos, als sei er ein junger Fürst, der hier ein Eigenthum besichtige, von dem er nicht nöthig habe, viel zu verstehen, so daß die älteren sachverständigen Werkleute etwas bedenklich den Kopf schüttelten.

* * *

Ein paar glückselige Wochen waren den vier Kindern verstrichen, dann aber war die Ferienzeit vorüber, und auch Luischen wurde von den Eltern heimberufen. Der trübselige Morgen des Packens war vorüber. Luischen hatte neue Kochrecepte von Frau Waker und Gedichte aus dem Poesiebuch der Freundin abgeschrieben, so recht wehmüthig schöne, wie die Jugend sie liebt. Auch Hermann saß in

der Laube und hatte Luischens Album vor sich, das schöne, rothe nagelneue Album, das sie zur Confirmation bekommen, und in das bis jetzt noch Niemand geschrieben hatte, als ihre eignen leiblichen Eltern; den Herrn Pathen hatte sie nicht darum zu bitten gewagt. Alma hatte so eben eingeschrieben, ein bewegliches Gedicht, worin

„Das Herz mit seinem Wallen,
Das Herz in seiner Seligkeit.“

die Hauptrolle spielte, und das die Mädchen selbst noch nicht recht verstanden und gerade darum so sehr rührend fanden. Der junge Theolog hätte nun so gern etwas recht Schönes gefunden, etwas Eigenes, was noch nie dagewesen; aber ach, es wollte keine Inspiration über ihn kommen, und zuletzt schrieb er nur, was er schon einmal gelesen:

Unser Jugendtraum umfasset Welten,
Ach, und auf dem langen Lebenswege
Bleibt ein ewig süßes Angedenken
Sterblichen der kurze Jugendtraum.

Derweil hatte Rudolf prosaischere Abschiedsverhandlungen mit dem Onkel, der nicht so recht mit ihm zufrieden sein wollte: „Es ist hohe Zeit, daß du in's Praktische kommst,“ meinte der gestrenge Herr; „bis zum Frühling verläßt du die Schule, und dann mußt du dir gefallen lassen, allen theoretischen Studien für eine Weile ganz und gar zu entsagen und hier so recht von unten auf zu dienen: geschickte Leute brauchen wir hier, gelehrte nicht.“

Auch Rudolf war in der Scheu vor dem gewaltigen Onkel erzogen worden, und es wurde ihm heiß und kalt, eh' er ein Wort des Einwurfs gegen ihn wagte, aber gewagt mußte es doch werden. „Onkel,“ begann er zögernd,

„ich weiß in der That nicht, ob ich überhaupt für dieß Geschäft tauge, ich habe mir das früher so viel anders gedacht, meine ganze Neigung zieht mich zur Medicin; etwas Tüchtiges kann ja doch nur erreicht werden, wo der ganze Mensch mit all seinem Willen und seiner vollen Kraft dabei ist . . .“ Des Onkels Züge nahmen einen starren Ausdruck an, der Rudolf bange machte. „Wie du willst,“ sagte er eiskalt; „es ist deine und deines Vormunds Sache, deine Zukunft zu bestimmen, nicht die meine; deine Mutter hat ohnehin keine Stimme, als die ihres Söhnchens. Ich habe mir dieses Besitzthum mit dem höchsten Aufwand aller meiner Kräfte, mit Anstrengungen erworben, von denen du keinen Begriff hast. Nach dem schnellen Tode meines einzigen Sohnes, der als würdiger Erbe in meine Fußstapfen getreten wäre, dachte ich an die Möglichkeit, daß du, der Sohn meines Halbbruders, dich vielleicht dessen werth machen könntest. Zwang bedarf es nicht, wo es sich um solch ein Glück handelt; es steht deinem ganzen Menschen frei, sich zu wenden wohin er will. Leb' wohl; grüß' deine Mutter; hier ein kleines Taschengeld für das nächste Halbjahr.“

Es war Rudolf unmöglich, die Gabe zu berühren, die er bis jetzt immer unbefangen von dem Onkel angenommen hatte; kaum stammelte er sein „Adieu Onkel,“ und Alma, die mit Hermann und Luisen bei einem reichlichen Frühmahl seiner harrte, erschrack über sein todtbleiches Aussehen.

* * *

Sie ließen den Wagen, der Luisen bis zur nächsten Post bringen sollte, langsam voranfahren und giengen noch Alle zusammen bis auf die Höhe, wo sie sich trennen

mußten. Rudolf führte Alma; ihre schönen Augen blickten fragend zu ihm auf; ein anderer Geist, als der unbesorgte Knabenmuth blickte aus seinen Zügen, mit Trauer und Furcht rang ein fester Manneswille und stolze Hoffnung leuchtete aus seinen Blicken. „Du bist noch jung, Alma, nicht wahr, erst siebzehn?“ fragte er sie. — „Du weißt's ja,“ antwortete sie etwas verwundert. — „Ich bin neunzehn,“ sagte er mit einer gewissen ängstlichen Hast; „aber ich kann arbeiten und ringen und streben; Alma, kannst du warten, kannst du mir treu sein? ich komme vielleicht nicht so bald wieder, wirst du doch an mich denken?“ Scheu und erschrocken blickte sie an ihm auf: „Ich bitte dich, Rudolf, was hast du? Was war es mit meinem Vater?“ — „Ich schreibe dir Alles, leb' wohl, Alma,“ und einmal, ein einzigmal, drückte er seine Lippen auf die ihren und hielt die schlanke Gestalt umfaßt, als sollte er sie nie mehr loslassen.

Sie waren auf der Höhe angelangt; Hermann und Luise, die arglos vorausgegangen waren, standen oben und harrten ihrer; die Sonne, die durch's Thal nur einzelne Streifen zog, leuchtete da oben schon in goldner Herrlichkeit auf die dunkelgrünen Wälder; ein köstlicher freier Morgenwind wehte durch die Tannen, Alma hatte den Hut abgenommen und stand im lichten Sonnenglanz in all' ihrer jungen Schönheit. Rudolf sah sie an mit unsagbarem Weh: der Morgen war so hell und die Luft so frisch, aber er fand mit einemmale seinen guten Muth nicht mehr, „Scheiden, ja Scheiden,“ klang ihm allein durch den Sinn. „Leb' wohl, Alma,“ sagte er endlich noch einmal, und all' das Leid und all' die nie ausgesprochene Liebe seines jungen Herzens lag in seinem Blick und seiner Stimme. — „Leb'

wohl auf Wiedersehn," sagte sie zagend; sie konnte ihn nicht so recht verstehen.

Der Kutscher, der Luischen fortführen sollte, gab Zeichen der Ungeduld; mit verhaltnen Thränen nahm die Kleine einen wortreichen Abschied von der Freundin, Rudolf bot sie schüchtern die Hand, sie fühlte diesen Morgen eine eigne Scheu vor ihm; mit Hermann war sie noch nicht so weit, um einen stummen Abschied zu nehmen, doch war ihnen auch recht beweglich zu Muth, wiewohl sie Beide selbst nicht recht wußten, ob sie Zufall oder Herzenszug in den letzten Tagen so viel zusammengeführt: „Leben Sie wohl, Fräulein Luischen, ich wünsche Ihnen einen fröhlichen Sommer; möge es sich freundlich fügen, daß wir uns wiedersehen." — „O das hoffe ich gewiß! Leben Sie recht wohl, Herr Kling," sagte Luischen unbedacht, und wurde nachher sehr roth und machte sich viele Skrupel über diese unpassende Aeußerung. Und sie schieden. Die zwei Jünglinge schritten schweigend hinein in die grüne Waldherrlichkeit. Alma ging langsam, gesenkten Hauptes zurück in's Thal, und sah nicht, wie oft Luischen ihr nasses Tüchlein noch aus dem Wagen schwenkte.

Wenn Menschen von einander geh'n,
So sagen sie auf Wiederseh'n — auf Wiederseh'n.

* *
*

Auf Wiedersehn! Wie leicht hatten Alma diese Worte geklungen, die sie so oft schon ausgesprochen, wie mancher Tag konnte dazwischen liegen bis es wirklich zum Wiedersehen kam. Sie gieng still und nachdenklich nach

Hause wie nie zuvor nach einem Abschied, es war so gar trübselig daheim neben der seufzenden Frau Waker und dem verstimmten Papa; zum erstenmal in ihrem jungen Leben dachte sie ernstlich an eine Zeit, wo das auch anders sein könnte, — an eine eigne Heimat.

Es dauerte nicht lange, so kam ein Brief von Rudolf an Herrn Mainhard; ehrerbietig und dankbar erkannte er an, was der Onkel bis jetzt für seine Erziehung gethan, er legte die Zeugnisse seiner Lehrer bei, die sich alle dahin aussprachen, daß er mehr für gelehrte Studien als für technische Fächer begabt sei und gründete darauf den festen Vorsatz, sich dem Studium der Medizin zu widmen; — die Güte des Onkels wollte er in keiner Weise mehr in Anspruch nehmen, er bat nur, daß dieser ihm nicht zürnen, ihm seine freundliche Gesinnung nicht entziehen möge; — er wolle alles thun, um seinem Namen dennoch Ehre zu machen.

Herr Mainhard war so gar nicht gewöhnt, einen Strich durch seine Rechnung zu sehen, und dieser war der ungeschickteste, der ihm kommen konnte. Sein Neffe, der Erbe seines Namens, schien ihm so ganz natürlich zum Erben seines Besitzthums, zum Gatten seiner Tochter bestimmt; daß er ein hübscher talentvoller Junge war, sah er als ganz von selbst dazu gehörig an; für Rudolf selbst achtete er das ihm zugedachte Glück als ein ungeheures, und konnte sich seine frohe Bestürzung, seine Dankbarkeit gar nicht groß genug vorstellen. Und nun sollte er wegen eines dummen, knabenhaften Einfalls des Burschen seinen ganzen, schönen Plan aufgeben!

Er würdigte den Neffen selbst keiner Antwort, schrieb aber der Schwägerin, setzte ihr sehr bündig und gewichtig auseinander, was er alles schon für ihren Sohn gethan,

obgleich dessen Vater nur sein Halbbruder gewesen, was er ferner beabsichtigt hatte zu thun, ja, er ließ sogar die höchste und größte Gabe ahnen, die er ihm noch für die Zukunft zugedacht: — sein einziges Kind und welch ein Kind! Herr Mainhard hielt im Schreiben öfters inne, überwältigt von seiner eignen Großmuth. Er bat sie, dem Jungen in Kürze den Kopf zurecht zu setzen, denn lange werde die Gnadenfrist nicht dauern, die er ihm setze; um bereuend zu seinen Füßen zurückzukehren.

Ach, wie bitterlich schwer wurde es der guten Frau Kanzleiräthin, dem gestrengen Schwager, vor dem sie so tiefen Respekt hatte, als Herr Mainhard in seinen stolzesten Augenblicken wünschen konnte, auseinander zu setzen, daß der thörichte Junge eben darauf bestehe, sein Glück mit Füßen zu treten; „seine Lehrer selbst und der Herr Doktor unten im Hause hier bestärken ihn noch in diesem Entschluß und meinen, wenn er, was ja gewiß zu erwarten, in dem selbst erwählten Fach etwas tüchtiges leiste, so werde der Herr Onkel, der ihm so viel Güte bewiesen, gewiß seine Hand nicht von ihm ziehen 2c. 2c."

Der Zorn Herrn Mainhards war furchtbar, großartig, wie der Zorn des Löwen, nur daß er nicht geradezu brüllte, sondern sich damit begnügte, einigen Fabrikaufsehern, die mit einer Frage kamen, ein „Hinaus!" zuzudonnern; nach Hause kam er mit dumpfem Knurren wie fern rollender Donner; als nun aber bei Tisch ein zu weich und nicht braun gebratener Kalbsbraten erschien, (Frau Waker versicherte, daß die Butter, in die sie ihn gelegt, laut gepratzelt habe vor Hitze, aber aus purer Bosheit, weil sie eine schutzlose Frauensperson sei, sei er nicht braun geworden), da entlud sich die Wolke über diesen schuldlosen Ge-

genstand, der zusammt der Platte, die zum Glück von Zinn war, zum Fenster hinausflog.

Frau Waker, als treue Dienerin des Hauses, eilte in den Hof, um den Skandal zu beseitigen und den Braten womöglich noch für den Gesindetisch zu retten, dachte aber unterwegs, daß nicht einmal Herr Waker ihr Zweiter, geschweige denn Herr Zwißler ihr Erster, je ein solches „Brutium" gewesen sei, wie ihr Herr, obwohl sie zugeben mußte, daß sie einen derartigen Wuthausbruch, wenn noch dazu das Kalbfleisch elf Kreuzer kostete, auch bei ihm noch nie zuvor erlebt habe.

„Alma," sagte indeß der Vater oben zu der schreckensbleichen Tochter, „von nun an ist mein bestimmter Wille, daß all und jede Gemeinschaft mit dem Burschen, der sich einst meinen Neffen nannte, ganz und für immer aufhört. Du wirst nie wieder in den geringsten Verkehr, weder schriftlich noch mündlich mit ihm treten; merk' dir das als meinen unabänderlichen Befehl; ich werde dasselbe heute dem jungen Menschen durch das einfältige Weib, seine Mutter, mittheilen lassen; ich rechne auf unverbrüchlichen Gehorsam."

Alma hätte nicht gewagt, etwas zu erwiedern, auch wenn der Vater nicht augenblicklich nach dieser Rede das Zimmer verlassen hätte; sie blieb allein in traurigem Nachdenken, allein mit dem ersten tiefen Herzeleid, das seit der Mutter Tod ihr sonniges Leben traf.

Ein Brief Rudolfs, der trotz des väterlichen Verbots durch seine Mutter und die seufzende Vermittlung der Frau Waker in ihre Hände kam, theilte ihr alles mit, was des Vaters Zorn so furchtbar erregt. „In deine Hände, liebe Alma, lege ich nun die Entscheidung über meinen Entschluß; ich habe, da wir so jung sind, zuvor noch nie an die Zu-

kunft gedacht, jetzt aber fühle ich, daß ich alles thun könnte, um dich zu gewinnen, alles, — auch ein Eisenwerk übernehmen und mich mit widerspenstigen Arbeitern, betrügerischen Aufsehern unter Rädergerassel und Hämmergepoch plagen mein Lebenlang. Aber das willst du ja selbst nicht; Alma, du möchtest es ja still, und ich wollte es dir still und freundlich machen, wie du dirs nur träumen kannst.

„Du weißt noch von früher, wie mich von Kind auf ein mächtiger Trieb zum Studium der Naturwissenschaften, der Medicin zog; ich glaubte den ersteren auch in dem Beruf, den dein Vater für mich gewählt, mich widmen zu können, aber ich habe bald gefunden, wie da alles zumeist rein äußerlich, ein Kaufmanns- und Beamtengeschäft ist. Alma, ich teusche mich gewiß nicht, wenn ich glaube, ich könnte etwas erreichen in dem Fach, das ich liebe; ich habe Muth und Ausdauer und fürchte mich nicht vor Entbehrungen; aber, Liebe, kannst du warten? kannst du Treue halten? schön, gesucht und vielumworben wie du bist, kannst du dein Herz für mich bewahren bis ich einst kommen darf, dich heimzuführen? denn ich bin gewiß, wenn ich mir einen ehrenvollen Namen erworben, so wird auch dein Vater nicht unerbittlich bleiben. Und ich will dir's vergüten, Alma! Mit tausendfacher Liebe will ich dich auf den Händen tragen, keine Mühe soll mir zu groß sein, um Ehre, Wohlstand, — alles zu erringen, was dir das Leben lieb machen kann. Aber Geduld brauchts und Treue, und Glauben ohne Worte, denn ich will dich nicht in die Herzensnoth eines geheimen Briefwechsels verwickeln, wir wollen auch deinen Vater nicht erbittern durch Trotzen gegen seine Befehle, wir müssen an einander glauben, glauben ohne Sehen. Kannst du das, Alma? Kannst und willst du es nicht, so gebe ich alle andern Pläne auf, füge mich dem

Willen deines Vaters und kann ich nicht glücklich sein durch meinen Beruf, so werde ich es ja durch dich. Alma, meine liebe Alma, entscheide du!“

Alma war nicht lange in der Wahl, wie sie entscheiden sollte. Sie wollte sich von Rudolf auch nicht an Edelmuth übertreffen lassen, nicht das Opfer seiner liebsten Wünsche von ihm annehmen. Sie entschied mit Thekla's Worten:

> Wie könnte das das Rechte sein, was dieses zarte Herz
> Nicht gleich zuerst ergriffen und gefunden.

Und Treue halten, das war ja so leicht, so natürlich! Alma dachte sich das so schön, reiche, stolze, vornehme Freier abzuweisen und ihr Herz dem Einen, Armen, Unbekannten, zu bewahren, bis er dereinst, wie der Königssohn im Mährchen, als ein Mann, der sein Schicksal selbst bezwungen, an ihre Pforte klopfen und sie zu Glück und Ehre führen werde. Und daneben, — es gibt wenige so lautere Seelen, die nicht auch Gedanken in einem Nebenstübchen haben, Gedanken geringerer Klasse, die man nicht anerkennt, die nicht hervortreten dürfen, die aber denn doch oft ihren stillen und mächtigen Einfluß üben, daneben war Alma die Aussicht unendlich langweilig, in ihrem Heimatthal ihr Leben verbringen zu müssen, sie wollte etwas Anderes, einen Wechsel, und es schwebte ihr, halb unbewußt, das Bild eines berühmten Arztes vor, den sie voriges Jahr in einem benachbarten Bade gesehen; mit welcher Aufmerksamkeit und Achtung wurde der von Hohen und Niedern betrachtet und gesucht, wie war selbst seine Frau mit allen erdenklichen Rücksichten behandelt worden; die Fürstin des kleinen Nachbarlandes war bei ihm vorgefahren, ein Graf irgend woher hatte ihm einen Wagen gesandt, — warum sollte es Rudolf nicht eben so

weit bringen können? und ihr Werk war es, wenn er es so weit gebracht! Das waren freilich nur die Gedanken in Numero Zwei; die schönen, edlen, vornehmen Gedanken erster Klasse, die wollten nichts von Rang und Reichthum und Ansehen, die wollten nur edel sein gegen den Geliebten, wollten Liebe um Liebe und gerne Glanz und Glück und Jugendfreuden opfern um seinetwillen. Auch diese Gedanken waren nicht falsch und unwahr; welche von Beiden mehr Lebenskraft hatten, sollte sich noch bewähren. Es giebt nur Eine Macht, welche volle Wahrheit und Einheit in all' die verschiedenen Menschengedanken bringt, die alle Zwischenwände im Herzen niederreißt und einen heiligen Tempel daraus macht, durch den das Eine Wort als Grundton klingt: „Wie Gott will."

Der Brief Alma's, in dem sie Rudolf ermahnte, seinem innern Zuge zu folgen und ihm freudig Treue zusagte, war der letzte für lange, lange Zeit. Von da gieng ihr Leben fort in seinem alten Geleise; zuerst war eine unendliche Leere, Rudolf fehlte ihr aller Orten; sie hatte ihn freilich auch sonst selten gesehen, jetzt, ohne Hoffnung auf seine Wiederkehr, kamen ihr die ersten Wochen ferne von ihm wie eine Ewigkeit vor. — Allmählich aber wachte die alte Lebensluft wieder auf, sie empfieng Besuche, machte Besuche, — sie benahm sich zwar noch sehr ernst und zurückhaltend für ihre Jugend im Verkehr mit jungen Männern, doch das hielt nicht zu lange an; „daran hängt die Treue nicht," meinte sie und war so ziemlich wieder wie zuvor, heiter, lebensfroh und unbefangen. Sie dachte an Rudolf oft und viel, manchmal im Gedränge der Menschen, wo er in jedem Vergleich den Sieg davon trug, mehr noch in der Einsamkeit der Wälder, an stillen Abenden; auch Frau Waker, die ihm sehr gewogen war, ließ sein Andenken nicht einschlu

mern, und seufzte vielfach: „wie aber ein Mensch sein Glück so mit Füßen treten kann! Das schöne Besitzthum in Aussicht haben! und nun so in der Welt herumstudiren und dazu noch so ein wüstes Studium, wo man todte Menschen zerschneiden muß und nachher erst keine lebendigen zu kuriren kriegt! Ihr dauert mich; aber, liebste Alma: du wirst's freilich nicht vermögen, wenn du's aber vermöchtest, und thätest gar nicht heirathen, du hättest's ja dein Lebtag wie eine Prinzessin. ‚Ledige Haut schreit laut,' sagt man nicht umsonst im Sprüchwort, wenn ich denke, was mein Zwißler ein sauberer Mann war, und wie mein Waker mir gute Worte gegeben hat, bis ich ihn genommen! und mein Zwißler hat mir all' mein nettes Erblein von meiner Dote durchgebracht, und mein Waker war so geizig, daß er die Kartoffeln schon warm wieder aus dem Hafen nahm! Und mein Zwißler ist freilich nach Amerika und wir sind geschieden worden, aber denk dir den Spektakel, wenn er wiedergekommen wäre, so lang ich noch mit meinem Waker gelebt! . . . ."

Alma blieb ziemlich kühl bei diesem schweren, oft gehörten Leid; es fiel ihr auch nicht ein, die Herren Zwißler und Waker sich zum abschreckenden Beispiel dienen zu lassen; aber — als ein Jahr vorüber war seit jenem Scheiden, da dachte sie im Stillen, es sei doch schon recht lang, daß sie Rudolf Treue gehalten.

Luischen schrieb ihr manchmal: das gute Kind war keiner goldnen Zeit entgegen gegangen und mußte lange zehren von der Erinnerung an jene fröhlichen Tage im Waldthale. Sie hatte ihren Vater krank getroffen, unheilbar krank wie es schien, und theilte sich nun treulich mit der Mutter in die schwere Pflege. Es gab da freilich wenig zu berichten aus ihrem einförmigen Leben, und ihre Briefe

bestanden meist aus Theilnahmsbezeugungen für die Freundin und Reminiszenzen aus jener fröhlichen Zeit: „weißt du noch? und denkst du noch an das?" am Rande jedes Briefs stand: „hast du gar nichts mehr von Herrn Kling gehört?" Einmal sogar schrieb sie: „Der Vater braucht einen neuen Vikar, da habe ich an den Herrn Kling gedacht, weil das so gar ein braver Mensch sein soll; aber natürlich, der ist schon sonst angestellt, und begreiflich, schreiben könnte man nicht an ihn, da er so gar weit weg wohnt und den Vater nicht kennt, sag lieber keinem Menschen etwas davon."

Endlich starb Luischens Vater! sie blieb allein mit der Mutter und drei unversorgten Geschwistern; es waren drei Jahre seit jenem Besuch im Waldthale verflossen, als sie Alma schrieb: „Denke dir nur Liebe, ich bin Braut mit dem Amtsverweser Hörner, der über des Vaters letzte Tage hier war und der nun Pfarrer in Hirschfeld wird. Es ist gewiß recht undankbar von mir, daß ich den Entschluß so schwer genommen; denn ich muß es mir recht zur Ehre schätzen, daß er mir so viel Vertrauen schenkt; er ist ein sehr braver und ein sehr gelehrter Mann und wohlhabend; die liebe Mutter kann mit uns ziehen und kann die Brüder in Kost geben. Es wird nur von der Traurigkeit über des Vaters Tod kommen, daß ich noch alles so trüb ansehe. Und doch hätte ich ja gar nicht anders können, mein lieber Bräutigam ist etwas kränklich und hat eine sehr ernste Gemüthsart, da muß er ja eine eigne Seele haben, die für ihn sorgt. Bete für mich, liebe Alma, daß es mir gelingen möge, meine Pflicht recht zu erfüllen.

„Schreib mir auch wie es dir geht und ob dein Vetter nicht jetzt ausstudirt hat. Gott helfe dir, liebe Alma, daß du heirathen dürfest nach deines Herzens Wunsch, es ist das

doch gewiß ein recht großes Glück. (Nicht daß ich nicht auch glücklich wäre, ich meine nur so.) Auch mein lieber Bräutigam grüßt dich,

Dein treues Luischen."

Nach Herrn Kling fragte sie diesmal nicht, auch am Rande nicht.

Alma schüttelte leise den Kopf bei diesem Brief und murmelte vor sich hin:

Wird alles denn zu Jammer
Was Jugend hofft und glaubt?

Wiedersehen.

Einige Stunden entfernt von dem neuberühmten Badeort Steinthal steht am Eingang einer kleinen Stadt ein Wohnhaus, dessen freundliches Ansehen und reizende Umgebung jedem Vorübergehenden auffallen; der hölzerne Balkon, nach Schweizerart, ist mit grünen Schlingpflanzen umzogen, die seltensten, köstlichsten Blumen und Gesträuche schmücken den Garten, dessen offene Laube recht lockend zum Ausruhen winkt. Doch war es still in der Umgebung des Hauses, nur auf der Bank unter der Linde, die das Haus beschattete, saß eine alte Frau, emsig beschäftigt, Gemüse zu verlesen.

Vor dem ersten Gasthof des Städtchens, den man von dem hübschen Hause aus noch erblickte, hielt ein eleganter Wagen. Ein eben so eleganter, etwas steif aussehender Herr in den besten Jahren stieg aus und gieng, geführt von einem Knaben, auf das freundliche Haus zu. „Mein Sohn ist daheim," sagte die alte Frau auf seine Frage nach dem Herrn

Doktor; dieser, ein noch junger, schöner und kräftiger Mann repräsentirte sich dem Fremden als der Besitzer der Wohnung.

„Ich höre, Herr Doktor,“ sagte der fremde Herr, „Sie vermiethen einige Zimmer zum Sommeraufenthalt für Leidende? Nun bin ich mit meiner Frau, die schon längere Zeit kränklich ist, namentlich an Husten leidet, im Begriff nach Bad Steinthal zu reisen, da kommt ihr unterwegs die Idee, sie möchte lieber einige Wochen einen ganz stillen Landaufenthalt genießen. Es ist das nur so eine Caprice, denn bis jetzt hat sie trotz ihres leidenden Zustandes Bälle, Gesellschaften, Theater besucht und anstrengende Reisen gemacht; aber, Sie sind ja Arzt und kennen die Damen, Nachgeben ist da das Beste, sie mag's denn mit der Einsamkeit und Stille probiren! Sind Ihre Zimmer noch frei?“ „Wohl, sie stehen zur Einsicht Ihrer Frau Gemahlin offen.“ „Gut, ich werde sie selbst sogleich herschicken, sie mag dann nach Belieben alles ausmachen; ich sollte noch Rücksprache mit dem Wirth nehmen wegen des kleinen Wettrennens, das ja in hiesiger Gegend heute stattfinden soll. können Sie mir darüber keine Auskunft geben?“ „Bedaure.“ Mit steifer Verbeugung entfernte sich Herr von Bauer, wie er sich selbst vorgestellt hatte; bald darauf kam die angekündigte Dame in ausgesuchtestem Reiseanzug langsam die Straße herab. Der Doktor gieng ihr entgegen und bot ihr den Arm, sie schlug den schwarzen Spitzenschleier zurück und sah auf, eine jähe Röthe flog über ihr bleiches Gesicht, es war Alma; — sie hatte Rudolf rascher erkannt, als er sie; — so sahen sie sich wieder.

Rudolf führte die augenscheinlich angegriffene Frau in die Laube des Gärtchens; die Mutter, auf's Höchste überrascht, gieng um eine Erfrischung zu holen. Da saßen sie

wieder beisammen im Grünen, die Blumen dufteten und blühten, die Bäume rauschten vom leisen Windhauch bewegt, — alles war Schönheit und Friede um sie her, aber Keines von den Beiden fand ein Wort.

„Lebst du seit lange hier, Rudolf?" fragte endlich Alma, „ich hörte du seiest im Auslande."

„Ich gieng nachdem ich meine Studien vollendet, mit dem russischen Fürsten Niemirow, den ich auf der Universität kennen gelernt, nach Rußland, er wünschte meine Begleitung und ärztliche Hilfe und bot mir dagegen die Mittel zu meiner Weiterbildung. Ich schrieb Dir, Alma, vor meiner Abreise, — ich erhielt den Brief unerbrochen zurück. Nach drei Jahren, bald nach dem Tode des jungen Fürsten, kam ich zurück, großmüthig belohnt von seinen Eltern. Ich ließ mich hier nieder, wo mir, obgleich die Stadt klein ist, die sehr bevölkerte Umgegend einen reichen Wirkungskreis öffnete. Vor einem Jahre schrieb ich Deinem Vater, daß meine Existenz nun gegründet sei, ich schrieb Dir, Alma, daß ich nun ein eigen Haus gebaut in einer kleinen Stadt, wo du freundliche Gesichter sehen könnest so oft Du willst, ein Haus im Grünen mit einem kleinen Balkon und einem Gärtchen, wie wir es uns damals ausgemalt im Walde. Ich erhielt den Brief an Dich zurück durch Deinen Vater mit dem Bemerken: Du seiest mit Herrn v. Bauer, dem künftigen Besitzer des Eisenwerks vermählt und auf einer größern Reise über Oesterreich nach Italien begriffen."

Alma hatte ihr Gesicht tief in die Hände gesenkt solang Rudolf sprach, jetzt blickte sie auf, das unsäglich bittre Weh im Ausdruck ihrer Züge hätte ihn entwaffnen müssen, auch wenn er noch einen Groll gehegt hätte.

„Alma," sagte er, ihr die Hand bietend, „Gott weiß,

ich trage Dir nichts nach, ich gebe Dir keine Schuld, laß uns denken, es habe nicht sein sollen. Wir wollen es nehmen aus Gottes Hand; ich habe einen schönen Beruf und kann meiner Mutter eine Heimat bieten, Du bist in einer Lage, wo Du so viel Segen stiften kannst . . . . . ."

Frau Meinhard kam mit Wein, Himbeersaft und Brödchen, — sie hatte die schöne, vornehm erzogene Nichte in frühern Jahren nur selten gesehen und war ihr ziemlich fremd geblieben. „Man schickt dringend nach Dir, Rudolf," sagte sie geschäftig, „und ein Bedienter fragt, ob Frau von Bauer gleich hier einziehen werde, der Herr Gemahl wolle alsbald wieder abreisen." „Ich komme," sagte Alma, müde aufstehend; daß sie nicht bleibe, verstand sie und Rudolf ohne Frage, und sie schied; Rudolf sah ihr lang und schmerzlich nach. Einmal wandte sie den Kopf um, — war es nach dem anmuthigen Wohnhaus? war es nach Ihm? — ein einzigesmal.

* *
*

Es waren wenige Tage verflossen seit jenem Wiedersehen. An der Quelle zu Steinbach zeigte sich in diesem Sommer ein besonders reges Leben, die reiche und vornehme Welt erkannte dankbar die Verschönerungen und Verfeinerungen, die das sonst so einfache Thal erfahren; wo in früheren Zeiten nur da und dort eine stille Gruppe Leidender sich gesammelt hatte, da wimmelte jetzt die Promenade von schimmernden Gewändern, von eleganten Gestalten, und rauschende Trompetermusik tönte aus den hohen Fenstern des neuerbauten Ballsaales.

Nicht zu fern von dem Hause, auf einem weichen Sitz, von tiefem Gebüsch versteckt, ruhte ein Paar, das nichts

gemein zu haben schien mit all' dieser Lust und Herrlichkeit. Die Frau war noch jung und blühend, doch trug ihr Gesicht Spuren geduldig getragenen Leidens; der Mann an ihrer Seite aber saß unbewegt, mit gesenktem Haupt, ohne die liebliche Umgebung zu beachten, nur auf die sanften, ermunternden Worte seiner Begleiterin schien er wie im Traum zu lauschen, bis auch sie verstummte und mit stillem Herzweh der jauchzenden Musik zuhörte, die eben jetzt wieder zum Tanze rief.

Eine Dame von seltener Schönheit, mit ausgewähltem Geschmack gekleidet, kam eben jetzt mit unsichern Schritten, allein und eilig den Gang herab; die junge Frau sah, daß sich die Fremde unwohl fühlte, und erhob sich eilig von der Bank, um ihr den Platz anzubieten. Kaum erreichte ihn die Dame, als sie halb ohnmächtig sich zurücklehnte, bis ein heftiger Hustenanfall sie wieder aufrüttelte. Mit aller Sorgfalt und Umsicht bemühte sich die junge Frau um sie; der Kranke daneben erhob kaum den Kopf, aber er schien doch unruhig gemacht durch diese Nähe. „Jakob," winkte die Frau einem saubergekleideten Bauernburschen, der sich am Ende der Allee zeigte, „führ' den Herrn Pfarrer auf sein Zimmer." „Ich komme gleich nach, liebes Herz," flüsterte sie sanft zu diesem, indem sie ihn auf die Stirne küßte, wie eine Mutter ein krankes Kind, und sich zu der leidenden Dame zurückwandte.

Diese hatte sich wieder aufgerichtet und sah mit düsterem Blick auf die Fremde; die Pfarrfrau aber bot ihr in großer Bewegung die Hand und rief: „Alma, nicht wahr, du bist's! ist's denn möglich, ach mein Gott, wer hätte geglaubt, daß wir uns erst nach so langer, langer Zeit wiedersähen, und so!" sie brach in schmerzliche Thränen aus. Alma weinte nicht, aber sie sagte mit großer Herzlichkeit: „Bist du's wirklich, Luischen, mein kleines Luischen; ich

hätte dich nicht gekannt, du bist ja so groß geworden; armes Kind, das war dein Mann! So hat, wie es scheint, sein Leiden immer noch zugenommen?“ — „Gewiß,“ sagte Luise wehmüthig, „o, wir haben viel trübe Zeit; wir wissen freilich gar wenig von einander, Alma, du hast mir nie mehr geschrieben …“ — „Es ist wahr,“ sagte Alma erröthend, „die Schuld ist mein, ach, ich war so wenig aufgelegt zum Schreiben.“ Herr von Bauer in all seiner steifen Eleganz kam vom Hause her. Alma erhob sich rasch: „Man sucht mich; bleibst du noch lange hier im Bad, liebe Luise?“ — „Ich glaube kaum; das Geräusch hier und das Bad selbst scheint mehr ungünstig auf meinen Mann zu wirken.“ — „Kannst du nicht diesen Abend auf mein Zimmer kommen? mein Mann ist da bei dem Roulette; sag' mir deine Nummer, ich schicke dir unsern Bedienten.“

„Herr von Bauer, mein Gemahl,“ stellte sie ihr den Herannahenden vor; „meine Jugendfreundin, Frau Pfarrerin Hörner von Bergstetten.“ Herr von Bauer machte eine förmliche Verbeugung, und Luise schickte sich zum Weggehen an. „Leb' wohl, Alma,“ „Adieu, Luise, auf Wiederseh'n!“ Die Worte „auf Wiedersehn“ durchzuckten sie in schmerzlicher Erinnerung als sie ausgesprochen waren.

In einem der vornehmsten Gemächer des Badhotels saßen die Freundinnen, auf dem weichen Divan im Zimmer der Frau von Bauer, Alma im reizendsten Negligée, das die Saison bot, Luise im einfachen schwarzseidenen Kleide, dem einzigen Putz der Pfarrfrau. Es war nicht das fröhliche Luischen mehr mit den runden Wangen und den hellen Aeuglein, aber auch nicht mehr das schüchterne Kind, das fast bei jeder Bewegung, bei jedem Wort fragte: „Du, Alma, macht man's so? Schickt sich das? Was würdest

jetzt du an meiner Stelle thun, Alma?“ Sie hatte nicht Gelegenheit gehabt, sich die feinen Formen der Welt anzueignen, aber die stille Weihe des Unglücks hatte sie über diese Formen erhoben, und sie gieng so sicher und gerade ihres Wegs, daß sie nirgends anstoßen konnte. Alma, die vollendete Dame, fühlte sich fast befangen gegenüber der schlichten Jugendgefährtin.

Aber Luisens ganzes Herz lag in der Frage: „Nun, meine liebe, liebe Alma, wie geht dir's?“ Dieser warme Ton schloß das Herz auf, das sich so lange nicht mehr im Vertrauen hingegeben hatte. „Du hättest wohl nicht geglaubt vor zehn Jahren, mich unter so fremdem Namen wieder zu sehen?“ fragte sie mit wehmüthigem Ton.

„Gewiß nicht! o wer hätte das denken können; dein Weg schien so sicher, so eben, ich war so gewiß, daß du und ....“

„Und Rudolf, sprich es nur aus, Luise,“ sagte Alma düster, „ich war es auch gewiß. Du weißt ja alles von damals, weißt, wie mein Vater gänzlich und für immer mit Rudolf gebrochen und mir jeden Verkehr verboten hat. O, es ist nicht so leicht, Treue zu halten gegen eine ganze Welt, wie ich mir damals gedacht; es wurde mit den Jahren immer schwerer. Frau Waker, die so sehr für Rudolf eingenommen war, mit der ich von ihm reden konnte, war eines schönen Morgens mit ihrem Zwißler, der von Amerika aufgetaucht, durchgegangen, um ihrem Waker zu entfliehen, der sie wieder holen wollte; so war ich ganz allein. O, es war eine traurige Zeit! und dann kam es mit Freiern, als ob der Vater mich ausgeboten hätte ....“ — „Und du wurdest zu deiner Wahl gezwungen?“ fragte Luise mit tiefem Mitleid. — „Das eben nicht,“ sagte Alma erröthend;

„aber meine Lage war peinlich. Ich, sonst das gehätschelte Kind, die Herrin des Thales, wurde nun fast wie eine Strafgefangene daheim behandelt und gehütet. Von Rudolf sah und hörte ich nichts; daß mein Vater nachgebe, war nie zu hoffen, keine Aussicht für uns in Ewigkeit. Ich entschied mich endlich für meinen jetzigen Gemahl; er hatte dem Vater am besten gefallen, dem auch sein alter Patrizieradel, auf den ich keinen Werth legte, wohl that. Er zeigte viel Interesse für das Eisenwerk, wenn er es auch nicht so gut verstand wie der Vater.“ — „Dein Vater lebt noch?“ fragte Luise. „Voriges Jahr starb er schnell am Schlagfluß,“ sagte Alma in der müden tonlosen Weise, mit der sie meist sprach.

„Und du bist nun glücklich?“ fragte Luise mit einem etwas besorgten Blick auf die brennende Röthe in Alma's Gesicht, auf ihre unnatürlich glänzenden Augen. — „O gewiß,“ sagte Alma leichthin; „Alfred ist sehr gut, er thut Alles, was mich erfreuen kann: wir haben schon schöne Reisen gemacht, und seit meine Gesundheit leidet, habe ich die Wahl unter den Bädern.“ — „Aber schonst und pflegst du dich auch, liebe Alma? Schadet dir das allzubewegte Leben nicht? Es ist so laut und geräuschvoll hier; sonst hast du dir ja Stille gewünscht . . . .“ — „Ich habe meinen Geschmack geändert,“ sagte Alma mit einem Lachen, das Luise weh that; „es hat nicht sein sollen mit der Stille, nun liebe ich's laut, recht laut: ich tausche gern das einförmige Getöse unsers Thal's mit einem mehr wohltönenden und mannigfacheren Geräusch.“ — „Aber, liebe Alma, deine Gesundheit?“ — „O,“ lachte Alma wieder, „es hat keine Gefahr, man stirbt nicht so leicht, wie man sich einbildet, wenn

man jung ist, und zudem, was liegt an meinem Leben? Kinder habe ich nicht und unersetzlich bin ich für Niemand;" und sie brach in bitteres Weinen aus.

Luise beugte sich leise über sie; sie vergaß ihr eignes schweres Herzeleid in tiefem Antheil an der Armen, die ihr Leben für nichts mehr achtete, weil es ihre ersten Hoffnungen betrogen. Nach einer Pause raffte sich Alma auf und trocknete ihre Augen: „Und nun, Luise, sage mir, wie es dir ergangen, du hast keine fröhliche Geschichte zu erzählen."

„Von mir ist wenig zu sagen," erwiderte Luise, „du weißt ja, daß mein Mann schon leidend war, als wir uns verheiratheten; eine Nervenkrankheit steigerte sein früher schon etwas düsteres Wesen zu dem Zustande apathischen Trübsinns, mit dem seit fünf langen Jahren die Kunst der Aerzte, wie meine Liebe und Pflege vergeblich ringen. O Alma, das sind dunkle Stunden. Wie oft, wenn der Morgen heraufkam, konnte ich nicht begreifen, wie es möglich sein solle, daß dieser Tag zu Ende gehe, und wenn in der Nacht seine stumme Schwermuth sich in qualvolles Kämpfen wandelte, so sehnte ich mich doch wieder so schmerzlich nach dem Morgen; umsonst. Weißt du noch, Alma, wie mir einst meine Heimat zu still war und ich mich nach mehr Leben und Bewegung sehnte? O, und wie war es jetzt wieder oft so still, so gar todtenstill! So lieb mich mein Mann zuvor gehabt, so stumpf und gleichgiltig nahm er nun meine Liebe und Pflege auf, und ich hatte nicht einmal den Trost, ihm mit meiner Nähe wohlzuthun.

„Lange hatte er sein Amt noch selbst versehen; endlich war es nöthig, einen Gehilfen zu nehmen. Er traf ein, und — es war Hermann Kling, weißt du, Alma, der Be-

gleiter Rudolfs aus jenen glücklichen Tagen! Ich erkannte ihn im Augenblick, er aber kannte mich nicht mehr; kein Wunder, es waren acht Jahre seit damals, und Leid und Sorge hatten mich wohl um viele, viele Jahre älter gemacht. Er wurde mir recht zum Trost und zur Hülfe, und schien großes Mitleid mit mir zu haben; aber ich fand nie den Muth, ihm zu sagen, daß wir uns schon gesehen. Doch mußte ich gar viel an jene alten Tage denken, und einmal, früh am Morgen, holte ich auch das Album wieder, in das er mir damals die Worte vom Jugendtraum geschrieben. Ich wurde schnell abgerufen; als ich wiederkam, saß der Vikar in der Laube und hatte das Blatt vor sich. Bei meinem Eintreten fuhr er auf und rief: „Sind Sie denn das Luischen?“ Ach ja, ich war's, und wir vergaßen viele lange, trübe Jahre und plauderten wieder wie Kinder von den alten Zeiten: wir hatten Beide auch das Allerkleinste nicht vergessen. Und zuletzt sagte er mir noch leise, wie er immer und immer dieser Tage gedacht und mich so gern wieder gesehen hätte, aber nie habe ihn ein gutes Geschick in meine Nähe geführt. Er war arm, ohne Aussichten; so hatte er nicht gewagt, mich aufzusuchen; in den letzten Jahren war er dann als Hofmeister im Ausland gewesen. O, er sah mich so tief an, mit so traurigen Augen!

„Mir war, als sollte ich aus einem schweren Traum erwachen, als ich durch den Garten in's Haus zurückgieng; zum erstenmal seit langer Zeit hörte ich wieder, daß die Vögel sangen, und sah, daß Blumen und Bäume blühten. Wohin war die Stille meiner Seele gekommen, die klagelose Ergebung der letzten Jahre? Mein Herz schlug laut und gewaltig, es forderte seinen Antheil an Glück, Jugend, Lebensfreude und fragte zum erstenmal mit bittrer

Klage: warum mir ein solches Loos? Oben fand ich einen Brief meines Oheims, der mir schrieb, er habe nun sichere Zeugnisse, daß mein Mann schon früher einmal, vor unsrer Verheirathung, an Schwermuth krank gewesen sei. Er zweifle nicht, daß dieses unsre Scheidung leicht mache, und biete mir seine Hilfe an, ein Band zu lösen, das für mich eine schwere Last, keine Wohlthat für den Kranken sei, der ja leicht in einer guten Heilanstalt untergebracht werden könne.

„Begreifst du, Alma, wie dieser Brief den Sturm in meinem Innern aufregen mußte, wie eine Stimme meines vermessenen Herzens rief: Du kannst, du darfst noch glücklich werden auf Erden! Und doch lag tief in mir ein andrer Ton, der den Jubel nicht laut werden ließ. Ich wandte mich zu meinem Mann, der stumm, ohne den Brief und meine Aufregung zu bemerken, in der Sophaecke lehnte: „Soll ich bei dir bleiben, Lieber?" fragte ich; seine Antwort sollte mir ein Orakel sein. „Wie du willst," sagte er gleichgiltig, und ich kehrte mich rathlos ab.

„Da läuteten die Glocken zur Wochenkirche; ich gieng hin, ich weiß kaum, ob um mir selbst zu entfliehen, oder um mich wieder zu finden. Ich setzte mich tief in den Hintergrund des Gitterstuhles, damit mich der Vikar nicht sehe; aber ich hörte wenig von der Predigt, meine eignen Gedanken waren so laut.

„Nach der Betstunde war eine Trauung; das riß mich empor, aufmerksamer als je lauschte ich den oft gehörten Worten, die die heilige Handlung begleiten; wie ein Spruch vom Himmel tönten mir die Einsetzungsworte der Ehe und die ernste Frage: „Willst du ihn nicht verlassen und dich nicht von ihm scheiden, bis der Tod euch scheidet?" Auf diese

Frage hatte auch ich Ja gesprochen, ohne Bedingung und Vorbehalt, und Gott hatte dies Ja gehört. Und der innere Jubel meines Herzens verstummte: was ich sollte, das wußte ich; aber ach, ich wollte es noch nicht, es war nur eine Stimme vom Sinai, die mir tönte, nicht die selige Predigt des Evangeliums.

„Hermann und ich sprachen wenig mehr an diesem Tage, wir wichen einander aus; er schien wie ich von mancherlei Gedanken und Kämpfen bewegt. Mein Mann saß lautlos, unbewegt, wie immer, zwischen uns.

„Hast du die geheimnißvolle Erzählung der Bibel gelesen, Alma, von der Nacht, in der Jakob ringt mit dem Herrn bis zum Grauen des Morgens? Eine solche Nacht habe auch ich durchgekämpft, und ich ließ nicht ab in gewaltigem Ringen mit dem Ruf: Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, — und ich habe nicht vergebens gerungen.

„Der Tag brach an, und sein Licht schien mir heiliger und reiner als je zuvor; ich konnte sagen aus vollem Herzen: ich habe den Herrn gesehen und meine Seele ist genesen.

„Ich trat an meines Mannes Lager, der gewöhnlich erst gegen Tag eines ruhigen Schlummers genoß. Das helle Morgenlicht spielte auf seinen bleichen, leidenden Zügen; ein tieferes Mitleid als je, ein Gefühl von Reue, und mit ihr eine Liebe, reiner, inniger und tiefer als in den kurzen Tagen unsers ersten Glückes, zog ein in mein Herz. Das war der Gottessegen, der mir geblieben war von dem Kampf der Nacht. Ich fühlte, wie ich nun mein Leben hingeben könnte für ihn, und ohne Worte stieg ein heiliges Gelübde zum Himmel.

„Mein Auge war hell und meine Seele leicht, als ich beim Frühstück mit dem Vikar zusammentraf, der etwas überwacht und verstört aussah. Mein Mann saß theilnahmlos in seinem Lehnsessel, als Hermann zu mir trat und leise mit etwas unsicherer Stimme sagte: „Werden Sie mich nicht mißverstehen, Frau Pfarrerin, wenn ich mich um eine andere Stelle bewerbe? ich denke, es ist so besser für mich.“ — „Wie Sie glauben,“ sagte ich freundlich; „Gott geleite Sie und bereite Ihnen eine freundliche Zukunft.“ Ich fühlte, daß ich von nun an ruhig hätte an seiner Seite bleiben können; aber er sollte thun, wie sein Gewissen ihm sagte. Wir haben uns nicht mehr gesehen, seit er von uns gieng.

„Mir aber war es von nun an gegeben, meine Pflicht, die ich auch zuvor nicht versäumt, getrost und freudiges Herzens zu übernehmen; in die grauen Tage und die endlosen Nächte ist mir ein Licht von Oben gefallen. Gebessert hat sich meines Gatten Zustand wenig, aber seine Gleichgiltigkeit gegen mich hat sich in eine rührende Liebe verwandelt, freilich mehr die Anhänglichkeit des hilfsbedürftigen Kindes an die Mutter, als die starke, schützende Liebe des Gatten zum Weibe. Mich aber darfst du nicht mehr beklagen, liebe Alma; Gott gebe dir in dein lautes, farbenhelles Dasein all den Frieden und die ewige Hoffnung, die meine stillen Tage erhellen.“

Ein Ausdruck von bittrem Weh zog über Alma's schöne Züge. „Ich glaube, in der Stille läßt sich solche Resignation leichter finden, als in einem so bewegten Leben wie das meine,“ sagte sie endlich. „Wir sind so viel auswärts, wir reisen viel und halten ein sehr gastfreies Haus, da behalte ich wenig Zeit zu Meditationen; ich finde, das Beste ist, nicht zu viel an die Vergangenheit zu denken; auch habe

ich wirklich gar keinen Grund, mich zu beklagen. Gute Nacht, Luise," sagte sie, plötzlich in Thränen ausbrechend, und verbarg lange ihr Gesicht an der Brust der Freundin, bis Luise sich sanft losmachte und zu ihrem Kranken eilte.

Als Luise am nächsten Tag, durch eine rastlose Unruhe ihres Gatten fortgetrieben, das Bad mit ihm verließ, war Frau von Bauer nicht zu sprechen: sie hatte eine große Bergpartie mit der Badegesellschaft angetreten.

* * *

Es war drei Jahre nach jener Nacht, und die goldne Frühlingssonne schien in das alte Waldthal, das heute seit langen Jahren einmal still war, ganz still. Alle Räder waren verstummt, alle Hämmer standen still, und die rüstigen Arbeiter harrten in anständiger Feiertagstracht vor den Häusern. Da klangen durch die tiefe Waldesstille alle Glocken nah und ferne von den Höhen und aus den Thälern; die Arbeiter ordneten sich zum Zug, und bei dem gedämpften Ton einer Trauermusik bewegte sich ein reichgeschmückter Sarg durch das Thal, aufwärts, nach dem Friedhof des nächsten Dorfes. Die Herrin wurde heute zu Grabe getragen, das Kind dieser Wälder, die schöne Blume, in ihren Mädchenjahren, einst der Stolz und die Freude der Thalbewohner — als Frau des Besitzers war sie ihnen in den letzten Jahren etwas fremder geworden.

Der hochgelegene Kirchhof, der über die grünen Hügelwellen hin den freien Blick in's ferne Land öffnet, faßte nicht die zahlreiche Begleitung der Leiche: die junge, schöne und lebensfrohe Frau wurde von so Vielen beklagt. „Wer hätte das gedacht, der sie so kurz noch in ihrem Glanz gesehen," seufzte eine ihrer Bekannten. „Die Frau hat sich

todt getanzt," bemerkte die Andre; „es konnte ihr ja nicht genug werden mit Reisen und Bällen und Vergnügen: der Mann ist nur zu gut gewesen." „Die Reichen müssen eben auch fort," murmelten schadenfroh die verkümmerten Weiber armer Holzhacker, bis Klagen und Bemerkungen verstummten vor den ergreifenden Worten des jungen Geistlichen, des Pfarrers vom Ort, welcher der Verstorbenen in ihren letzten Tagen beigestanden war. Der tiefbetrübte Wittwer war mit der Rede nicht zufrieden, die viel mehr den tiefen Ernst des Todes, als die Vorzüge der Geschiedenen hervorhob, und das Schlußgebet, in welchem der Geistliche die heimgegangene Seele der ewigen Barmherzigkeit befahl, die auch den letzten Seufzer noch vernehme und den Arbeiter der elften Stunde nicht zurückweise, dünkte ihm fast eine Beleidigung.

Der Gesang war verstummt, die Begleitung zerstreute sich; der Geistliche und ein noch junger Mann, der unter den ersten Leidtragenden gegangen war, reichten sich die Hände neben dem Grab, das der Todtengräber zu füllen begann. Hermann Kling war es und Rudolf Mainhard, die sich nach langen Jahren der Trennung hier wieder sahen. Es wurden nicht viele Worte zwischen ihnen gewechselt. Rudolfs Seele war zu tief und schmerzlich bewegt: seit jener traurigen Begegnung hatte er die Liebe seiner Jugend nicht mehr gesehen, als heute früh im Sarge. Sie sprachen von der Geschiedenen, von ihren Mädchentagen, von ihrem rastlos zerstreuten spätern Leben, von dem gewaltigen Ringen ihrer letzten Stunden, in denen sich erst die niegestillte Sehnsucht ihres Herzens nach dem rechten, ewigen Ziel gelenkt hatte.

Langsam wollten sie sich von dem nun geschlossenen [Gr]abe entfernen, als eine junge Frau in Trauer den Kirch=

hof betrat. „Sie kommen schon zu spät,“ sagte gleichmüthig der Todtengräber, der eben sein Geräthe zusammensuchte. Die Frau kniete in schmerzlichem Weinen bei dem frischen Hügel nieder, auf den sie einen Strauß wunderschöner Rosen legte, ohne die Freunde zu bemerken, die stehen geblieben: Hermann glaubte eine Bekannte in ihr zu erkennen. Lange hatte sie so stille betend und weinend verweilt, als ein großer, etwas hagerer Mann die Höhe heraufkam, leise hinter die Weinende trat und sie sanft erhob. Sie sah ihn mit einem innigen Blick an, schlang die Arme um ihn und lehnte wie ein müdes Kind den Kopf an seine Brust. Die Freunde, die sich flüsternd verständigt hatten, traten näher: „Erlauben Sie, Frau Pfarrerin, daß sich zwei alte Bekannte Ihnen vorstellen?“ fragte Rudolf. Luise, die Pfarrerin, betrachtete ihn aufmerksam; aber erst als sie Hermann angesehen, rief sie zu Rudolf gewendet, lächelnd und erröthend unter ihren Thränen: „Ach, Rudolf Mainhard, Sie sind's!“ — „Und ich bin's auch,“ sagte Hermann, indem er näher trat und ihr herzlich die Hand bot; „ich freue mich innig, Sie Beide wohl und glücklich wieder zu sehen.“ — „Ja, Gott sei Dank,“ sagte Luise aus voller Seele; „nicht wahr, mein lieber Mann hat Ihnen selbst geschrieben, wie gut es ihm geht, wie wunderbar die Seebäder seine Gesundheit vollends gestärkt haben.“ — „Und welch ein Engel mich durch die Zeiten der Trübsal geleitet und gerettet hat, das brauche ich Ihnen nicht erst zu beschreiben,“ fügte der Pfarrer lächelnd hinzu, nun ein schöner, stattlicher Mann, dem man außer einiger Bläſſe keine Spur der alten Leiden mehr ansah. „Aber unsre arme Alma, wie wunderbar, daß gerade Sie wieder in ihre Nähe geführt wurden,“ sagte Luise, die mit innerem Vorwurf em-

pfand, daß sie im Vollgefühl ihres wiedergefundenen Glückes der Freundin einen Augenblick vergessen hatte; „Sie müssen mir noch recht viel von ihr erzählen.“ — „Ich lade Sie Alle freundlich ein, mir in mein Haus zu folgen,“ bat der Pfarrer; „meine Frau wird sich so herzlich freuen, Sie kennen zu lernen, liebe Frau Pfarrerin, und Sie gewinnen sie gewiß auch lieb.“

Und einmal noch beugte sich Luise auf Alma's Grab, dann folgte sie den Andern, auf ihres Mannes Arm gestützt, und die Todte da unten blieb allein; nun war es endlich still um sie geworden, ganz still.

Eugenie.

Ein Waldabenteuer.

Hat dir ein Glück entführet
Die rauschende Lebensfluth,
Such tief, recht tief im Grunde
Nach dem verlornen Gut.
Mag sein, daß das Verlorne
Wird niemals wieder dein,
Wohl dir, ward dir statt dessen
Die Perle echt und rein.

In grüner Waldeinsamkeit liegt Kloster Altenhausen, ein hochummauertes, schmuckloses Gebäude mit einer schönen alterthümlichen Kreuzkirche daneben. Eigentlich aber spielt das Kloster nur Versteckens, es ist nicht gefährlich mit der Waldeinsamkeit, nach einigen Wendungen führt der Weg hinaus in's Freie und zeigt sich als weite, offne Landstraße und der tiefe Klosterfrieden verliert sich im prosaischen Knarren der Frachtwagen und dem Rasseln der Diligence.

Die frommen Klosterbrüder sind längst ausgezogen und ausgestorben, — „die Einsamkeit ist nicht mehr Mode," hörte ich ein junges Fräulein sagen, als die Freundin sie aus dem heißen, staubigen Tanzsaal eines Bades zu einem Waldspaziergang locken wollte. — Die Gänge und Zellen des Klosters sind Kornspeicher, das alterthümliche Gebäude auf der Anhöhe, das einst der Schirmherr des Klosters bewohnt, dient zur Oberförsterswohnung, denn die Wälder um

Altenhausen waren ein ergiebiger Jagdgrund, eh die freien Wilddiebe des Jahrs achtundvierzig Hirsche und Rehlein ausgerottet hatten.

Ein Herz aber wünschte sich heute in die alten Tage der Klostereinsamkeit zurück, Ein Auge schweifte so recht mit Genuß über das tiefe, mannigfaltige Waldesgrün der Berge, die das Kloster umschließen, bis hinauf zu der alten Burgruine, die, von wenigen hohen Tannen umgeben, in ernster Schönheit aus dem frischen Grün der Eichen hervorschaut. Das junge Menschenkind da oben am Fenster des Eckzimmers des alten Klostergebäudes wollte nichts davon wissen, daß unten eine bequeme Chaussee vorbei führe und daß man nur vier Stunden habe bis zu der schönen Stadt Dippelsburg, Sitz eines Regierungsamtes, — nein, sie träumte sich viel lieber da oben als Burgfräulein oder gar als Klosterjungfrau mit verklungenem Leben oder gebrochenem Herzen, wie sie hinauf blickte zu der Burg, wo der hauste, den sie geliebt und verloren. Er schaute dann wohl herüber von der Burgzinne und sah ihr einsam Lichtlein brennen, bis er einmal das Todtenglöcklein läuten hörte auf der Klosterkirche, und herniederstieg in die heiligen Hallen. Da stand dann am Altare der offene Sarg und darinnen lag sie, schneeweiß unter Blumen, lieblich und schön, natürlich, obwohl sie schon seit Jahrzehenden einsam verblüht war in den Klostermauern.

Der Ritter warf sich weinend über den Sarg, und es war noch zweifelhaft, ob er alsbald neben der Leiche seiner Geliebten seine Seele verhauchen, oder ob er blos eine ihrer blonden Locken abschneiden würde, — obgleich sonst Klosterfräulein keine Locken mehr trugen, und trauernde Ritter schwerlich zu solchem Zweck eine Scheere bei sich

führten, — und dann hinausstürmen in Kampf und Tod.

Eh das entschieden war, ertönte eine ziemlich laute Stimme von unten: „aber, Eugenie, ich bitte dich, wo bleibst du? Da soll man jetzt den Kasten aufmachen, wo du deine zerbrechlichen Geschichten zwischen die Betten gepackt hast, geh' doch auch selbst auf den Platz!"

Ach ja, das war ja die Mama, die sich drunten allein plagen mußte, und Eugenie war vor der Hand noch kein verklungenes Klosterfräulein, sondern das Töchterlein des neuernannten Oberförsters, der vor Kurzem erst eingezogen war. Rasch und bereitwillig eilte sie hinab, um zu sehen, ob alle ihre Mädchenherrlichkeiten den langen gefährlichen Zug von Elsigheim bis Altenhausen glücklich überstanden hatten.

Die Drangsale des Umzugs und der ersten Einrichtung giengen vorüber; unter Seufzen hatte die Frau Oberförsterin ihre schönen rothen Plüschmöbel, ihre Etagère mit den prächtigen Tassen und ihren Fußteppich mit Rosen so groß wie Kinderköpfe, in den alterthümlichen Stuben mit seltsamer Stukkaturarbeit, geordnet und ausgebreitet. „Es stellt gar nichts vor," seufzte sie, es verliert sich alles in den gräulichen Stuben! wenn ich da an unser schönes Logis denke in Elsigheim, den Salon mit der hellblauen Tapete, — doch es ist ja einerlei, hier, wo Füchse und Hasen einander Gutnacht geben, sieht es doch kein rechter Mensch."

„Sei getrost, Mama," tröstete der Oberförster, „um das, was ich hier weiter Einkommen habe, kann ich eine Droschke und ein Fahrpferd halten, da sollst du Besuche machen in der Umgegend und wieder Besuche bekommen nach Herzenslust, daß die Leute in Ohnmacht fallen aus Erstaunen über

deine schöne Einrichtung; da sieh die Eugenie, die ist königlich vergnügt über unsre Einsamkeit und ist doch, glaub' ich, ein Bischen jünger als Du!" „Ach was, so junges Volk ist wie die Maikäfer in sich hinein vergnügt," meinte etwas verdrießlich die Mama, „wird ihr auch noch anders kommen."

Eugenie hatte indeß all' ihre Schätze in's obere Eckzimmer schaffen lassen: ihr zierlich gemaltes Tischchen nebst Fenstertritt, die hängenden Büchergestelle, die nur gar zu leicht nach Einer Seite rutschten, ihre Lieblingsbilder, die Eckbrettchen mit allerlei unnöthigen Kleinigkeiten, den Blumentisch und den großen Epheu, der nebst den andern Blumenstöcken in einem prosaischen Badzuber die weite Reise wunderbar glücklich bestanden hatte, und schuf sich nun da oben ihre eigne kleine Welt. Der galante Assistent, Herr von Plümer, der in dem Einzugstumult so ziemlich überall im Wege stand, bot seine Dienste an; der Eintritt in das Heiligthum ward ihm aber nicht gestattet, obwohl es viel von ihm war, eine thatsächliche Gefälligkeit anzubieten. Herr v. Plümer war ein gutgewachsener junger Mann und brachte sonst seine Huldigungen mehr in graziösen Stellungen und charmanten Mienen als in Worten und Thaten dar.

Eugeniens Glück über den neuen Aufenthalt war erst vollkommen, als alles wieder im Geleise gieng und sie ungestört an dem Fenster sitzen, hinaussehen und phantasiren konnte. Ferne blaue Berge ragten über die grünen waldigen Hügel hervor, sie träumte sich stille mondbeschienene Plätzchen im Walde, lockende grüne Pfade, auf denen einem wunderbare Dinge begegnen müßten, vor allem aber zog immer wieder die Burgruine ihre sehnsüchtigen Blicke an.

Es lag ihr alles daran, ihre erste Entdeckungsreise

nach der Burg allein zu machen, Spazierengehen in Gesellschaft war gar nicht nach ihrem Geschmack, wenn es nicht eine recht auserlesene war. Zwar wandelte sie an den nächsten Abenden recht gern mit Vater und Mutter die hübschen bequemen Wege, die der Oberförster schon entdeckt hatte, aber die schönsten Gänge waren ihr doch die einsamen, sie dachte wie Jean Paul, der der Natur, seiner ewig geliebten, gern allein in's Auge schauen wollte.

Daß sich der Assistent diesen Familienspaziergängen anschloß und sich bemühte, Eugenien dabei äußerst liebenswürdig anzublicken, vermehrte den Reiz der Ausflüge nicht besonders für sie. Eugenie war es so ziemlich gewöhnt, daß die jeweiligen Assistenten des Vaters ihr Huldigungen darbrachten, schon in Ermanglung eines anderweitigen Gegenstandes dazu; sie hätte es vielleicht übel genommen, wenn sie einer einmal gar nicht beachtet hätte, sie fand es angenehm bei Bällen und Landpartieen, gewiß auf einen Kavalier zählen zu dürfen, der ihr den Shawl trug und das Garnknäulchen aufhob; zu ihrem Glücke aber trug es nicht bei, ihr Herz lag noch tief und unberührt, und so wie sie die frühern Jünglinge, die ungebrochenen Herzens, wenn auch anscheinend tief betrübt geschieden waren, leichten Sinnes hatte ziehen lassen, so nahm sie auch jetzt Herrn v. Plümers meist stumme Beweise von Verehrung sehr unbefangen auf. Ihre Schuld war es nicht, wenn ihm nicht klar wurde, daß Er nicht ihr Ideal sei.

Wie freute sie sich hier der goldnen Freiheit, mit der sie zumal in der Frühe allein hinausziehen durfte! Denn, Dank einer thätigen Mutter, Eugenie kannte den Zauber der Morgenstunden, den frischen, köstlichen Hauch der

Frühe, wo Gottes Odem noch unverwischt über der Erde liegt.

Ehedem, da sie eine größere Stadt bewohnt, hatte sie ihre Frühspaziergänge auf Nachbars Gärtchen beschränken müssen, hier aber wollte sie herrliche Entdeckungen machen!

Vorsichtig und diplomatisch erkundigte sie sich in den nächsten Tagen nach dem Weg zu der Ruine; „den wollte ich Ihnen doch nicht rathen, allein zu suchen, Fräulein Eugenie;“ sagte Herr v. Plümer, „der eine über den Rührhof, der von Dippelsburg herführt, ist weit und langweilig, der durch den Wald von hier aus aber schwer zu finden; wenn ich Ihnen meine Begleitung anbieten darf . . . .“ „Danke, danke,“ sagte Eugenie schnell, „ich warte lieber, bis wir einmal Besuche haben.“ „Sie sehen auch wirklich blutwenig oben,“ versicherte der Assistent, „die Ruine nimmt sich aus der Ferne weit romantischer aus, ein Stückchen zerbröckeltes Gemäuer, ein verschütteter Keller, ein viereckiger Thurm, der keine Treppe mehr hat, — das ist alles; jeden Sommer, höre ich, machen die Dippelsburger eine große Partie zu der Ruine, wo dann ein Bierwirth mit einer kleinen Restauration hinauf kommt.“ „Das ist mir ganz unausstehlich,“ eiferte Eugenie, „wenn sie die schönsten, stillen Orte, wo die Natur und die Vergangenheit noch ihr Heiligthum haben, entweihen und verderben mit Kneipen und Biertrinken.“ „Ich versichere Sie aber, Fräulein,“ entschuldigte Herr v. Plümer, „man wird in der That durstig, selbst in der göttlichsten Einsamkeit, wenn man zwei Stunden Wegs bergauf macht.“ „Gewiß, und ein Glas Bier nebst einem guten Stück Käse schmeckt auch im heiligen Waldesdunkel,“ bestätigte der Oberförster. „Nein, auch vollends Käse!“ rief Eugenie empört mit glühenden Wangen

zu herzlichem Ergötzen des Oberförsters, der, um sie wieder zu versöhnen, von dem neuen hübschen Wagen sprach, den er kaufen wolle, um mit ihr und der Mama ausfahren zu können.

„Uebermorgen mache ich die ersten Besuche in Dippelsburg," fuhr er fort, „da müssen wir uns freilich noch mit der alten Jagddroschke behelfen, in der Mama allein neben mir Platz hat; wir hören dann aber gleich, wo etwa Töchter sind, dann kannst du die nächsten Besuche mit Mama allein machen."

Während Mama in Gedanken ihre Toilette für den Besuch ordnete und sich besann, ob der Shawl oder die neue Mantille passender sein werde, machte Eugenie in der Stille ihren eignen Plan. Ihr eilte es ganz und gar nicht mit den Anstandsvisiten in Dippelsburg, obschon sie zu Zeiten sehr gern und heiter Theil nahm an Bällen und Landpartieen, selbst wenn, o Schrecken! auf letzteren Käse verspeist wurde; zunächst stand ihr Sinn nach der Entdeckungsreise zu der Ruine, und sie fürchtete doch, trotz aller elterlichen Nachsicht, dazu nicht Erlaubniß zu erhalten.

Es ist eine eigenthümliche, tiefgewurzelte Idee aller Landbewohner, die in die Stadt reisen, daß man gar nicht früh genug ausgehen könne, um die Leute in der Stadt doch ja gewiß, wenn nicht noch in den Betten, so doch am Waschtisch oder beim Frühstück zu treffen. Demgemäß hatte auch die Frau Oberförsterin vor der ersten Ausfahrt nach Dippelsburg sich noch bis Nachts zwölf Uhr mit Anstalten und Ausrüstungen für diese Reise Eines Tages beschäftigt, sämmtliche Garderobe bis aufs Taschentuch bereit gelegt, den Frühstückstisch geordnet, ja sogar sich im Vor-

rath gewäschen mit einer Gründlichkeit, als ob sie nicht jederzeit eine Dame wäre, die sich gewaschen hatte, — in der Nacht hatte sie wohl dreimal die große goldne Taschenuhr des Gemahls repetiren lassen, und früh mit grauendem Tage waren sie abgefahren mit allerlei Tröstungen für die zurückbleibende Eugenie. Den Assistenten hatte der Oberförster schon Tags zuvor in ein entferntes Revier mit einem Auftrag gesandt, der ihn einige Tage fern hielt, da es die Mama doch nicht passend fand, ihn ganz allein mit Eugenie zu lassen.

Eugenie sah den Abfahrenden beruhigt nach, dann eilte sie in ihr Zimmer hinauf, badete das verschlafne Gesichtchen in frischem Wasser und flog munter wie ein Vogel die Treppe herab, im grünen Morgenkleid mit Sommerhut und Sonnenschirm; trotz ihrer Verachtung irdischer Nahrung neben dem Naturgenuß trug sie doch etwas trocknes Obst und ein paar Brödchen neben Eichendorffs Gedichten in ihrem Körbchen, da sie ja nicht wissen konnte, wie lang die Reise dauern würde. Drunten waltete Christine, die langjährige Dienerin des Hauses, die, obgleich sie gegen alle Waldeinsamkeit die gründlichste Abneigung hegte, doch ihre Herrschaft hierher begleitet hatte, nun aber alle Tage erklärte, hier prästire sie's nicht, obgleich man hätte denken sollen, Umgang auf dem Niveau ihrer Bildung könne sie allenthalben finden. Heute wollte sie die Abwesenheit der Herrschaft mit einem gloriösen Putzfest feiern, sie hatte bereits Thüren und Fenster des Wohnzimmers geöffnet und angefangen, die Möbel hinauszustellen, und kommandirte dabei das neu angestellte Dorfmägdlein in gewaltiger Weise. „Christine, ich geh' ein Bischen spazieren, komme vielleicht erst etwas spät zurück, Sie darf keine Angst haben," rief Eugenie. „Hab' auch keine,"

brummte diese, „man ist's ja von Ihnen schon gewöhnt, ist mir nur um die nassen Kleider."

Wie frisch und fröhlich flog Eugenie über das Wiesenland und drang ein in den jungen grünen Wald, in dem es noch ganz dämmerig war! Der ganze herrliche Zauber der Einsamkeit umwehte sie, junge Mädchenträume, anmuthig, farbig und gestaltlos wie Nebelbilder zogen an ihr vorüber, keine klaren, bestimmten Wünsche; sie hätte wohl kaum gewußt, was sie wünschen sollte, war ihre Jugend doch so sorglos und so heiter, nicht Ein Mißklang in all ihrem jungen Leben, keiner wenigstens, der nicht leicht wie eine Sommerwolke von einem frischen Lüftchen hätte verweht werden können. Zog wohl auch ein tieferer, ernsterer, heiliger Gedanke durch ihre Seele, als sie dahinschritt unter den hohen Bäumen, die so oft schon, nicht mit Unrecht, die „Kirche von Gottes eigner Hand" genannt wurden? — Es ist für die Jugend nicht schwer, fromm zu sein, es braucht so zu sagen keinen Ansatz dazu, fromme und frohe Gefühle fließen leichter in einander als ernste, strenge Naturen oft glauben, aber — eben deshalb ist auch die Jugend wieder bald zufrieden mit sich: den ahnungsvollen Blick in das Land der Verheißung nimmt sie so gern für den Besitz selbst und vergißt den Ernst der Worte: du sollst Gott lieben von ganzer Seele, von allen deinen Kräften, — sie gibt dem lieben Gott willig und ohne Widerstreben, aber nur das, was so von selbst abfällt.

Am Eingang des Waldes begegnete Eugenie einem Holzhacker; sie hatte noch kein oberförsterliches Gewissen, sie besann sich gar nicht, ob es nicht ein Holzdieb oder gar ein Holzfrevler sein könnte; es war ihr sehr lieb, daß er ihr auf ihre Frage den Weg zum „Thurm", wie ihn das Vol-

nannte, ziemlich genau bezeichnen konnte, und frisch und leicht stieg sie bergan, höher und höher; so tief mitten im Walde war sie noch nie allein gewesen.

Endlich drang sie durch einiges Gesträuch und stand nun auf dem kleinen, freien Platz dicht vor der Ruine. Von der Burg selbst war nur noch eine zerfallene Mauer mit leeren Fensterbögen und verschüttete Keller vorhanden, aber die Mauern des viereckigen Thurms standen noch unversehrt.

Seltsam, Eugenie war, soweit es sich mit einer echten Mädchennatur verträgt, ein ganz furchtloses Wesen, von der Mutter vielfach getadelt, von ihren Freundinnen bewundert wegen ihres Muthes und ihrer Unerschrockenheit, sie wagte sich gefährlich weit hinaus auf Berge und Klippen, schaukelte höchst verwegen und übermüthig in einem kleinen Kahn auf tiefem Wasser, gieng unnöthig nahe an Pferden und Wagen vorüber und konnte ganz gemüthlich den Kopf eines eingespannten Ochsen, der ihr im Wege stand, bei Seite schieben, um passiren zu können; — hier aber, so ganz allein diesem Gestein gegenüber, faßte sie plötzlich ein namenloses Grauen, noch verstärkt durch eine Blindschleiche, die aus dem Geröll der Burgmauer herausschlüpfte. Sie schämte sich vor sich selbst, wieder plötzlich umzukehren, auch graute ihr jetzt sogar vor dem einsamen dunkeln Wald und es war ihr, wenn sie jetzt zurückeilen würde, als müsse dann etwas ganz Grauenhaftes aus dem Burgkeller hinter ihr her kommen.

Sie stand wie gebannt. Keine Seele weit und breit. Die obere Einfassung des Thurmes glänzte hell im Sonnenlicht; wenn sie nur da oben wäre, hinausblicken könnte weit ins Land, dann müßte alles Grauen in der Morgensonne

zerfließen, und sie konnte dann gewiß leichten Muthes zurückkehren!

Nur die kahlen Mauern des Thurmes standen noch, statt der Treppe war eine hohe Leiter angelehnt; rasch, um nicht wieder auf eine Blindschleiche zu stoßen, erstieg sie Eugenie, die Leiter reichte zwar nicht ganz hinauf, aber sie konnte sich leicht vollends auf die breite Mauer schwingen, wo man ziemlich bequem ringsum gehen konnte, geschützt von einer niedrigen Brustwehr.

Eugenie athmete freier da oben, doch wagte sie, die sonst nie Schwindel kannte, nicht recht, außen am Thurm gerade hinunterzublicken; die Fernsicht war nicht bedeutend, zwischen waldigen Hügeln durch sah man ein Stück blaues Gebirge, einige Thürme von Dippelsburg, etwas von der Landstraße, sonst nur Wald, wieder Wald, schönen grünen Wald. Sie athmete in vollen Zügen die freie Morgenluft ein, über ihr Grauen von vorhin lächelte sie jetzt auf ihrer Höhe, wo sie die unheimliche Burgmauer von oben überblickte, aber allmählich brannte die Sonne, sie wollte nun herab und ohne alle Furcht nach Hause gehen. Aber, — wie sie nun hinuntersteigen wollte, da fand sie den Abstand von der Mauer auf die oberste Sprosse der Leiter zu tief, halten konnte sie sich nirgends, sie war gewiß, daß sie beim ersten Versuch den Tritt verfehlen und hinunterstürzen werde. Sie wollte es doch probiren, wieder und wieder, — es kam ihr immer unmöglicher vor, sie k o n n t e nicht.

Und da stand sie, allein oben auf dem Thurm, keine Seele weit und breit, keine Wohnung, keine Menschenspur! Konnte es nicht Tage, Wochen anstehen, bis ein Menschenkind hier herauf kam? Sie rief einigemal, weit und breit keine Antwort. All ihr Heldenmuth war dahin, sie war

nur ein verzagtes Mädchen. Niemand wußte dahe'm, wohin sie gegangen, vor Nacht kehrten die Eltern nicht zurück, der Assistent war fort, — von dem aber hätte sie sich auch nicht gern hier finden lassen, sie konnte sich nicht recht vorstellen, in welcher Attitüde er ihre eigenthümliche Lage da oben betrachten würde. Es kam ihr schon eine Ewigkeit vor, seit sie auf diese Höhe gebannt war, die Sonne machte ihr Kopfweh, eine grauenvolle Geschichte fiel ihr ein, die sie einmal wo gelesen, von einer Engländerin, die eine Pyramide erstiegen und die, sie wußte nicht mehr aus welchen Gründen, nicht mehr herab konnte, vergessen wurde und oben verhungern mußte. Das Körbchen mit den Lebensmitteln hatte sie ja auch unten auf der Steinbank vor dem Thurme stehen lassen!

Trostlos ließ sie wieder ihre Augen hinausschweifen über den einsamen Wald; da — teuschte sie sich nicht? hörte sie unten Geräusch, nicht wie von einem Vogel oder Wild, eine Gestalt brach durch die Zweige, nicht ein Ritter in silberblankem Harnisch, auch kein rauher, biederer Köhler oder Waidmann, wohl aber ein schlanker junger Mann in Reisekleidern klimmte auf einem ziemlich unwegsamen Pfad herauf, von der entgegengesetzten Seite, von der sie gekommen war.

Ein neuer Hilferuf erstarb in mädchenhafter Scheu vor der seltsamen Situation, in der sie sich befand; der Jüngling unten hatte aber schon mit Erstaunen die schlanke Mädchengestalt oben im grünen Kleide mit wehendem Schleier bemerkt. „Allein, schöne Waldfee?“ rief er, gesteigert von dem ungewöhnlichen Anblick, als er sich durchgearbeitet hatte und nun auf dem Rasenplatz vor dem [Thu]rme stand.

Eugenien war im Augenblick aller romantische Schwung genommen und das Weinen stand ihr am nächsten, doch flößte ihr der Unbekannte Vertrauen ein und erschien ja wie vom Himmel gesendet. „Ich, . . . habe mich hier verstiegen, ...“ sagte sie verlegen und bemühte sich, nicht zu weinen, „ich komme nicht mehr herunter . . .“ Der junge Mann trat indeß von der andern Seite an die Ruine und überschaute mit Einem Blick die geringe und doch unüberwindliche Schwierigkeit für das Mädchen; ohne lange Reflexionen erstieg er die Leiter, die zum Glück stark und fest war; „bitte, stützen Sie sich auf mich,“ bat er und faßte Eugenie, die von Angst und Schreck ganz zitternd und hilflos geworden war, mit starken Armen auf.

In Romanen pflegt nun zwar die gerettete Jungfrau eine federleichte Last zu sein, ganz so fand es hier der Retter doch nicht, Eugenie war schlank und biegsam, aber gesund und kräftig, und es bedurfte keiner geringen Anstrengung von Seiten des jungen Mannes, halb führend, halb tragend seine Gerettete glücklich bis auf den Boden zu bringen; die Probe jenes Ritters, der seine Geliebte die steile Schloßtreppe hinauftragen mußte, hätte er noch weniger als dieser bestehen können. Retter und Gerettete ruhten nun auf der Steinbank, Eugeniens sonst stets fröhliche, sichere Haltung, all' ihr Mädchenübermuth war in dem Augenblick dahin; erschöpft von der ausgestandenen Angst, gedemüthigt von der seltsamen Lage, in die sie ihre Unbesonnenheit gegenüber einem gänzlich Unbekannten gebracht hatte, fühlte sie sich wie ein schwaches Kind und hatte immer noch mit dem Weinen zu kämpfen. Das ruhige, achtungsvolle, wirklich chevalereske Benehmen ihres Retters tröstete sie allmählich; er that alles, um sie zu beruhigen, und mit dem sichern

Instinkt eines Frauenherzens fühlte sie sich geborgen neben ihm, trotz der Eigenthümlichkeit dieser Begegnung.

Sie hatte sich bald so weit gefaßt, daß sie ihm erzählen konnte, wie sie zum erstenmale ihren Frühspaziergang von Altenhausen aus zu der Ruine gemacht und wie sonderbar ängstlich ihr nun oben zu Muthe geworden sei, so daß sie nun und nimmer den Entschluß gefaßt hätte, herabzusteigen. „Es ist nicht das erstemal, daß mir's so gieng," sagte sie in plötzlicher Erinnerung, „vor zwei Jahren sprang ich einmal im Uebermuth über ein schmales Brett, das Wasserarbeiter über das reißende Wehr gelegt, und getraute mir nicht mehr zurück, bis endlich meine Freundin einen Fährmann brachte, der mich herüberholte." „Da ist es freilich bedenklich, Fräulein, Sie spazieren gehn zu lassen," meinte lächelnd der Unbekannte. „O, Sie halten mich gewiß für recht leichtsinnig und unbesonnen!" rief erröthend Eugenie.

„Wenn ich Ihr Vater oder Ihr Bruder wäre," sagte der junge Mann mit einigem Nachdruck, „so hätte ich allerdings vielleicht einige Einwendungen gegen solche einsame kühne Wanderungen."

Eugenie erröthete noch tiefer, abermals kam ihr beinahe das Weinen, das klang ja wie Tadel, fast wie ein Verweis; wie viel galanter würde sich in diesem Falle der Assistent ausgedrückt haben! Und doch, sonderbar, der Unbekannte verlor dadurch nichts in ihren Augen, sie fühlte sogar jetzt noch mehr eine Sicherheit, ein Vertrauen, das ihr wohl that, bei dem eigenthümlichen Beisammensein, zu dem sie hier der Zufall gebracht. Da sie die Augen tief gesenkt hatte, so konnte sie nicht bemerken, daß die Blicke, mit denen der Fremde ihr junges, erregtes Gesichtchen be-

trachtete, wenn auch lauter und klar, so doch keineswegs tadelnd oder väterlich waren.

„Aber ich muß nach Hause," rief sie, ängstlich aufspringend, „es ist gewiß schon entsetzlich spät."

„Bald neun Uhr," sagte er lächelnd, indem er auf seine Uhr sah. Dem Mädchenblick Eugeniens, die neben aller Erregung doch gar gern etwas über den Stand ihres Retters zusammenkombinirt hätte, entgieng es nicht, daß es eine kostbare Cylinderuhr an feiner goldener Kette war.

„Ist's möglich, ich glaubte es sei längst Mittag," rief sie erleichtert, „nur um so besser," und sie strich sich die Haare zurecht, knüpfte den Hut, nahm das Körbchen mit noch unberührtem Inhalt, denn zu essen wäre ihr trotz aller Erschöpfung unmöglich gewesen.

„Erlauben Sie Fräulein, daß ich Sie begleite, bis Sie des Weges ganz sicher sind?" fragte ehrerbietig der Unbekannte. Eugenie fühlte sich immer noch von allem Muth und Unternehmungsgeist verlassen, nahm gerne die Begleitung, sogar den Arm des jungen Mannes an; es blieb aber etwas Beklommenes in ihrem Ton, sie hatte ihm gesagt, daß sie von Altenhausen herkam, aber sie kam nicht dazu, ihm ihren Namen zu nennen, wie sie auch den seinigen nicht erfuhr; sie redeten wenig, doch klang ihr seine wohllautende Stimme wie Musik in den Ohren, als er mit Reisegeschichten und Schilderung fremder Wälder sie ruhiger zu stimmen suchte. Er fand mit sicherem Instinkt den Weg, den er nie gegangen, den halbwelken Strauß von Waldblumen, den Eugenie im Hinaufsteigen gesammelt und nun vergessen hatte, trug er in der Hand, — jetzt kamen sie an die Waldlichtung, wo der Weg zum Kloster offen lag. „Nun danke ich Ihnen herzlich," sagte Eugenie mit einiger Verle-

genheit, indem sie seinen Arm losließ, „Sie haben so unendlich viele Mühe mit mir gehabt . .“ Der Fremde hatte ein hübsches kleines Sträußchen aus Immergrün, ein paar frühen Maiblumen und wilden Hyazinthen gepflückt. „Darf ich Ihnen den kleinen Ersatz für Ihre welken Blumen geben?“ fragte er schüchtern. „Danke,“ sagte Eugenie leise, „nochmals den besten Dank,“ fügte sie etwas lauter hinzu. „Leben Sie wohl, Fräulein,“ sagte der unbekannte Ritter, und rasch, fast eilig, ohne sich umzusehen, gieng Eugenie dem Kloster zu, nur Einmal, als sie schon an den Häusern war, wandte sie den Kopf; ihr war, sie sehe die dunkle Gestalt noch am Eingange des Waldes, schnell, als sei sie auf Unrechtem entdeckt, flog sie vollends die Steintreppe hinauf, nach Hause.

Wie wenig störte sie das Gebruddel der alten Christine, wie wenig beachtete sie, daß diese in einer Art von Rachegefühl wegen des unnöthigen Spaziergangs nichts zu Mittag gekocht hatte als Wasserschnitten, ein bei Eugenien sonst höchst unbeliebtes Gericht; sie wußte gar nicht was sie aß, sie war nur froh, als sie in ihr Stübchen flüchten und, nachdem sie sich umgekleidet, sich auf den Fenstertritt setzen konnte, wo sie so recht hinüberschaute auf den Wald und auf die Burg und allmählich trachtete, ihre vielbewegten Gedanken in Ordnung zu bringen.

Nach und nach erschien ihr allerdings ihr Abenteuer auf dem Thurme mehr in komischem, als in tragischem Lichte, oft mußte sie lachen, oft tief erröthen, wenn sie sich so das Ganze noch einmal durchdachte. Aber über dem allen, über Beschämung und Aerger über sich selbst, lag doch ein Gefühl von süßem wunderbarem Glück, ein Glück, das sich nicht begründen und nicht beschreiben ließ. Er hatte sich

doch gar zu schön, gar zu ritterlich benommen, in so feiner, achtungsvoller Weise ihr über alles Peinliche der Situation weggeholfen, — wer er wohl sein mochte! War es nicht unfreundlich, daß sie sich so rasch von ihm losgemacht? Hätte sie ihm nicht sagen sollen, wer sie sei, ihn nicht einladen sollen, die Eltern später zu besuchen? Aber es war doch auch schön, daß er ohne sie zu kennen, an sie geglaubt, sie trotz des einfachen Morgenkleides behandelt hatte, wie es nur eine Königin in dieser Lage hätte verlangen können! War er wohl in den Wald zurückgegangen? Wird sie ihn je auf Erden wiedersehen? O welche Menge von Fragen für ein neunzehnjähriges Herz! Kaum fand sie Zeit, Abends unten das Zimmer und das Abendbrod für die Heimkehr der Eltern bereit zu machen; es war herrlicher Mondschein, sie stieg wieder in ihr Zimmer hinauf, zauberhaft hob sich der Thurm der Ruine aus der Waldesnacht, jetzt mußte das volle Mondlicht ruhen auf dem grünen Rasen vor dem Thurm, — sie träumte nicht mehr von dem Ritter und Klosterfräulein, sie träumte andre gar wunderbare Geschichten, süß und selig, vom Wiederfinden, dann wieder tief wehmüthige, — vom Nimmerwiedersehen; recht roh erklang dazwischen des Friedrichs kräftiger Peitschenknall vom Hof und die gellende Stimme der Christine: „Sie kommen!"

Die Eltern kamen äußerst befriedigt von dem Ausfluge zurück, die Mutter wußte erstaunlich viel zu erzählen, die Fahrt war glücklich gewesen, der erste Aufenthalt im Gasthof bis man Anstandshalber Besuche machen konnte, etwas langweilig, die Leute aber charmant. „Du bist überall eingeladen," erzählte die Mutter in heller Freude, „bei Oberamtmanns ist eine ganz artige Tochter, sie werden uns nächstens besuchen und dich mitnehmen zu einem Ball." Es

gab so viel zu sagen und zu erzählen, daß Eugenie gar keine Lücke gefunden hätte, ihr Abenteuer einzuschalten, was ihr eigentlich eine rechte Erleichterung war.

Der Oberförster, eine behagliche, gesellige Natur, wenn er einmal aufgieng, hatte überall das Glück „äußerst artige" Leute zu treffen, mit denen er sich vortrefflich unterhielt, und bald vereinte er mit der Mutter sich im Lobe eines ungemein höflichen, angenehmen jungen Mannes, den sie zufällig in der Post getroffen.

„Wirklich ein sehr netter junger Mann," versicherte die Mama als sie in ihrem Bericht glücklich durch alle Besuche durchgesegelt und wieder zum Gasthof zurückgekehrt war.

„Ja ja, hast recht," stimmte der Papa bei, ein ganz gescheider, wohlunterrichteter Mensch, muß schöne Reisen gemacht haben, ein gar artiges Benehmen, möchte wissen, wer er ist, hörte ihn nach seinem Kutscher fragen."

„Eine große Seltenheit," meinte wichtig Mama, „wenn gegenwärtig Leute noch mit eigner Equipage reisen," ich hielt ihn zuerst für einen Forstmann, weil er einen Eichenzweig am Hut trug.

„Bewahr, ein Forstmann ist es nicht, das hört unser einer beim dritten Wort," sagte der Oberförster, „auch hört' ich, daß er dem Zimmermädel aufgab, sie soll acht haben auf die Waldblumen in seiner Stube, einem Forstmann sind Waldblumen gerad nichts so rares mehr; aber was militärisches hat er in seiner Haltung . . . ."

„Sicher ein inkognito Reisender, hättest du nur den Wirth ein Bischen gefragt . . . ."

„Na, so wichtig ist mir's im Grunde doch nicht, und was gerade ein fremder Prinz oder russischer Spion in Dippelsburg zu schaffen hätte, weiß ich nicht; ich meines

Theils bin müde, Schatz, und möchte bald zu Bett." Das blieb dem Papa unverwehrt, er war schon gewöhnt, daß Eugenie und die Mutter hier und da noch eine Weile im Wohnzimmer sitzen blieben, um zu plaudern, und diesmal blieb Eugenie gar zu gern; der geheimnißvolle Fremde, obwohl er allem nach durchaus nichts geheimnißvolles gethan oder gesagt, war der Frau Oberförsterin erstaunlich wichtig, und sie ahnte nicht, mit welchem Interesse ihr Töchterlein jedes Wort ihrer ziemlich breiten Beschreibung in sich trank, von den dunkelblonden Haaren und blauen Augen bis zu der schwarzen Seidenweste und der goldnen Cylinderuhr mit feiner Goldkette; — das mußte ja ihr Ritter sein!

„Ich meinte, ihn einmal vom Wirth „Herr Walter" nennen zu hören," fügte die Mama bei, „das aber ist eben so ein Name wie ihn Leute führen, die inkognito reisen, wie käme ein simpler Herr Walter zu eigner Equipage?" „Es ist der Erbprinz von den Malabaren!" rief jetzt der Oberförster, der gern Ruhe gehabt hätte, aus dem Nebenzimmer, „sein Großpapa hat eines schönen Morgens all seine Geschwistrige gefressen, da hat man den jungen Mann zu seiner Sicherheit auf Reisen geschickt; geht nur einstweilen in's Bett und beschlafet die Sache."

Eugenie hatte nichts dagegen, sich zurückzuziehen, wenn auch von Schlaf noch lange keine Rede war. Wie wunderbar, daß Er nun mit den Eltern zusammentreffen und unbekannt ihre Zuneigung gewinnen mußte! So konnte es nun nicht für immer vorüber sein. Aber die Vermuthungen der Mutter über seinen hohen Stand fielen ihr wieder schwer auf's Herz; was half sie alles, wenn er so gar vornehm war! Endlich legte sie sich zur Ruhe, wache und Schlummerträume flossen ineinander, bald sah sie sich mit

gebrochenem Herzen als eine edel Entsagende, bald auf einem verborgnen Landhaus als heimliche Gemahlin eines Prinzen, dann wieder an seiner Seite mit dem Diadem der Fürstin auf einem Balkon, unten eine jubelnde Menge, die die freie Wahl ihres Herrschers ehrte. Alte, böse Schwiegermütter und feindliche Hofintriguen kamen freilich auch in den Träumen vor, und Eugenie mußte lächeln als sie erwachte und im klaren Morgenlicht hinüberschaute auf Wald und Ruine. „Warum sollt' es denn gerade ein Prinz sein?" fragte sie, ihre eigne abenteuerliche Phantasie verspottend, und aus der Tiefe ihres hoffenden Herzens rief es: „um so viel besser wenn es keiner ist! vielleicht ist er ein Flüchtling, ein Verbannter; wie schön, sein flüchtiges Loos zu theilen, sich mit ihm zu bergen in

Einer Hütte tief im grünen Walde
Wo die Rehlein grasen auf der Halde
Und die Fischlein schwimmen in dem See.

Die Mutter hätte gar nicht nöthig gehabt, ihre Eugenie so zu bedauern wegen ihrer Einsamkeit, diese Einsamkeit war reich und belebt genug für all die nächste Zeit.

Glücklicher Fund.

Oberamtmanns hatten den Besuch heimgegeben, begleitet von ihrer in der That überaus artigen Tochter Karoline; sie hatten mit unwiderstehlicher Zuvorkommenheit Eugeniens Eroberung gemacht, und sich auf die früher schon halb gegebene Erlaubniß der Eltern berufend, sie mit sich

zur Stadt genommen, wo nächste Zeit die große Partie nach der Burg mit Musik und Abendball stattfinden sollte.

Es war edel und selbstverleugnend von Fräulein Karoline, daß sie die schöne, blühende Eugenie sich zur Gesellschaft einlud; denn sie war bis jetzt unbestritten der Stern erster Größe zu Dippelsburg, nicht daß sie so besonders schön gewesen wäre, sie war mager und etwas zu brünett, aber sie verstand sich so vortheilhaft zu kleiden, daß man eigentlich nie darauf kam, ob sie schön oder häßlich sei; sie war das Modejournal von Dippelsburg, sie arrangirte Maskenzüge und Sprichwörterspiele, protegirte neuauftretende junge Mädchen und wußte unbefugte Eindringlinge in die Gesellschaft, höhere Schreiners- oder Sattlerstöchter u. dgl., auf passende Weise wieder hinauszuschieben. Aber sie hielt Eugenie als neuen Stern für viel ungefährlicher, wenn sie unter ihrem Schutz, als wenn sie auf eigne Hand aufträte. Eugenie dachte auch nicht entfernt daran, Karolinens Herrschaft zu schwächen, neidlos überließ sie ihr die Huldigungen des Assistenten, den ihr gar zerstreutes, kühles Wesen in letzter Zeit beleidigt, — die Mädchen schlossen trotz großer Verschiedenheit eine ganz gemüthliche Freundschaft zusammen, wie das bei Mädchen, die unter Einem Dache sind, fast unvermeidlich ist.

Man lacht viel über diese leichtgeschlossnen Mädchenfreundschaften; gar oft freilich haben sie wenig tiefen Grund, doch entspringen sie aus natürlicher Herzensfreundlichkeit, aus der glücklichen weiblichen Eigenschaft, äußerlich gegebene Verhältnisse auch mit dem Herzen zu adoptiren. Es ist wahrhaftig auch nicht lauter Geistesernst und Herzenstiefe, wenn Knaben, Jünglinge und Männer sich oft schwerfällig langsam an ein-

ander anschließen! Die Töchter von Geschwistern, von Jugendfreundinnen werden meist wieder Herzensfreundinnen zusammen; so pflanzen sich natürliche Bande in freundlicher Weise auf lange Generationen fort. Alten Freunden gelingt es dagegen selten, ihre Söhne wieder zu Freunden zu machen, sei es natürliche Schwerfälligkeit, sei es ein geheimer Trotz, der sich keine Freundschaft oktroiren lassen will, — als Knaben machen sie Köpfe und wissen nichts mit einander anzufangen, als Studenten gehn sie wieder ihre eignen Wege und haben ihre besondern Verbindungen, wie denn überhaupt poetische Freundschaften, wie sie unsre Väter hatten, der männlichen Jugend heutzutage abhanden gekommen scheinen.

Fehlgriffe gibt es freilich bei leicht geschlossnen Freundschaftsbündnissen: auch Karolinens Freundschaft war nicht von großem Vortheil für Eugenie, ihre Unterhaltung und ihr Interesse drehten sich ausschließlich um Toilettenfragen, um Neuigkeiten der Stadt Dippelsburg und der Residenz, in der sie heimisch war, und vor allem um Aufmerksamkeiten, die ihr schon erwiesen worden waren, um Körbe, die sie ausgetheilt oder doch hätte austheilen können. Eugenien waren eigentlich all diese Dinge ziemlich gleichgiltig gewesen, und ihre Seele war noch frisch und jung, mit der echten Jugend, die nicht vieler äußeren Hilfsquellen zur Freude bedarf, wenn sie nur harmlos nippen kann am Becher des Genusses: Natur und Poesie, und die Ahnung wenigstens, die Sehnsucht nach dem, was der Natur und Poesie die rechte Weihe gibt, und die fröhliche Uebung häuslicher Pflichten hatten ihr Leben ausgefüllt; jetzt erst gewann sie ein Interesse für Putz und Modegespräche, und besann sich auf vergessene Huldigungen verschollener Forstamtsassistenten,

auf schmeichelhafte Aeußerungen, die sie da und dort flüchtig gehört, die man auslegen konnte wie man wollte, — sie wollte doch auch etwas mitzutheilen haben; von dem Abenteuer im Walde da schwieg sie aber sorgfältig, dazu stand ihr Karoline lange nicht nahe genug.

Gar zu gern hätte sie etwas über den interessanten Unbekannten erfahren; war er doch über Nacht im Gasthof gewesen, eine so anziehende, so bedeutende Persönlichkeit! Es konnte nicht anders sein, man mußte in Dippelsburg allenthalben von ihm reden. Zuerst griff sie die Sache ganz fein an, fragte, ob häufig fremde Reisende hierher kämen? „Nicht viele, daß ich wüßte," meinte Karoline, „wie denn überhaupt hier nicht viel geschieht; obgleich die Stadt schon ziemlich groß ist, so spricht man doch drei Wochen lang von jeder neuen Brautschaft und springt an's Fenster, wenn eine Chaise rasselt. Wüßte auch kaum, was fremde Reisende hier zu suchen hätten."

„Meine Eltern trafen kürzlich auf der Post einen fremden Herrn, der dem Vater besonders gefiel, der mit eigner Equipage reiste," sagte Eugenie in erstaunlich gleichgiltigem Ton. „Weiß nicht wer das war," sagte Karoline in wahrer, nicht erheuchelter Gleichgiltigkeit, „interessante Fremde sind überaus selten bei uns." Es war Eugenien rein unbegreiflich, daß nicht ganz Dippelsburg noch in Bewegung sei wegen der räthselhaften Erscheinung.

Die schöne Landpartie auf die Ruine kam zu Stande; Dippelsburg war groß genug, um verschiedene Kotterien zu haben, diesmal nahmen nur die ersten Beamten und „die Herren von der Regierung" Theil; die Sache hatte aber doch einen recht ländlichen Anstrich. Wer nicht gut zu Fuße war, der fuhr bis zum Eingang des Waldes, von da aber

gieng es aufwärts in geordnetem Zug, voran der Wagen mit Bierfäßchen, ein treuer Leitstern, holpernd und polternd auf dem unebnen Weg. Ein dickkopfiger Junge des Bierwirths und eine reizende Hebe in schreiendem Rosakleid saßen auf den Fäßchen, wandelbar und unsicher, wie die Fortuna auf dem Glücksrad; dann folgte die Stadtmusik von Dippelsburg, Flöte, Klarinette, Trompeten und Hoboe, und spielten die allerneuesten Walzer; sodann die fröhliche Gesellschaft in verschiedenen Gruppen.

So empört Eugenie gewesen war über die Entweihung der Waldeinsamkeit durch Bierfäßchen und Käsegenuß, sie konnte nicht umhin, das Lager oben am Fuß der Ruine lustig und selbst romantisch zu finden, wo die Biergläser kreisten unter fröhlichem Gesang, wo junge Damen große Verheerungen in Margueriten, zu deutsch Gänseblumen, anrichteten, denen sie allerlei geheimnißvolle Fragen stellten, wo lichte Gewänder schimmerten durch grünes Gebüsch und aufmerksame Kavaliere nachlockten, um zu helfen bei botanischen Forschungen, wo sie selbst, ziemlich gleichgiltig gegen die Aufmerksamkeiten, die man ihr, als einer neuen Erscheinung, widmete, unter einer Esche ruhte, hinaufschaute an den grauen Thurm und lebte in der Erinnerung an jenes wunderbare Begegnen. Auch Blümchen zupfte sie verstohlen „wiedersehen oder nicht?“ „Wiedersehen“ verhieß das letzte Blättchen. „Er liebt mich?“ „Mit Schmerzen“ war die rührende Antwort.

„Ein Fund! meine Herrn und Damen!“ rief ein junger Doktor, der gewissermaßen den lustigen Rath der Gesellschaft vorstellte, und hielt im Triumph ein verwaschenes, zerknittertes Papierblättchen in die Höhe, das er vom Boden aufgehoben. „Wer hat dies fliegende Blatt den Winden

gegeben? Ein Dichter scheint vor Zeiten hier geweilt und dies Blatt zu unsrem Benefiz hinterlassen zu haben. Bitte um Stille!" Und mit möglichstem Pathos hob er an zu deklamiren.

Du standst auf Thurmeshöhen
Und schautest in das Thal,
Da hab ich dich gesehen
Zum allerersten Mal.

Da hab' ich dich getragen,
Ein Kind, in meinem Arm,
Dein Herz, das fühlt' ich schlagen
An meinem jung und warm.

Da hab' ich dich verloren
Und blieb im Wald allein,
Da hab' ich dich erkoren
Und bin auf ewig dein.

O, dürft' ich wiedersehen
Dich hier im Walde grün
Und leise dir gestehen,
Wie ich dein eigen bin!

Die Gesellschaft lauschte dem Vortrag mit mehr oder minder Aufmerksamkeit; Einige hielten es für ein eingeschmuggeltes Produkt des Doktors, der schon einmal in's Wochenblatt ein Gedicht „an Sie" hatte drucken lassen, man konnte sich zwar den Gegenstand dieser Poesie nicht vorstellen, zerbrach sich aber auch den Kopf nicht darüber. Karo-

line hätte sie gern auf sich bezogen, konnte aber durchaus keinen Zusammenhang mit den Details des Gedichtes und ihrer Person auffinden, sie war ihres Wissens niemals auf Thurmeshöhe gestanden, auch nicht in neuerer Zeit als Kind in irgendwelchem Arm getragen worden.

Eugenie aber saß mit gesenktem Haupt und glühenden Wangen, sie wagte nicht aufzusehen, weil sie glaubte, aller Augen müssen auf sie gerichtet sein, Alle errathen, daß ihr diese Dichtung galt, und daneben durchzog sie ein süßes, warmes Gefühl von Glück; — wie mangelhaft auch die Poesie sein mochte, kein Mädchenherz wird gleichgiltig bleiben bei dem ersten Gedicht, das ihr gilt; sie hätte eine Welt darum gegeben, das Blättchen zu bekommen. Das konnte sie natürlich nicht, die Verse aber, die sie nur Einmal gehört, behielt sie auswendig bis zu ihrem Lebensende; es gibt Dinge, für die Mädchen ein ganz erstaunlich gutes Gedächtniß haben.

Allmählich merkte sie doch, daß Niemand ahnte, wie gut sie die Bedeutung dieses fliegenden Blattes verstand und mischte sich wieder fröhlich unter die Andern.

Lachen und Lust wurden lauter, je tiefer die Sonne sank; der Doktor erstieg den Thurm und hielt unter großem Beifall eine Volksrede, fand auch, glücklicher als einst Eugenie, das rechte Gleichgewicht zum Hinabsteigen, was wirklich verwunderlich war in Anbetracht des von dem Herrn konsumirten Biers. — Eugenie hörte nicht viel von allem, nicht viel vom Singen, Musiciren und Scherzen auf dem Heimwege, ihr klangen nur die Verse des so wunderbar gefundnen Blättchens durch den Sinn. Auch auf dem kleinen Ball, der zum Schluß der Feierlichkeit noch gehalten wurde, war sie still und zerstreut und zog sich im Allgemeinen das Ur=

theil zu, „eine hochmüthige Kreatur, die sich einbilden wird, sie sei von Adel, weil ihr Vater Oberförster ist."

Karolinen konnte sie sich nicht anvertrauen, so sehr ihr das Herz überwallte vom Drang, das Geheimniß dieses wunderbaren Fundes in eine befreundete Seele zu gießen. Karolinens Geplauder, wie die Franziska so unverständig sei, weil sie Rosa trage zu ihrem blaurothen Teint und wie das weiße Kleid der Anna so gelblich ausgesehen und wie charmant die Frau Kommerzienräthin gegen den Doktor gewesen, weil jetzt seine Praxis zunehme und ihre Sophie bereits sechsundzwanzig sei, — nein, das war kein Schlüssel der Herzen erschließt — sie entschlief endlich leise flüsternd:

O, dürft ich dir gestehen,
Daß ich dein eigen bin.

Wiedersehen.

Eugenie war wieder zu Hause; leichter als je schickte sie sich in die Waldeinsamkeit, die zwar mehr und mehr durch Besuche unterbrochen wurde, zu großem Vergnügen der Frau Oberförsterin. Auch die Mutter Herrn v. Plümers besuchte ihren Sohn einmal auf ein paar Tage. Es war eine ganz hübsche, alte Dame, der die Landluft recht wohl that, da sie daheim eine elende Mansarde bewohnte, nur um den Aufenthalt in der Residenz und eine dem entsprechende Toilette möglich machen zu können. Ihr weißes Blondenhäubchen und graues Seidenkleid, sowie ihre Morgentoilette waren stets untadelich; recht mit Genuß ließ sich die Frau Oberförsterin von ihr gründlich belehren über

alles, was man trage, nicht mehr trage und vielleicht bald tragen werde, und hörte dafür geduldig die gründliche Geschichte der vielen schrecklichen Krankheiten an, welche Frau v. Plümer schon durchgemacht, und die sie nur erzählte, um zu beweisen, daß sie eigentlich eine ungeheuer gute Natur habe, die alles das überwinden könne.

Herr v. Plümer hatte wohl früher schon gefunden, daß ihm seine Mutter sehr gut zu Gesichte stehe, er gefiel sich ungemein, wenn er seine hübsche, schlanke Gestalt in kindlicher Zärtlichkeit zu ihr herabbeugte, oder wenn sie sich an ihn lehnte und mit den Schleifen ihres Häubchens spielte. Daheim bei ihr, in der Mansarde waren freilich seine Stellungen nicht immer so kindlich, chevaleresk und anmuthig, wenn er sich auf ihrem kleinen Sopha wälzte und die Beine in die Höhe streckte, — er war darum doch kein Heuchler, sondern sogar eine Art von gutem Sohne, und so gerne sie der Mutter von ihren Krankheiten erzählte, so gern unterhielt Frau v. Plümer Eugenien von den Tugenden ihres Sohnes, die meist negativer Art waren. Er war kein Säufer, kein Spieler, ja nicht einmal ein Raucher, und so ungeheuer gutmüthig, daß er seinem Vetter einmal eine Butterbretzel gestohlen hatte, um sie einem armen Jungen zu schenken. Es war verwunderlich, wie gelassen Eugenie bei den Schilderungen dieser Vorzüge blieb, ja, wie sie immer kühler wurde gegen den edlen Sohn.

„Die Frau v. Plümer streicht ja ihren Sohn gewaltig bei dir heraus,“ sagte lachend die Mutter, als sie eines Abends mit Eugenien in ihr Stübchen heraufstieg, um ihre Garderobe oben aufzuheben, „ich weiß eigentlich nicht, warum du wirklich so besonders schnippisch und kurz angebunden gegen ihn bist; sei mir nicht zu übermüthig Mädchen! Herr

v. Plümer ist ein ganz braver Mensch, der Vater meint, er könne es bald zum Revierförster bringen; wenn die Mutter auch nicht reich ist, so ist er dafür der einzige Sohn, auf den Adel lege ich eben keinen Werth, aber zu verachten ist er auch nicht . . . ."

Eugenie saß an ihrem Tischchen an dem Fenster, das den Blick auf die Ruine hatte, ihr Haupt in beide Hände gestützt, mit einemmale erhob sie ihr tieferglühtes Gesicht und sah die Mutter an mit einem Blick, den diese noch nie bei dem Kinde gesehen. „Mutter, und wenn der Assistent der schönste Mann auf der Erde wäre, und ein Graf, oder ein Fürst, — Mutter, ich wollte ihn doch nicht!" „Wie, weißt du etwas Unrechtes von ihm?" „Nein Mutter," sagte sie leise, „aber ich weiß etwas Besseres von einem Andern." Und nun folgte, während sie ihre Augen zudeckte, um nicht gesehen zu werden, die ganze Erzählung jener Rettung vom Thurme, des gefundnen Liedes im Walde, — ach, es war alles so bald gesagt, und Eugenie hatte doch vorher geglaubt, es sei eine ganze lange wunderbare Geschichte, die sie der Mutter zu vertrauen habe.

Wenn es Frau Horstig einmal gelang, das Gebirge kleiner, äußerlicher Sorgen, unter denen die Fragen: was schickt sich? und womit werden wir uns kleiden? die ersten waren, — von sich wegzuschieben, so fehlte es ihr nicht an Ernst und nicht an Gemüth; sie hörte mit tiefem Antheil des Kindes Geständniß, herzensfroh, daß nicht mehr zu gestehen war, und gieng innerlich in all ihre sanguinischen Träume ein, wenn sie auch äußerlich kühl und besonnen blieb; am Merkwürdigsten war ihr, daß es derselbe junge Unbekannte sein sollte, der ihr und dem Vater so wohl gefallen.

„Nun, Kind, auf ein paar Verse kannst du noch keine

Brücken bauen, wir wollen's in Gottes Hand legen; etwas Besondres war an dem Menschen, das ist wahr, aber wer weiß, ob er nicht zu hoch für dich steht; wiewohl, — eine Oberförsterstochter . . . ." „Bitte, Mutter, sag' nichts mehr darüber; ich glaube ja nichts und erwarte nichts, ich hielt nur für recht, es dir zu sagen, damit du weißt, warum mir der Plümer so gleichgiltig ist."

Es ist fraglich, wer in dieser Nacht mehr an den Unbekannten dachte, wer glänzendere Luftschlösser baute, die Mutter, oder die Tochter.

„Jetzt aber will unsere Frau v. Plümer abreisen und hat nicht einmal die Merkwürdigkeiten von Altenhausen gesehen, unsere Kirche und unser Kloster," sagte der Oberförster einige Tage nachher, als der Gast sich zur Abreise anschickte, „heute noch müssen wir das in Augenschein nehmen." Nun lag der alten Dame zwar nicht erstaunlich viel an Kloster und Kirche, aber sie war doch von der Residenz her gewöhnt, alle Merkwürdigkeiten zu besehen, deren Anblick frei war, somit ließ sie auch diese Last geduldig über sich ergehen.

Es war schon Abend, als man durch den Rest alter Kreuzgänge das schöne alte Kirchlein betrat. Herr v. Plümer hatte sich in der Kirche alsobald an einen grauen Pfeiler gelehnt, von dem seine dunkelgrüne Gestalt vortheilhaft abstechen mußte, Frau v. Plümer bewunderte pflichtschuldigst alles, auf das man sie aufmerksam machte, meist mit dem Ausdruck: „es ist erstaunlich! und daß die Leute dazumal noch alle katholisch gewesen sind!" Da schlurfte der alte Meßner, der die wohlbekannte Familie allein gelassen, den Gang herauf, hinter ihm klang der feste elastische Schritt eines Fremden, den er noch hereinführte.

„Sie kommen eben noch recht," versicherte er ihn, „in

der Abendsonne nimmt sich das Kirchlein, wie schon einige interessirte Fremde bemerkt, bereits ganz gothisch und romanisch aus." In der Abendsonne, die durch das Kirchenfenster strömte, erblickte aber der Fremde vor allem eine schlanke Mädchengestalt, auf deren Wangen ein lichtes Roth aufleuchtete, deren Augen heller glänzten als das Abendlicht, wie sie ihn plötzlich gewahr wurde.

„Fräulein!" rief dieser in höchster Ueberraschung, ach, er wußte ja nicht einmal ihren Namen! Eugenie fühlte, daß den Andern diese beiderseitige Ueberraschung nicht entgangen war und gewann Fassung genug, ihn artig zu grüßen und in leichtem Tone zu sagen: „Ich weiß nicht, Vater, ob du den Herrn kennst, oder ob ich Euch erzählt, aus welch großer Noth und Verlegenheit er mich diesen Frühling errettet." Leicht und scherzend wurde nun das Waldabenteuer erzählt. Herr v. Plümer hatte indeß seine interessante Situation an der Säule aufgegeben und gieng ziemlich raschen Schrittes auf und ab, der Oberförster lachte über das Abenteuer und sagte: „Das geschah dem wilden Mädchen schon recht, Sie hätten sie sollen eine Weile zappeln lassen, na, gelt davon hast du fein geschwiegen, weißt wohl, daß ich solche Geschichten nicht leiden kann. Da hat sie sich an unserm frühern Wohnort einmal auch romantisch über den Fluß rudern wollen, auf eine kleine grüne Insel, Nachtigallenhain genannt, obwohl mehr Gänse und Enten als Nachtigallen darauf sind, hat aber falsch gerudert und wäre glücklich über das Wehr hinabgeschwommen, wenn nicht der alte Fischer hineingewatet wäre und hätte das Schifflein an's Land gezogen! Nun, bedank' dich immerhin noch bei dem Herrn, es hätte können schlimm ausfallen. Aber, wenn mir recht ist, haben wir uns schon einmal gesehen?"

Mit großem Vergnügen erneuerte der gesellige alte Herr die Bekanntschaft von der Post zu Dippelsburg her, während Herr v. Plümer seine Mutter verdrießlich durch mehrere höchst bedeutungslose alte Kirchenstühle schleppte. „Aber, es wird dunkel,“ bemerkte plötzlich der Oberförster, „was haben Sie für heute noch im Sinn, Herr ..?“ „Walter,“ ergänzte der Unbekannte; die Mutter blickte bedeutsam zu Eugenien hinüber. „Walter, dachte sie, das ist, wie ich gesagt, eben so ein Name für ein interessantes Inkognito!“ „Ich habe mich im Weg hierher etwas verrechnet,“ sagte Walter, „und gieng zu spät von Dippelsburg weg, doch denke ich noch zu rechter Zeit wieder dorthin zu kommen, mein Wagen ist in der Post.“

„Das freut mich, daß Sie trotz der Equipage nicht vergessen, daß Sie eigene Füße haben,“ sagte der Oberförster, „für heute aber rathe ich Ihnen, nicht mehr weiter zu gehen, als mit uns hinauf in's Forsthaus, ein Nachtquartier finden Sie da zur Noth, dann können Sie morgen im Frühlicht Kirche und Kloster noch sehen und doch bei guter Zeit in Dippelsburg sein.“

Aller höfliche Protest Walters scheiterte an der gastlichen Laune des alten Herrn, der so gar nicht ahnte, was für zwei glückselige Herzen er mit seiner Einladung machte. Auch die Mutter war glücklich. Wenn nun das nicht eine Fügung des Himmels war! Auch konnte sie ohne Hausfrauenschrecken dem unerwarteten Gast entgegen sehen, war doch schon der Frau v. Plümer wegen die Küche gut bestellt, — so unterstützte sie ihres Mannes Einladung mit aller Freundlichkeit.

Sie giengen hinauf in der Abenddämmerung, Eugenie und Walter fanden sich zusammen. Was sie da gesprochen?

O, es waren Worte, höchst unbedeutende Worte, wenn sie kühl und todt auf dem Papier stehen; aber da waren zwei junge Herzen, die beide wußten zwischen den Zeilen zu lesen, es gieng wunderbar schnell mit dem Verstehen, und wenn Walter auch diesmal nicht fühlen konnte, wie Eugeniens Herz schlug, so wußten sie doch Beide innerlich, wie sie mit einander daran waren, als sie eintraten in das alte Forsthaus.

Einen Augenblick nur konnte Eugenie in ihr Stübchen eilen, nur einen einzigen Augenblick, aber er war lang genug, daß sie mit seligem Blick in der sichern schönen Ahnung eines nahen glückseligen Ausgangs hinausblicken konnte auf ihren lieben Wald, hinauf zum Himmel, und als leises Gebet flüstern:

Dir geb' ich mich in deine Hand,
Daß du mich meinem Lieben gebest;
Du hast geschlungen dieses Band,
O, daß du's immer fester webest!

Unten bei der Abendtafel wurde die Unterhaltung, die meist zwischen dem Oberförster und dem neuen Gast geführt wurde, heiter und lebhaft; die Rede war auf Walters Reisen gekommen, er erzählte sehr anschaulich und gut, so daß es auch Frau v. Plümer erstaunlich fand, aber die brennende Frage, die mehr noch auf dem Herzen der Mutter als der Tochter brannte, die Frage: „wer ist er?“ die war noch nicht erledigt. Eugenien war das völlig gleichgiltig, wie sie glaubte:

Und wärst du selbst der Niedrigste geboren,
Du müßtest dennoch meine Liebe sein,
Die Freiheit hab' ich und die Wahl verloren!

mußte sie denken. Der Papa selbst schien jedoch nicht ganz ohne Neugier. „Wie kommt's, Herr Walter, daß Sie schon wieder in Dippelsburg einkehren?" fragte er, „für Einen, der so weit gereist ist, sollte die Stadt gerade nicht viel Merkwürdiges haben."

Walter wurde dunkelroth, auch Eugenie, die sich ihrerseits die Frage schon zu beantworten wußte. „Mich hat doch die Gegend in Wahrheit sehr angezogen," sagte er bedeutsam, „und," fügte er mit etwas stockendem Ton hinzu, „es lag theilweise im Gang meiner Geschäfte, ich reise für ein Frankfurter Haus."

Fühlte er, daß Eugeniens Herzblut stille stand, daß ihre Mutter war wie mit kaltem Wasser begossen, daß über Herrn von Plümers Züge ein höhnisches Lächeln flog, bei dieser so einfachen, so natürlichen Eröffnung? Der Papa allein, dessen humaner Sinn sich für alle Stände gleich interessirte, blieb unbefangen. „Wirklich?" sagte er arglos, „ich bilde mir sonst ein, aus kurzem Gespräch den Stand der Leute zu erkennen, in Ihnen aber hätte ich aber in der That keinen Kaufmann vermuthet." „Es war auch," sagte Walter, „nicht meine Wahl, die mich zu diesem Beruf führte, sondern der entschiedene Wille eines Verwandten, der Vaterstelle an mir vertreten, doch habe ich gelernt, auch diesem Stand seine angenehmen Seiten abzugewinnen."

„Gewiß, die schönen Reisen und die seltne Menschenkenntniß, die man dabei erlangt, ..." meinte etwas spöttisch Herr v. Plümer." „Allerdings," sagte Walter trocken. Der Oberförster redete unbefangen fort, und ließ sich von Walter

mit wirklichem Interesse über die Art und Weise seines Geschäftsverkehrs, über die Stadt Frankfurt, und über den Cyklus seiner Reisen belehren; er führte aber die Unterhaltung fast allein, nur die Mama suchte hier und da ein höfliches Wort einzuschalten, und vielleicht war es eine allseitige Erleichterung, daß Frau v. Plümer, der noch von ihrem vorletzten Schleimfieber her lange Nachtruhe Bedürfniß war, einen baldigen Aufbruch veranlaßte.

Frau Horstig war beinahe im Begriff, die gestickte Sophavorlage und andere elegante Geräthe wieder fortzunehmen, mit denen sie das Gastzimmer zweiten Rangs für den interessanten Fremdling komfortabel zu machen gesucht hatte; sie schämte sich aber doch und ließ sie an Ort und Stelle.

Wie anders kam Eugenie wieder in ihr Stübchen als nur zwei Stunden zuvor! Wie unzufrieden mit Walter, mit dem Schicksal, mit der ganzen Welt, am allermeisten wieder mit sich selbst. Ach, sie hatte ja nie Rang und Reichthum begehrt, sie wäre bereit gewesen, das Loos eines armen Dichters, eines Flüchtlings, irgend eines edlen Unglücklichen zu theilen, aber ein Commis voyageur! Vergeblich predigte sie sich, daß es ein durchaus ehrenwerther Stand sei, daß alles, was vielleicht manchmal diese Klasse herabgesetzt, leichte Sitten, oberflächliche Bildung, geistige Flachheit, ja bei Walter gar nicht zutreffe, — es war und blieb eben ein prosaischer Strich in ihre poetischen Träume und erschien ihr als eine Art Falschheit, daß Walter ihre Gefühle für ihn so weit hatte kommen lassen, eh' er seinen Stand genannt; — sie fand das fromme Gefühl nicht mehr, mit dem sie ihre Liebe und Zukunft in Gottes Hand gelegt hatte; das eigne Herz, der eigne Wille waren jetzt obenauf, und wäre sie ruhig und ehrlich genug gewesen in

diesem Augenblick, so hätte sie finden müssen, wie unlauter diese Gottergebenheit gewesen war, wie sie keineswegs Gottes Willen, sondern höchstens eine göttliche Bestätigung für ihren eignen Willen gesucht hatte.

Es war früh am andern Tage, als Eugenie nach kurzem Schlummer mit unerquicklichen Träumen in dem kleinen hochummauerten Gärtchen stand, das die Oberförsterswohnung umgab. Ein frischer, kühler Morgenwind wehte um ihre heiße Stirn, das helle Tageslicht war für ihre diesmalige Lage und Stimmung besser, als romantische Mondscheinbeleuchtung, es zerstreute allerlei Nebel und ließ sie einen klaren Blick in ihr Herz und in das Leben thun. Ein männlicher Schritt klang hinter ihr, Commis oder nicht, sie fühlte denn doch, daß ihr Herz noch immer stärker schlug bei diesem Schritt, — es war Walter, auch er sah bleich und verwacht aus, mehr noch als sie.

„Entschuldigen Sie gütigst, Fräulein Horstig," sagte er in einem gemessnen Tone, den sie nie von ihm gehört, „wenn ich mir erlaube, eh' ich von Ihren Eltern Abschied nehme, Ihnen hier Lebewohl zu sagen und um Ihre Vergebung zu bitten."

„Vergebung, warum?" fragte Eugenie beklommen, ohne aufzusehen.

„Es scheint, Fräulein," fuhr er freier und offner fort, „Sie haben sich über meinen Stand geteuscht. Ich sagte gestern, daß er nicht meine Wahl war, doch fiel mir nie ein, mich desselben zu schämen. Erst gestern, als ich veranlaßt wurde, ihn zu nennen, ward mir klar, daß ich vielleicht nicht ohne Absicht so lange damit zurückgehalten, im dunklen Gefühl, daß er Ihre Gesinnungen gegen mich ändern könnte. Verzeihen Sie also, wenn ich mich dadurch einer

Teuschung gegen Sie schuldig gemacht, und lassen Sie mich hoffen, daß die Erinnerung an unser kurzes Begegnen keine ganz peinliche für Sie sein möge; der Commis voyageur wird Ihre Wege nicht mehr kreuzen."

In Eugeniens Herzen war längst wieder das reinere, bessere Gefühl erwacht. „Wie können Sie glauben," fragte sie, und das Auge, das sie zu ihm erhob, war feucht vor innerer Bewegung, „daß etwas so Aeußerliches Einfluß auf meine Gefühle haben könnte?" Eugenie sagte mehr, als sie wollte, in diesem Augenblick, auch mehr, als sie ehrlicher Weise sollte, denn dies Aeußerliche hatte Einfluß auf ihre Gefühle gehabt.

„Ich müßte wenig von der Menschenkenntniß haben, die Herr v. Plümer mir so gütig zugestand," sagte Walter, „wenn ich nicht gefühlt hätte, welchen Eindruck gestern die einfache Mittheilung meines Standes vor allem auf Sie gemacht; ich glaube," fügte er mit feinem Lächeln hinzu, „wenn ich mich als irgend einen gefürchteten Räuberhauptmann, Königsmörder oder Hochverräther enthüllt hätte, es hätte Sie kaum weniger erschreckt als der reisende Kaufmann."

Eugeniens Erröthen und gesenkter Blick sagte, daß er recht hatte, und — seltsam, auch diesmal war es wieder eine gewisse Ueberlegenheit von seiner Seite, die ihn ihr näher brachte und lieber machte, als eine blos schüchterne Huldigung.

„O, Sie verspotten mich," sagte sie beschämt, „gewiß, wenn ich . . . ."

„Ich will die großmüthige Aufwallung des Augenblicks nicht mißbrauchen," begann er wieder, während sie stockte

und nach dem rechten Ausdruck rang, „ich darf nicht länger bleiben; aber, Fräulein, erlauben Sie mir noch zu hoffen? — nicht zu erwarten, — hoffen ist ja nicht viel!“

Sie legte einen Augenblick ihre Hand in die seine, die er ihr bittend dargeboten. „Ich muß jetzt hinauf,“ sagte sie erglühend und eilte vorüber; — er verlangte im Augenblick keine weitere Antwort.

Entscheidung.

Es war die schöne wehmüthige Zeit, wo der Wald beginnt, sich bunt zu färben, — wie vor Zeiten die Nonne noch in ihr reichstes Festgewand gehüllt wurde, eh' sie dem Glanz und der Freude des Lebens entsagte für immer. — Im Forsthaus wurde es still, alle Gäste waren abgereist, selbst Herr v. Plümer hatte Urlaub genommen; er war zu einer Hochzeit geladen, wo er hoffte, sich vortrefflich auszunehmen, namentlich, dachte er, müßten bei Tafel die weißgekleideten Brautfräulein, zwischen denen er zu sitzen hoffte, gut zu ihm passen, seine knappe, dunkelgrüne Jagduniform zwischen den luftigen weißen Gewändern! es war damals nemlich noch nicht die schöne Zeit, wo die kräftigste Männergestalt zwischen zwei Damen höchstens aussehen kann wie ein dunkler Häring zwischen zwei hellbehängten Tonnen; man konnte damals noch jungfräuliche Gestalten sehen und schönen Faltenwurf bewundern. —

Eugenie dachte nicht viel daran, ob und wie sich Herr von Plümer ausnehmen werde, ihr Herz war bewegt von ernsteren Gedanken, — Hermann Walter hatte geschrieben.

Er hatte Eugeniens Vater klar und einfach seine Verhältnisse auseinandergesetzt: sein Vater, ein niederer Beamter, war frühe gestorben; ein Vetter seiner Mutter, ein sehr wohlhabender Kaufmann in einer kleinen Stadt, hatte sich seiner angenommen und in jeder Beziehung Vaterstelle an ihm vertreten. Der unbeugsame Wille dieses Pathen und Vormundes war aber, daß Hermann Kaufmann werden solle wie er, um dereinst seine Handlung übernehmen zu können, das alte Erbe seiner Väter, auf dem sie sich ihren sichern Wohlstand erworben und das er so hoch anschlug, als ein Ritter seine Stammburg. Hermann, den seine Neigung viel mehr zu wissenschaftlichen Beschäftigungen trieb, hatte sich zumeist um der Mutter Willen gefügt; der Vetter hatte ihm bereitwillig jeden Weg zu der vielseitigsten Ausbildung eröffnet, ihm ferne Reisen und längern Aufenthalt in großen Städten gestattet, ohne zu bedenken, daß er den jungen Mann damit, wenn nicht ungeeignet, so doch ungeneigt zu seiner eigentlichen Bestimmung mache. Jemehr sich Hermanns Blick erweiterte für großartige Handelsverhältnisse, sein Geschmack sich bildete an den geistigen Genüssen großer Städte, desto weniger war er geneigt, sich zu begraben in dem dumpfigen Spezereiladen des Städtchens Dietmannsweiler und nur um diesem Loos zu entgehen, hatte er die Stelle als Reisender angenommen, da Vetter Bürner ihn in keine Stelle treten lassen wollte, die ihn fester und dauernder gebunden hätte.

Er wollte nicht wagen, Fräulein Eugenie eine Zukunft zu bieten, vor der er sich selbst fürchtete; aber er hoffte durch eine herzliche und bestimmte Vorstellung an den Vetter, dessen Vormundschaft er zwar entwachsen war, von dem er sich aber um keinen Preis lossagen wollte, dessen Ei-

willigung zu Uebernahme einer sehr vortheilhaften Stelle als Buchführer bei einem großen Bankgeschäft der Residenz zu erhalten. „So würde Fräulein Eugenie wenig von dem zu erfahren haben, was ihr den Kaufmannsstand unangenehm machen kann, und mein Gehalt würde mir, auch ohne Beistand meines Vormunds, den ich nicht gerne in Anspruch nehme, möglich machen, ihr eine Stellung zu bieten, die, wenn auch bescheiden, ihrer immerhin nicht ganz unwürdig wäre."

In dem Briefe an Eugenie ließ er sein Herz sprechen, ein volles, warmes und reines Herz, ein ernstes, glaubensvolles Gemüth; es wäre Eugenien nicht mehr möglich gewesen, auf diesen Brief nein zu sagen.

Vater und Mutter waren nicht besonders erbaut von der Werbung; dem Vater wurde überhaupt sehr schwer, sich von dem Kinde zu trennen, er war ein ungemeiner Freund des Bestehenden, ihm graute vor einem so gewaltigen Umschwung, wie ihn die Heirath seiner einzigen Tochter mit sich bringen mußte, mag auch sein, daß er sich unbewußt eine glänzendere Zukunft für sie gedacht. Bei der Mutter war dies nicht unbewußt. So schwer auch ihr die Trennung von dem Kinde fiel, sie hatte, wie wohl jede Mutter, in der Stille doch keinen liebern Wunsch für sie gehabt, als daß sie eine glückliche Frau werde; aber bei einer glücklichen Frau dachte sie eben über das Herzensglück hinaus noch an allerlei angenehmes Nebenwerk; Rang und Titel, Familie, Reichthum, — von dem allen war da gar nichts; sie sah durchaus keinen Grund, gleich bei dem ersten Antrag ja zu sagen.

Aber Eugenie gestand, daß sie Walter liebe, daß sie [illegible]be, mit ihm glücklich zu werden. Walters innige Worte,

der ernste, fromme Sinn, mit dem er Gott bat, ihr Herz so zu lenken, wie es Sein heiliger Wille sei, hatten das tiefe und wahre Gefühl ihres Herzens, die echte Poesie der Liebe wieder erweckt; — und die Eltern waren keineswegs dazu aufgelegt, die Grausamen zu spielen.

„Machet Ihr Beide es aus mit einander," sagte der Vater, „ich sehe keinen Grund, warum das Mädchen schon heirathen soll, zuletzt aber ist mir ein Kaufmann, wenn er sonst brav ist und sicher steht, so lieb wie ein Anderer; hinter einen Ladentisch würde die Eugenie freilich just nicht passen."

„Hinter einen Ladentisch!" der bloße Gedanke verursachte der Mutter fast Krämpfe. „Daran muß man jedesfalls entschieden festhalten, daß er die Stelle in der Residenz annimmt; dann sehe ich im Grunde nicht ein, warum du nicht eben so angesehen sein könntest, wie andere Frauen. Tante Präsidentin freilich und Onkel Obersts werden sich ein wenig wundern, aber Kaufmannsfrauen sind gegenwärtig eigentlich die elegantesten. Ja," fuhr die gute Mama fort, sich mehr und mehr für die Sache erwärmend, „ich glaube sogar, daß Heirathen mit Kaufleuten immer mehr aufkommen werden; es gibt wirklich eine Art von Mode auch in solchen Dingen; vor wenig Jahren noch hörte man von nichts als Pfarrersbrautschaften; Töchter aus den reichsten, vornehmsten Häusern wollten Pfarrer haben, sie giengen dann unter in irgend einem verschollenen Winkel, von wo sie nur alle paar Jahre auftauchten mit einem Häufchen Kinder und mit Kleidern und Hüten vom vorigen Jahrhundert; — neuerer Zeit hört man viel mehr von Verbindungen mit Kaufleuten, hat nicht sogar Staatsrath Pauls Tochter einen Banquier genommen?"

Eugenie beachtete nicht mehr viel die geistvolle Auseinandersetzung der Mutter, die anziehende Aussicht, daß man jetzt die Kaufleute „trage" etwa wie die schwarzseidnen Visiten, daß auch sie daher bald nach neuester Mode sein werde, — der kühle Welthauch war verflogen, die frische junge Liebe, die keinen Rang und Stand kennt, blühte wieder auf in ihrem Herzen, sie dachte nur noch an seine tiefen dunkelblauen Augen, an seine ernsten, innigen Worte, sie dachte auch über das hinaus, an den Felsengrund, auf dem er sein Haus bauen wollte, sie fühlte sich geborgen bei ihm, wie damals, als er sie vom Thurme herabgetragen; — den Brief mit ihrem Jawort schrieb sie oben, an dem Fenster mit der Aussicht auf die grüne Waldecke und die Burg, — Hermann selbst konnte diesen Brief nicht lieber und schöner geträumt haben.

Ob des Vaters Brief, von der Mutter inspirirt, nicht etwas durchfühlen ließ, wie er sich's zur Ehre zu schätzen habe, die Tochter eines Oberförsters zu bekommen, und wie er gar nicht genug thun könne, dieser Ehre würdig zu werden? — wir wissen es nicht mehr; aber als Hermann kam, zum erstenmale, um die Bestätigung des Ja von Eugeniens eignen Lippen zu hören und zu — nehmen, da war alles Friede und Freude. Oberförsters waren nach gefaßtem Entschluß ungemein vergnügt über das glückliche Paar und über sich selbst, auch fielen ihnen alle Tage neue Geschichten ein von berühmten und angesehenen Kaufleuten aus alter und neuer Zeit, die es sehr weit gebracht. Hatte die Mutter, der ihrer Tochter Glück so sehr am Herzen lag, die so reiflich jeden äußern Umstand erwog, hatte sie an die Aufgabe der Ehe gedacht, die unsre Trauungsformel so schön, so einfach ausdrückt mit den Worten: „daß Eins das Andre

mit sich in den Himmel bringe?" „Natürlich," hätte sie geantwortet, wenn Ihr sie gefragt, „das ist ja die Hauptsache;" sie glaubte das auch und freute sich der Stellen in Walters Brief, die für den Ernst seiner religiösen Ueberzeugung bürgten. Ob aber die Gewißheit, daß er der reiche, vornehme Fremde sei, für den sie ihn gehalten, nicht ihren Entschluß viel rascher bestimmt haben würde, als der Glaube, daß er ein gottesfürchtiger Mann sei, bei dem ihres Kindes edelstes Theil wohl aufgehoben; — wir wollen es nicht entscheiden.

Wir finden unter den Frauen unsrer Tage gewiß wenig Freigeister, wenig Ungläubige und Religionsspötterinnen, wohl aber Viele, die es so gar leicht nehmen mit dem Pfad, von dem geschrieben steht: „Wenige sind, die ihn finden." Sie wissen und glauben es, daß uns ein herrliches, königliches Erbe um unschätzbaren Preis erkauft worden ist, sie wissen, daß die ewige Seligkeit oder Unseligkeit davon abhängt, ob wir dies Erbe erlangen, — aber sie sind höchst beruhigt darüber, ob sie denn auch auf dem rechten Wege dahin sind. Sie lassen sich's blutsauer werden um viele Dinge, das höchste und edelste Gut aber, das meinen sie, müsse sich ganz von selbst geben.

Mögen sie nicht zu spät erst erwachen aus solcher Gleichgiltigkeit mit der Frage schmerzlichen Erstaunens: „Herr, wann haben wir Dich gesehen, und haben Dir nicht gedient?"

Ehestand.

Und Eugenie ward eine junge Frau. Madame Walter, zu geheimem Leidwesen der Mutter, der diese Anrede immer fatal gewesen; doch unterließ sie nicht, den Verwandten und Bekannten zu bedeuten, daß Walter, außerdem, daß er seiner Bildung nach eigentlich Professor sein könnte, auch noch alle Aussicht habe, einen steinreichen Vetter zu beerben und später sehr leicht den Titel Kommerzienrath erlangen könne, wenn ihm überhaupt etwas daran liege.

„Nur alles recht nobel!" war die Losung der Frau Oberförsterin bei Besorgung der Ausstattung: „wir müssen da wirklich etwas übriges thun," versicherte sie den Vater, „damit man unsere Eugenie ja für keine gewöhnliche Kaufmannsfrau ansieht." Der Oberförster krazte im Kopf, zog den Beutel und gieng in seinen Wald. Die Mama aber fuhr in die Residenz, — die Läden von Dippelsburg waren lange nicht ausreichend, — stürmte ganze Magazine, ließ thurmhohe Ballen von Möbelzeug, Vorhangstoffen 2c. vor sich aufhäufen, Kameelslasten in's Haus der Tante Obristin schleppen, wo großer Rath gehalten wurde; sie durchpilgerte mit mütterlichem Heldenmuth Möbelmagazine und Werkstätten, bis endlich ziemlich die ganze Summe, die der Vater zur Mitgabe überhaupt verwilligen konnte, glücklich aufgebraucht war. Eugenie, die keinen großen Werth auf diese Herrlichkeiten legte, erschrack ordentlich, wenn die Mama wieder mit einer andern Bekannten zusammentraf, der irgend ein neuer eleganter Unfug von chiffonnière, étagère, coin de chambre, causeuse oder chaise longue einfiel, oder was etwa sonst noch zu einer noblen Einrichtung gehörte. Daß die

Cousinen bei Oberstsspöttisch lächelten über die Tante, die der mittelmäßigen Partie der Eugenie mit dieser Eleganz aufhelfen wolle, daß man da und dort die Achseln zuckte über die Prätensionen der Bourgeoisie, das sah die Mama in ihrem Eifer nicht, „nur recht nobel“, war ja das große Wort. Walter hätte sehr gerne die bescheidene Bitte ausgesprochen, statt dieser übermäßigen Noblesse der Einrichtung auch nur eine mäßige Summe baaren Geldes zur Mitgabe zu erhalten; aber das wäre ja entsetzlich gemein gewesen und — er mochte so viel männliches Selbstgefühl aufbieten als er wollte, — er konnte der vornehmen Familie gegenüber nicht ganz das drückende Gefühl los werden, daß er geduldet sei, und bot daher alles auf, nur ja den Kaufmann nicht zu zeigen.

Vetter Bürner in Dietmannsweiler hatte mit väterlicher Güte, wenn auch nicht eben mit Freuden, seine Einwilligung zum Eintritt in die Stelle in der Residenz gegeben.

„Werde zunächst weder deiner ehelichen Verbindung mit besagtem Frauenzimmer noch dem Eintritt in obengenannte Stelle irgendwelches Hinderniß in den Weg legen, wünsche in contrario allen göttlichen Segen. Lebe der Hoffnung, daß du seiner Zeit noch kontant sein wirst, auf hiesigem Platze mein Geschäft zu übernehmen, das ich mit Gottes Hilfe annoch selbst gedenke fortzuführen. Bleibe inzwischen unter wiederholter Anwünschung göttlichen Segens dein wohlgewogener Vetter.“

Gar gerne hätte Hermann dem väterlichen Freund seine Braut gebracht, gewiß, daß vor Eugeniens Liebenswürdigkeit vollends alle Bedenken des alten Herrn verschwinden müßten, aber, — allein mit der Braut die sechs Stunden zu reisen, das gieng doch unmöglich. Die Sitte der Welt ist

so unendlich fein geworden, niemand bedenkt, welche innere Gemeinheit der Anschauung zu Grunde liegt, wenn man dem, dem man sein Kind für's Leben anvertraut, dasselbe Kind als Braut, wo sie ihm doppelt heilig sein muß, nicht zu einem Gang oder einer Fahrt von einigen Stunden anvertraut. — Es hätte also eine Ehrenwache mitreisen müssen, wer sollte diese sein? Die Mutter nicht; Walter konnte die Scheu nicht überwinden, sie in den mit Schnupftabak und Käse parfümirten Laden eintreten zu lassen, mit dem bloßen Gedanken, daß solch ein Loos ihrer Tochter möglicherweise hätte zugedacht werden können; noch weniger die eleganten Cousinen, deren sämmtliches Patschouli den gemeinen Geruch nicht überwunden hätte; — der Oberförster, der sich sicherlich mit dem alten Kaufmann noch am Besten verständigt hätte, konnte nicht abkommen; so mußte der Besuch verschoben werden bis nach der Hochzeit.

Die Hochzeitreise auf dem blauen Rhein, das Ziel von Eugeniens Mädchenträumen, war gar schön gewesen, lauter Glück und lauter Poesie. Walter war es von Herzen zufrieden, den Kaufmann, in den er sich einst mit Mühe eingelebt und eingearbeitet, eine Weile ganz bei Seite zu legen und nichts zu sein, als der Gatte einer lieblichen und liebenden Frau, in ihre braunen Augen zu sehen, sie leise zu umschlingen, wenn sie mit ihm auf dem Verdeck stand, und der Wind ihren blauen Schleier hinauswehte, — doch berührte es ihn zu Zeiten unangenehm zu bemerken, wie ängstlich Eugenie bemüht war, gewiß nicht seinen Stand, diesen guten und ehrenwerthen Stand, zu verrathen, wie viel lieber sie für eine Baronesse, oder die Frau eines müßigen Tou-[illegible]ten gehalten sein mochte, als für die glückliche Frau eines [illegible]ten Kaufmann[illegible] ein[illegible] doch „das ist eine Schwäche, die sich

geben wird," tröstete er sich und war glücklich in der schönen Gegenwart. Auch ihm erschien in diesem Liebesfrühling sein Comptoir nicht gerade als ein irdisches Paradies und doch freute er sich in den letzten Reisetagen auf den Einzug in sein Eigenthum, er freute sich selbst aufs Comptoir, wenn er es auch Eugenien nicht gestand, auf die bestimmte Berufsthätigkeit, von der er ja immer wieder heimkehren durfte in eine glückliche Häuslichkeit.

Sie zogen ein; die Mutter hatte alles auf's Schönste bereitet, sie blieb nur noch, um das junge Paar zu empfangen und dann mit einer Tasche voll unbezahlter Rechnungen heimzufahren zu dem ungeduldigen Gemahl, der all sein innerliches Heimweh nach der Tochter in beständigem Schimpfen über die unnöthige Heiratherei ausließ. Eugeniens Entzücken über die niedlich eingerichtete neue Heimath befriedigte die Erwartung der Mutter und steigerte noch ihre Bewunderung des eignen Werks. „Ich versichre Dich, Eugenie, Tante Obristin kann jedesmal gar nicht mehr, wenn sie Deine Zimmer sieht, und die andern Leute können auch nimmer!" (was die Tante und die Leute nicht mehr konnten, blieb unenthüllt.) „Es kam in Eurer Abwesenheit ein recht ansehnliches Geschenk in Geld von Ihrem Herrn Vetter, lieber Sohn, vor dem ich alle Achtung habe, ich dachte ganz in Ihrem Sinn zu handeln, wenn ich darum einen großen Ankleidspiegel für Eugenie, den prachtvollen Fußteppich in den Salon und grünseidene Decken auf die Betten anschaffte." Der liebe Sohn lächelte beifällig, doch etwas bittersüß, er hätte gern des Vetters Geschenk für die theure Hochzeitreise verwendet.

„Der Teppich ist wirklich einzig," versicherte die glückliche Mutter wieder, „die Gräfin Kulm kam nachher und

fand weit keinen so schönen mehr, und dann diese modernen Couvertüren mit den geschmackvollen Quasten, kein Mensch würde dem Bett mehr ansehen, daß es ein Bett ist!"

„Davon sehe ich den Zweck nicht recht ein, bemerkte Hermann zögernd, „warum es schöner sein soll, wenn mein Bett wie ein Billard aussieht, als wenn es unter einer reinen weißen Decke ist."

„Es wundert mich, Herr Tochtermann," sagte schon etwas piquirt die Mama, „daß Sie auf ihren Reisen nicht bemerkt, wie das Ziel einer noblen Einrichtung ist, daß man nirgends Betten sieht. So könnt Ihr alle Zimmer ineinander öffnen und man erblickt keines."

Warum dies so gar schön sein sollte, erkannte der undankbare Sohn immer noch nicht. Auch Eugenie meinte: „aber Mama, daheim habt Ihr eine gemüthliche Schlafstube und sie hat den Leuten wohl gefallen." „Das ist auf dem Lande, Kind," belehrte sie die Mutter, die selbst erst in den letzten Wochen wunderbar viel Neues über noble Einrichtung gelernt hatte, „und dann, — dein Vater ist Oberförster, das weiß jedermann, er hat nicht nöthig, erst seine Stellung zu begründen, bei jungen Leuten ist das anders. Sie verstehen mich gewiß, lieber Sohn?" Der liebe Sohn verstand sie, sein Lächeln war jedoch abermals etwas bittersüß.

Die Mutter reiste ab, und der junge Ehestand begann unter Schutz und Schirm der Tante Obristin und der Tante Präsidentin. Zu der gemüthlichen Häuslichkeit nach der Walter sich so gesehnt, wollte es lange nicht kommen. Zuerst hatten sie gemeinsame Besuche zu machen, in der Familie, bei Walters Bekannten; niemand hatte an dem schönen Paare etwas auszusetzen und man begriff die rührende Geschichte, welche Tante Präsidentin so mit halben Worten

unter dem ästhetischen Theil ihrer Bekannten ausgestreut, von einer romantischen Liebe, die auf einer Burgruine begonnen, von einer Art von Entführung, so daß die Eltern am Ende Ja sagen mußten, um nicht das Herz ihres Kindes zu brechen. Sie ließ das freilich nur errathen in ästhetischen Kreisen, wo es die junge Frau interessant machte, so, daß sie es desavouiren konnte in soliden Familien, wo es Anstoß erregt hätte. Tante Obristin schlug in ihrem Kreis keine romantischen Saiten an, um der Nichte Eingang zu verschaffen; sie sprach nur von dem reichen Vetter, der mehr und mehr zu einem geheimnißvollen Nabob wurde, oder zu einem Geizhals wie im Bilderbuch, der in einer düstern Spelunke über unermeßlichen Geldsäcken brütet; es war noch gar nicht zu ermessen, welch ein Haus ihre Nichte machen würde, wenn besagter Geizhals, der allmählich nahezu hundert Jahre alt wurde, einmal die Augen zuthat, was doch unfehlbar geschehen mußte.

So war der jungen Frau der Weg trefflich gebahnt. Sobald der Cyklus der gemeinsamen Besuche geschlossen war, kamen die Tanten, um sie in ihren Zirkeln einzuführen. „Wir können Ihnen nicht zumuthen, alle diese Besuche noch mitzumachen," versicherten sie Walter, „und doch wollen Sie gewiß die junge Frau nicht ganz dem Kreis entziehen, den Sie früher gewöhnt war?" „O, durchaus nicht," versicherte dieser und schluckte die Pille; er hatte in letzter Zeit soviel von Kreisen und abermals Kreisen gehört, daß es ihm selbst wie ein Kreis im Kopfe herumgieng.

Die Frau seines Chefs hatte Eugenien huldvoll, aber doch herablassend empfangen und zu einer großen Abendgesellschaft geladen, in welcher aber nur Kaufleute waren reiche, elegante, charmante zum Theil, aber, — die Dar

hatte auch noch mit höhern aristokratischen Kreisen Verkehr, es war immerhin beleidigend, daß sie nicht auch noch eine vornehmere · Zugabe dazu genommen. „Sei zufrieden," tröstete Tante Präsidentin, „du sollst noch in Salons kommen, wohin die stolze Dame keinen Fuß setzen darf; laßt euch ja nicht beigehen, in die untere Harmonie einzutreten, wo deines Manns seitherige Freunde sind; man sagt, es kommen da auch Leute aus offenen Geschäften! Freilich in die obere Harmonie, wohin der Minister kommt, wo wir sind; da ist's unmöglich, es thut mir leid, denn es ist sehr fein dort. In der mittleren Harmonie schon spricht und tanzt man nur mit solchen, die einem vorgestellt sind, in der obern aber sieht man gar Niemand an, der einem nicht vorgestellt ist . . ." — (Eugenien fiel unwillkürlich ihre Köchin ein, die einst sehr befriedigt von einem Tanz heimkam. „Sie glauben nicht, wie nobel es hergieng, lauter Bäcker und Sattler! einen Maurergesellen, der auch herein wollte, hat man gleich die Stiege hinunter geworfen!")

„Aber in die mittlere Harmonie," fuhr die Tante nach einigem Nachsinnen fort, „in die mittlere Harmonie, wo auch Obersts sind, da muß es gehen! Wird zwar schwer halten, aber ich verspreche dir, es durchzusetzen."

So kamen sie denn in die mittlere Harmonie die meist aus höhern Offizieren, einigen Beamten und Banquiersfamilien bestand; man ließ die hübsche Frau mit ankommen, das Frische, Jugendliche ihres Wesens, eine gewisse Waldluft, die sie noch umwehte, machte ihre Erscheinung neu und anziehend, sie kam sogar förmlich in die Mode und wurde mit Einladungen überhäuft. Auch den Mann fand man ‚recht nett', doch wurde er mehr geduldet. Walter fühlte das, er ärgerte sich ein wenig und langweilte sich sehr, ließ

sich aber alles gefallen, um die junge Frau „nicht ganz ihrem gewöhnten Kreis zu entziehen," er verlangte nur, daß sie den Verkehr mit seinen frühern Bekannten nicht abbreche. Um es mit diesen nicht ganz zu verderben, trat er jetzt erst in den Klubb der Strohwittwer ein, den junge Kaufleute ursprünglich gegründet, so lange ihre Frauen in Bädern waren; um diesem Beispiele der Demuth zu folgen, ließ dann auch Eugenie sich bewegen, an einem Kränzchen junger Kaufmannsfrauen Theil zu nehmen.

Es kostete Mühe und Zeit, all diesen Verpflichtungen gehörig nachzukommen und harmonisch zwischen verschiedenen Harmonien durchzusegeln, zur rechten Zeit zu protegiren oder sich protegiren zu lassen, zu wissen, wo es nobel war, einfach oder luxuriös zu scheinen oder zu bewirthen; es kostete erstaunlich viel Geld nebenher, all das zu bestreiten und der hohe Gehalt Walters, von dem er allmählich eine Summe zu eignem Etablissement zurückzulegen hoffte, wollte nicht mehr reichen.

Wo war aber die schöne Häuslichkeit, der Frieden des eignen Herdes, den Walter sich geträumt, die traulichen Abende, wo er mit einer gemüthvollen, geistig regsamen Frau die altgeliebten Studien wieder aufnehmen konnte, denen er zum Theil hatte entsagen müssen? „Es ist nur bis die erste Zeit vorüber ist," tröstete ihn Eugenie, wenn er zu Mittag vom Comptoir heimkam und statt eines gedeckten Tisches ein paar elegante Damen auf dem Sopha sitzend fand, und genöthigt war, sich im Nebenzimmer umzutreiben, wenn er zu müde war, um den Angenehmen zu spielen, bis endlich die Belagerung abzog und die überkochte Mahlzeit genossen werden konnte; wenn ihn Abends statt einer freundlichen Genossin für seinen Spaziergan

nur die Meldung empfieng: „Die Madame sind zum Thee bei der Frau Geheimeräthin;“ wenn er am Sonntag, nachdem sie recht anständig und schön geputzt zusammen einen Prediger gehört, der eben in der Mode war, nach einer Fluth kurzer Visiten Nachmittags eine Landpartie in zahlreicher Gesellschaft machen mußte, bei der man zwar mäßig lebte von einem Glase Milch und einem Glase Bier, aber dann eben so genügsam mit dem Stoff der Unterhaltung war, so daß man ziemlich ausgemostet nach Hause kam und seinen Geist noch ein wenig auffrischte durch den Besuch des Theaters, in das man gehen mußte, um das theure Abonnement nicht vergeblich zu bezahlen.

‚Es ist nur so in der ersten Zeit,‘ er glaubte das und wartete geduldig, wie jener Fremde in London, der einen ganzen Tag lang unter der Thür des Gasthauses stehen blieb, nur weil er ‚warten wollte, bis sich das ärgste Gedräng verlaufen.‘ Das Gedränge verlief sich nicht, und die andere Zeit wollte nicht kommen.

Und stürzte sich denn Eugenie, die doch in einfachen Verhältnissen erwachsen war, ganz und gar bezaubert und berauscht in glückseligem Taumel in diesen Strudel des geselligen Lebens? Ach nein, es wurde ihr oft ein schweres Joch, und wer sie so tief aufseufzen hörte: „schon wieder,“ wenn eine neue Einladung kam, der hätte recht Mitleid mit der jungen Frau bekommen.

„Aber bitte, so lehne doch einmal ab,“ bat Hermann, „es ist gewiß nicht so unumgänglich nöthig.“

„Heute geht's nicht, Lieber,“ versicherte Eugenie, „ich muß es in Wahrheit für eine Ehre rechnen, daß Frau v. Eichstett mich einladet, Tante Präsidentin würde mir's nicht verzeihen.“ „Und morgen?“ fragte Hermann etwas spöttisch.

„Morgen," sagte Eugenie piquirt, „hat mich Madame Zwiebel eingeladen, es ist dein eigener Wunsch, daß ich die Verbindung mit deinem früheren Bekannten fortsetze . . . ."

„Und übermorgen?" „Nun, du magst lachen wie du willst, da muß ich die Majorin Breitkopf mit ihrer Schwägerin einladen, die sie ausdrücklich zu mir geführt hat. Du weißt, wie intim sie mit Onkel Obersts stehen. „Ich hoffe dann," fuhr die ökonomische Frau nachdenklich fort, „ich könne noch allerlei damit abmachen, die Bartenstein jedenfalls und Maiers, die passen schon noch; wenn ich wüßte, daß Madame Rumpel und Madame Steinmann es nicht annähmen, — ich glaube sie haben Gäste, — so könnte ich die recht geschickt mit dieser Einladung wegbringen, die mich schon lange drückt . . . ." „Nun, sagte Hermann lachend, wenn dir das Ablehnen eine so erwünschte Möglichkeit ist, glaubst du nicht auch, deine Bekannten könnten es überstehen, wenn du hie und da ablehnst?" „Wir können uns über diesen Punkt nie ganz verstehen, „sagte Eugenie mit Thränen im Auge, „wenn du mir nicht einmal glaubst, wie ich mich oft nach einer recht guten, ruhigen Zeit sehne, wo ich an eine ordentliche Arbeit käme, wo wir schöne, stille Spaziergänge machen könnten, aber, so ist eben das Leben in einer großen Stadt, das war ja nicht meine Wahl."

Es war keine Lüge, wenn Eugenie sagte, sie sehne sich nach Ruhe, die Poesie ihrer Waldheimat war nicht so ganz erstickt worden von dem glänzenden Gerümpel, das man gesellige Freuden und Pflichten nennt; sie dachte oft recht wehmüthig an ihren Mädchentraum von Liebesglück. „Wäre er doch ein armer Flüchtling gewesen!" seufzte sie, „mit dem ich in der Stille eines Waldthales mich hätte verbergen

müssen, oder ein Prediger in einem von Reben umrankten idyllischen Pfarrhause mit einem Blumengärtchen davor!" So war er allerdings sehr häufig ein verstimmter Ehemann, der seinerseits auf Billard, Museumslesezimmer und in Klubbs gieng, und bei dem sie immer noch nicht die rechte Zeit und Stunde hatte ausfindig machen können, wann sie Geld fordern sollte, eine Aufgabe, die, beiläufig gesagt, viel arme Frauen ihr ganzes Leben lang nicht lösen können. Aber seltsam, bei all dieser Sehnsucht nach Ruhe mußte sie doch jeden Morgen darüber nachdenken ‚was gibt's heute?' und fühlte eine unbehagliche Leere, wenn ein paar ‚uneingeladene' Tage, wenn ein stiller Sonntag kam. Sie machten dann wohl einen Spaziergang zusammen, aber, zu ihrer eignen Pein mußte sie sich häufig erst besinnen, was sie mit ihrem Mann eigentlich reden sollte? Die Gesellschaften, die sie zusammen oder jedes für sich besuchten, gaben oft wirklich spärliche Ausbeute für die Unterhaltung; denn der innere Verkehr, der eigentliche Gedankenaustausch muß gepflegt werden; es braucht nicht immer Streit, Eifersucht, nicht eine große Katastrophe zu sein, selbst zwischen zwei Menschen, die sich lieben, was den Faden des gegenseitigen Verständnisses abreißt, so daß er schwer wieder anzuknüpfen ist.

„Es ist die Schuld eurer Stellung," sagte Tante Präsidentin, wenn Eugenie ihr einmal klagte über die ewige, anstrengende Unruhe, „nur eurer Stellung, daß du mit keinem Kreise brechen kannst, und das ist so angreifend; bei uns ist das viel einfacher."

War es wirklich nur die Stellung? Und ist nicht jede Stellung und ihre Schwierigkeiten eine Aufgabe, die uns von Gott gegeben ist, und die wir lösen sollen, also, daß etwas Rechtes daraus werde zur Ehre Gottes? „Stell mich

wohin du willst, mein Gott, wenn ich dich nur noch sehen kann," hörte ich einst ein frommes altes Weiblein sagen; stand Eugenie so, daß sie ihren Gott noch sehen konnte? Es schienen so leicht zerstreubare Dünste, die ihr das rechte Lebenslicht verhüllten, und doch verhüllten sie es und sie lernte sich begnügen in einem unerquicklichen Halbdunkel, und es ward ihr seltsam zu Muthe wenn sie einmal wieder blätterte in dem Tagebuch, das sie nach ihrer Konfirmation angefangen, wenn sie der seligen Zeiten junger Andacht sich erinnerte, wo ihr das Lied aus tiefstem eignem Herzen geschrieben war:

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu!

und wenn ihr jener Abend in der Brautzeit aufstieg, wo sie und Hermann allein im Walde zum erstenmal zusammen gebetet hatten.

Es war so anders geworden, sie wußte nicht wie. Gieng sie doch beinahe jeden Sonntag in die Kirche, wenn das Wetter nicht zu schlecht und die Hitze oder die Kälte nicht zu groß war, hatte sie doch, was in jetziger Zeit so selten ist, einen religiösen Mann.

Walter hatte ein frommes Herz. Der Segen einer gläubigen Mutter, einer christlichen Jugenderziehung hatte ihn auch noch aus der Heimat begleitet, er hatte sich seines Gottes nicht geschämt, — was, wie der alte Rieger sagt, eine Erscheinung ist, die nur bei Christen vorkommt, bei Heiden und Türken nicht, — Gottesfurcht war es, die unter allen Gefahren, die vielleicht gerade seinen Stand besonders bedrohen, sein Herz rein, seine Jugend unbefleckt erhalten hatte,

— aber er hatte in all seiner Umgebung wenig Anklang gefunden, sein Leben war ein unruhiges und heimatloses gewesen in der letzten Zeit, und so gieng es ihm fast wie jenem Baron, der versicherte, er habe viel Religion, mache aber nur keinen Gebrauch davon! Aber ein Suchen und Sehnen war ihm geblieben und war es auch zunächst nur sein eigenes warmes Menschenherz und nicht die Himmelssehnsucht gewesen, die ihn zu Eugenien geführt, so hatte er doch wirklich gehofft, in ihr die Seele zu finden, mit der er seinen Weg zum Himmel suchen könne. Von daheim gewöhnt, in der Frau die Pflegerin des heiligen Feuers auf dem häuslichen Herde zu sehen, war er der guten Zuversicht, daß Glaube und Frömmigkeit die unverlorne Wiegengabe jeder guten Frau seien, und obwohl er sonst ein Mann war, der gelernt hatte sich selbst zu führen, so wollte er hier doch gerne sich leiten lassen von einer lieben treuen Hand und hoffte mit ihr und durch sie zu erreichen, was ihm bisher noch gefehlt, einen festen Glaubensgrund, den rechten Frieden. Es war sein Wunsch wie der ihre, durch Hausandacht, durch gemeinsames Lesen und Studiren der Bibel das innere Leben zu fördern, der Häuslichkeit die rechte Weihe zu geben; als es aber in der ersten Zeit nicht dazu kam, und die andre Zeit nicht kommen wollte, so getröstete er sich wieder, daß das Herz und gute Grundsätze die Hauptsache seien; er machte, wie Eugenie, fast jeden Sonntag seine Staatsvisite beim lieben Gott, fand die Predigt „gut" oder „unbedeutend" und so lebten sie im Frieden, wie man so sagt, und Keines fragte das Andre, Keines wagte sich selbst zu fragen: „Ist das das Glück, das du gehofft und geträumt?" Ferne, ferne rauschte der grüne Wald mit seinen stillen, heimlichen Pfaden; die Stimmen, die sie dort gehört,

konnten sie nicht mehr vernehmen auf der frequenten Straße, im Getümmel der Menschen, im Gerassel der Wagen.

Ein paar Tage ließen sich denn doch finden, um endlich den Vetter zu besuchen; und da Dietmannsweiler ziemlich abliegt vom großen Weltverkehr, so ward ihnen der seltene Genuß, auch wieder einmal allein in eignem Wagen mit einander hinauszufahren. Es lag etwas Erfrischendes darin, ohne weitern Anhang die anmuthige, Eugenien noch unbekannte Gegend zu durchfliegen, allein miteinander, in der milden frischen Herbstluft; die Herzen schlugen wärmer, die Augen suchten sich, die Hände ruhten in einander, es ward Eugenien unbeschreiblich wohl zu Muthe. „Am Ende wär's doch auch schön, so draußen in der ländlichen Stille zu leben," sagte Hermann; „nun, wir wollen nichts sagen, eh wir Dietmannsweiler gesehen," meinte lächelnd Eugenie, seit lange zum erstenmal lehnte sie ihr Haupt an ihn und sah müde, aber recht glücklich zu ihm auf. „O Herz, warum ists denn nicht, wie es sein könnte?" seufzte er. Eugenie schmiegte sich fester an ihn und drückte seine Hand, aber sie schwieg; in sich den Fehler zu suchen, fiel ihr nicht ein, und die Verhältnisse, diesen großen Sündenbock, der aller Welt Schuld und Schulden tragen muß, wollte sie jetzt im Augenblick auch nicht anklagen.

„Viel Conversation darfst du vom Vetter nicht erwarten," sagte Hermann vorbereitend, „er ist so schweigsamer Natur, daß ich als Knabe drei Jahre lang täglich die Zeitung bei ihm holte, ohne ein einziges Wort von ihm zu hören; als er einmal, während der letzten Krankheit meines Vaters fragte: „wie geht's deinem Vater," sprang ich in hellem Erstaunen heim: „Papa, Papa, der Onkel h

g'redet!" Bei einer großen Schlittenfahrt, hatte er einmal eingewilligt, auf einem Reiber mitzufahren, auf dem noch meine kleine Schwester Marie saß. Bei einer raschen Wendung stieß der Schlitten an eine Ecke und das Mädchen fiel in den Schnee. Der Vetter blieb in Ruhe sitzen. „Aber wo ist denn die Kleine?" fragte erschrocken der junge Doktor, der kutschirt hatte, als sie am Ziel waren.

„Runterg'fallen," sagte der Vetter.

„Aber um Gotteswillen, warum haben Sie nicht gerufen?"

„Hätt' ich denn deß'twegen reden sollen?" sagte er ärgerlich, „die nach uns werden sie schon aufg'lesen haben!"

Eugenie lachte hell auf, „da dürfen wir uns doch nicht mit Unterhaltung anstrengen!" „Nun," fuhr Hermann fort, „hat er nicht viel geredet, so hat er doch viel gethan; hat er meine kleine Marie im Schnee liegen lassen, so hat er dafür die Mutter aus Sorge und Armuth gehoben, daß sie dem zarten Kinde nichts durfte mangeln lassen bis zu seinem Tod; er ist, ohne viel Worte, der Mutter ein treuer Bruder gewesen; und mir ein Vater." „Und hat dich zum Kaufmann genöthigt." „Du solltest nicht immer wieder aufregen, Eugenie, was ich selbst einmal überwunden," sagte Hermann mit leisem Vorwurf, „er hat es gut gemeint und nach seinem besten Wissen und Gewissen für mich gesorgt. Keiner von den angesehenen Verwandten, die gemeint: ‚es ist Schade, daß Sie für den begabten Jungen nicht ein gelehrtes Fach wählen,' hat meiner Mutter die geringste Hilfe angeboten."

Hermann vergaß alle Verstimmung, seine ganze Kinderzeit wachte auf, je näher sie der alten Heimat kamen. Da war ja der Fluß, auf dem sie als Knaben geschifft in des

alten Fischers Kahn, den sie heimlich abgelöst; dort der Hügel, auf dem er seltne Schneckenhäuser und Muschelschalen gefunden, zur Seite die Schlucht, in der sie einmal nach Schätzen gegraben, hier der weiche grüne Fußpfad, auf dem er die kranke Mutter spazieren geführt, wobei er sich etwas verschämt und ängstlich umgesehen, ob es keiner seiner Kameraden bemerke und ihn auslache, daß er so ein Mamakindlein sei, — und da, ja da lag das alte Städtchen auf Rebenhügeln und sonnte sich im Fluß, da fuhren sie ein durch das uralte Stadtthor, dessen Flügel längst nicht mehr bewegt werden konnten, von dem nur noch die alten Pfeiler standen mit großartigen, lange zerbrochenen Laternen, — aber klein, erstaunlich klein fand er doch diese Häuser! Da war das Rathhaus, das ihm ein stolzes Prachtgebäude erschienen war, dort die Apotheke, von er gedacht, sie wäre eine Wohnung nicht gerade für den König, aber doch für einen ersten Minister, — wie waren die alle jetzt so zusammengeschrumpft! Er konnte Eugenien nicht Unrecht geben wenn sie meinte: „aber hör, da ist ja Dippelsburg eine wahre Residenz dagegen!“ Er war freilich nicht zum erstenmal seit seinen Kinderjahren hier, aber früher waren die Zwischenräume kürzer gewesen.

Alle Fenster flogen auf, als der Wagen etwas langsam die bergige Straße hinauf fuhr und endlich vor dem Hause des Vetters hielt, das eins der stattlichsten in seiner Umgebung war.

Der Herr Vetter in einem abgetragnen, schnupftabaksfarbnen Comptoirrock trat unter die Ladenthür und lüftete sein grünsaffianenes Davidskäppchen. „Grüß Gott, Hermann, gehorsamer Diener, Frau Bäschen,“ war seine ganze Begrüßung, aber er schnupfte öfters und schneuzte sich wieder-

holt, um seine Bewegung zu verbergen. Christian, der Lehrling, ein aufgeschossener Junge, der sehr lange dünne Arme aus einem Nankingjäckchen hervorstreckte, eilte herbei, um sich beim Absteigen nützlich zu machen, während Herr Eidenbenz, erster und zweiter Commis in Einer Person, unerschüttert am Ladentisch stand, um einem gaffenden Weib den verlangten Pfeffer abzuwägen.

Daß des Vetters Geschäft ein sehr gemischtes sei, sah man schon an den Schaufenstern: ein langer Hering, am Schwanz aufgehängt, baumelte an der Ladenthür, an den Fenstern prangten eiserne Geräthe, Gläser mit Kaffee, Reis und Gerste gefüllt, Wachsstöcke, Tabakspäckchen mit „Hurrah Kosak", aufgeklebte Siegellackstangen, von der Sonne krumm gebogen, ein schön rothes Zizhalstuch und ein Restchen eines antiken Westenpiqués, kurz, nützliche Kunstprodukte und Erzeugnisse aus allen drei Naturreichen, in gewisser Symmetrie geordnet. Aus dem Laden, durch den sie geführt wurden, strömte ihnen ein gemischter Duft von Käse, Schnupftabak, Heringen und Stockfischen entgegen, — Eugenie war wirklich froh, daß niemand aus ihren Kreisen, niemand von der mittleren, oder gar von der obern Harmonie sie als Gast in diesen Räumen erblickte; sie nahm sorgsam ihr blaues Seidenkleid zusammen, um nirgends anzustreifen, als der Herr Vetter sie mit ceremoniöser Höflichkeit an zwei vergitterten Ställchen vorüber, wo sein und Herrn Eidenbenz Pult stand, — der Lehrling arbeitete an einem Tischchen in freiem Raum, — in die Ladenstube führte.

„Hier Platz nehmen," sagte er, und deutete auf ein sehr zusammengesessenes Kanapee mit verschossenem, verschollenem Zizüberzug, „man ist oben noch nicht fertig."

„Aber hier ist's freundlich, Herr Onkel!" rief Eugenie

überrascht; die Fenster der Ladenstube gingen hinaus in ein grünes Wiesenthal, Pappeln und Erlen wehten lockend am Ufer des kleinen Bächleins, das es durchfloß.

„Nicht Onkel, nur Vetter," entgegnete etwas geschmeichelt Herr Bürner, „Hermanns Mutter selig und ich Geschwisterkinder."

„O, Sie erlauben doch, daß ich Onkel sage," rief Eugenie, die durch die kleine Reise in liebenswürdigster Laune war. „Sie sehen so ehrwürdig aus, viel mehr wie ein Onkel, als wie ein Vetter, Sie sind doch gewiß schon älter als mein Papa, der ist nun bald sechszig."

„Bin neunundsiebzig," sagte der Vetter, mit der verzeihlichen Eitelkeit des rüstigen Alters, das mit seinen hohen Jahren kokettirt, wie siebzehnjährige Mädchen mit ihrer Jugend.

„Ist's möglich!" rief Eugenie, in Wahrheit erstaunt, und sah mit Verwunderung, wie der Herr Vetter, mit einem langen Kehrbesen bewaffnet, in die Ladenstube schritt und mit besagtem Instrument stark an die Decke klopfte, worauf sich oben ein Schieber öffnete und eine etwas gellende Stimme herunter rief: „Kommt schon!" „Was ist das," fragte Eugenie, die ihm, trotz ihrer Scheu vor dem Käsegeruch, nachgefolgt war, höchlich amüsirt. „Zwei Löcher," bedeutete sie der Vetter und zeigte ihr die zwei viereckigen Oeffnungen an der Ladendecke oben, die gewöhnlich mit einem Brettchen verschlossen waren, „eins in die Küche, eins in die Stube; habe der Hannebine gerufen." „Das ist ja allerliebst," sagte Eugenie, „da konnten Sie mit der seligen Tante sich vom Laden aus unterhalten!" „Habe mich nicht mit ihr unterhalten." „Nun, aber doch geredet?" „Gar nicht, wir haben oft einen Tag lang nichts gere

und sind ganz gut Freund gewesen, sie hat gesehn, was ich gethan hab' und ich hab' gesehn, was sie gethan hat, was braucht's da noch Redens?"

So viel hatte der Vetter lange nicht gesprochen; Christian, der Lehrling, sah ganz erstaunt herüber, Herr Eidenbenz verwunderte sich längst über nichts auf Erden mehr. Durch ein geheimes Pförtlein der Ladenstube trat jetzt Hannebine, — eine ökonomische Zusammenziehung von Johanna, Jakobine — ein, mit einem lackirten Theebrett, darauf eine schöngemalte Chokoladekanne mit einem rothen Aepfelein auf dem Deckel, nebst Tassen von demselben Service und einer silbernen Zuckerdose. Hannebine, die sich längst von der Köchin zur Haushälterin aufgeschwungen, war von Natur nicht so schweigsam wie ihr Herr, gegen Eugenie aber trat sie mit einer gewissen beleidigten Würde auf, sie konnte ihr schwer verzeihen, daß sie nicht hatte nach Dietmannsweiler ziehen wollen, das ihr doch für „das beste Plätzchen auf der Welt außer dem Himmel" galt; Hermanns herzliche Begrüßung, der ihr seine Frau vorstellte, versöhnte sie einigermaßen. „So, das ist Ihne Ihre Frau, na, ist recht viel von Ihnen, daß Sie doch auch einmal zu uns nach Dietmannsweiler gekommen sind!" Eugenie nahm den Stich nicht schwer und strengte sich über Kräfte an, die Chokolade zu bezwingen, die durch reichlich viele Eierdotter gehörig dick gemacht war.

Jungfer Hannebine zog sich zurück, da sie heute ein Treffen liefern wollte, wie sie seit lange zu keinem Veranlassung gehabt; es war eine seit Jahren nicht mehr gehörte Musik in der Küche: Fleischklopfen, Mörserstoßen, Reibeisenrasseln, Schaumschlagen, Butterrühren, Schmalzgeprassel.

„Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Kamönen ein.“

Hannebine versöhnte sich mit der jungen Frau nur, weil sie ihr Gelegenheit bot, einmal wieder ihre alten Künste zu üben; „die soll sehen, ob man in Dietmannsweiler ein Gastessen herstellen kann! wird's denen nicht wohlthun nach der hungrigen Residenz, wo der Kreuzerweck einen Groschen kostet, und wo sie den Nachtschatten kriegen vom ungeschmalzenen Essen; Madele, träuf' die Ente! Liesle, sie ist so gut und schöpft den Krebsbutter ab.“ Hannebine versah sonst den Dienst allein mit Hilfe eines unterjochten Nachbarmädchens, heute aber waren noch ungewöhnliche Hilfstruppen aufgeboten worden.

Hermann erlöste seine Eugenie von der Chokolade und führte sie in den Garten des Onkels; der war mit einer Mauer umgeben, in vier gerade viereckige Beete getheilt, die reichlich angepflanzt waren mit Kohl und Kohlraben, gelben Rüben und Bohnen und allem nur denkbaren Küchengewächs, eingefaßt mit Rabatten, darinnen Rittersporn und Aster nebst rothem Fuchsschwanz und etlichen Levkoien wuchsen. Inmitten des Gartens stand ein steinernes Gartenhaus, so schweigsam wie der Vetter selbst, eins jener alten, geheimnißvollen Häuschen, wie sie von frühern Zeiten her noch in Gärten und Weinbergen stehen, Häuschen, die sich selten eröffnen bei Tageslicht, in denen man sich aber zur Geisterstunde vier gespenstische Philister mit Zöpfchen vorstellen muß, die einander gegenüber sitzen und mit geisterhaften spitzen Kelchgläsern anstoßen.

„Aber ich bitte dich,“ sagte Eugenie, als sie um alle vier Beete herumspaziert waren, „wie hast du's ausgehalten

in diesem Nest, wo selbst die Gärten noch Langeweile athmen!“ „Ich versichere dich,“ sagte Hermann, beinahe beleidigt, „daß gerade dieser Garten mir einst prächtig erschien. Welches Glück, wenn die Base mich hereinrief zur Zeit der Stachelbeeren und der reifen Aepfel! Dort unter dem Nußbaum in der Ecke habe ich im vierzehnten Jahr das Nibelungenlied gelesen, das mir der Vikar geliehen;“

„Uns ist in alten mären wunders viel geseit.“

murmelte er für sich in glücklicher Erinnerung, — aber, von dem Thorthurme der Stadt schlug es zwölf Uhr und begann zugleich ein gellendes Läuten, während von besagtem Thurme ein etwas mißtönender Choral geblasen wurde, —

„Von Heleden, lobebären, von grozer arebeit,“

fuhr lachend Eugenie fort: „komm nur heim, der Onkel sprach von ‚präcis Essen‘ und ich habe solche Anstalten in der Küche oben gehört, daß wir uns wohl auf ‚groze arebeit‘ gefaßt machen dürfen.“

Jungfer Hannebine hatte im obern Staatszimmer gedeckt, das seit dem Tode der seligen Frau Bürner nicht mehr geöffnet worden war; sie hatte die Ueberzüge von den Möbeln abgenommen, die nun in all’ dem verblichenen Glanze ihres grüncarrirten Merinoüberzugs erschienen; die einzige Zierde der schön weiß getünchten Wand waren die großen Brustbilder Herrn Bürners und seiner Gemahlin, die sich mit unverwandter Treue anstarrten, wahrscheinlich zur Entschädigung dafür, daß sie so wenig mit einander gesprochen, Herr Bürner hatte sein Hauptbuch vor sich, die Dame ein

Strickzeug in der Hand und einige Tortenmödel im Hintergrund, wohl um ihre häuslichen Fertigkeiten anzudeuten.

Jungfer Hannebine hatte ein feines, etwas vergilbtes Damasttuch aufgelegt, darauf kunstvoll eine Jagd eingewoben war; altes, schweres Silberzeug, seltnes Porzellangeschirr, mit niedlichen Früchten auf dem Deckel, schmückte die Tafel: das Gastmahl der Jungfer Hannebine, die, schon seit der Besuch angesagt war, der Löfflerin Kochbuch aufgeschlagen auf ihrem Nachttisch liegen und in jeder freien Stunde darin geblättert hatte, übertraf alles, was man in Dietmannsweiler von Gastmählern gehört. Eugenie hatte den redlichen Willen, ihm alle Ehre anzuthun, aber noch ehe der Pudding kam, mußte sie das Gewehr strecken, und sich begnügen, mit lächelnder Bewunderung Hermann anzustaunen, der, sei es Pietät, sei es wirklicher Appetit, in der That Großes leistete, der durch Pudding, Spanferkel und Fleischpastete bis zu der prachtvollen Aufsatztorte, an der Eugenie noch ein wenig knusperte, mit unverdrossnem Muthe segelte, gleich dem Klas Avenstaken im Mährchen, der sich durch den Pfannkuchenberg hatte durchessen müssen. Er gewann dadurch auf's Neue das Herz der Jungfer Hannebine, die daneben wieder für sich seufzte: „ach ja, der arme Mensch muß sich wieder auf lange herausessen, sie kann's gute Essen gar nicht ertragen, sie sieht aus, als ob's ihr fast übel wäre.“

Herr Eidenbenz und sogar der Christian durften auch an dem Gastmahl Theil nehmen; der Erstere blieb bis zum Spanferkel, Christian verschwand nach dem Gemüse, gesprochen hatte Keiner ein Wort, als: „gesegnete Mahlzeit.“ „Sprechen die Herren gar nie, Onkel?“ fragte Eugenie. „Christian redt nie, Herr Eidenbenz beim Frühstück, w-

das Nöthige besprochen wird," beschied sie der Vetter. „Ist er von Natur so schweigsam?" fragte die neugierige Eugenie weiter, die gern die Naturgeschichte der neuen Wesen studirt hätte, die sie hier kennen lernte. „Im Wirthshaus redt' er viel und macht sogar Witze, dreimal in der Woche des Abends, wenn der Laden geschlossen ist," erwiederte Herr Bürner, den nun Hermann, der immer den Muthwillen seiner Frau fürchtete, eilig in Beschlag nahm, um sich mit ihm zu berathen über ein neues Unternehmen, zu dem er Lust hatte.

Es war ihm nämlich drückend, immer nur in einer abhängigen Stellung zu sein, die ihm durch die bedauerlichen Bemerkungen der Verwandten seiner Frau noch peinlicher wurde; er wollte auf eigne Hand ein Geschäft beginnen, das ihm, wenn es gut gelang, zur völligen Unabhängigkeit helfen sollte. Daß ein Nebenerwerb nöthig sei, weil sein Einkommen nicht zureichte, das vertraute er gerade dem Herrn Vetter nicht an. Es hatte sich ein Franzose, ein Herr Gablon, in der Residenz etablirt, der allem nach glänzende Geschäfte machte und ihm die Theilhaberschaft daran angeboten hatte. Das Geschäft umfaßte verschiedene Artikel, die bis dahin nie in den Großhandel gekommen waren, unter andrem Hasenpfoten und Kapaunenschwänze, gerade deshalb aber erwartete Herr Gablon einen ausgezeichneten Erfolg, und die ersten Berechnungen, die Hermann dem Vetter zur Einsicht vorlegte, waren sehr günstig. So sehr Eugenie eine selbstständige Stellung ihres Mannes wünschte, so langweilig und widerwärtig war ihr alles Detail der Geschäfte; die kaufmännische Verhandlung, die reichliche Mahlzeit, die steifen Bildnisse des Bürner'schen Paars mit dem unverwandten Blick übten eine sehr ein=

schläfernde Macht auf sie; nach langem Kampf gab sie dem Schlummer nach und wachte schon aus süßen Träumen auf, als Hermann rief: „Eugenie, liebes Kind, wollen wir nicht ein wenig das Haus sehen? Ich will dir die Stübchen meiner Mutter zeigen.“ Froh, des Schlafes los zu werden, erhob sie sich, und hörte noch die letzten Worte des Vetters: „damit du also gewiß weißt, woran du bist: ich gebe weder Vorschuß noch Bürgschaft zu einem Geschäft, worauf ich nichts halte, keinen Heller, richt' dich darnach.“ Hermann schluckte die Bitterkeit, die in ihm aufstieg, und führte Eugenien in den weiten, zum großen Theil unbenützten Räumen des Hauses herum, bis hinauf zu den netten Dachstübchen, die seine Mutter von des Gatten Tode an unentgeltlich bewohnt hatte. Auch jetzt hauste eine arme Wittwe mit ihrer Tochter darin, ihr Mann war Zinkenist gewesen, ein musikalischer Freund Herrn Bürners, der in freien Stunden mehr zu seiner eignen, als zu der Erheiterung seiner Nachbarschaft das Fagot geblasen; auch sie hatte die Wohnung frei, obgleich Herr Bürner der Ordnung halber sich selbst alle Vierteljahr pünktlich die Miethe bezahlte aus der besondern Kasse, deren Ausgaben in seinem Hausbuch unter der Rubrik standen: „bei dem lieben Gott angelegt.“

Da standen noch all die alten Geräthe der Mutter; der Vetter hatte sie nach ihrem Tode gekauft und hier gelassen: der Lehnsessel mit abgerutschtem schwarzen Saffian, an dessen Seitenwände sich der Mutter müdes Haupt gelehnt, der Tisch mit eingelegter Arbeit, gedrehten Füßen und mit der Fußbank, die rings herum lief, die Aufsatzkommode, die der Mutter weniges Silber und Kleinodien nebst Hermanns Pathenpfennigen enthielt, und einem Miniaturbild seines seligen Vaters auf einem Ring, jene Aufsatzkommode, di

ihm stets eine Quelle verborgener Herrlichkeit erschienen war, das Wandschränkchen, aus dem ihm die Mutter das Vesperbrod geholt und das er einst auf sein Bett herabgerissen, wie er, als Rekonvalescent vom Scharlachfieber, mit wiederkehrendem Appetit es zu öffnen versucht hatte, also, daß er fast davon erschlagen worden war, — er hätte weinen können wie ein Kind; Eugenie verstand ihn und unterhielt sich freundlich mit der Frau Zinkenistin, um ihn ruhig und unbeobachtet zu lassen.

Diese Hausbesichtigung, ein Spaziergang am Flußufer hin und der delikate Kaffee der Jungfer Hannebine halfen so ziemlich den Nachmittag verbringen, da sie nicht am gleichen Tage zurück konnten; der Abend aber schien ganz unvertilgbar, bis endlich das solenne Nachtessen überstanden war und Eugenie sich in das hochgethürmte Bett mit der großgeblümten Zizdecke begraben durfte. Es war ein endloser Abend gewesen, obgleich selbst Herr Eidenbenz ausnahmsweise die Bemerkung ausgesprochen hatte, daß es heute den ganzen Tag schön Wetter gewesen sei, daß es aber morgen thun könne was es wolle. Hermann war innerlich sehr niedergeschlagen über des Vetters Mißbilligung des neuen Projekts, von dem er, selbst wenn er gewollt hätte, sich Ehrenhalber nicht mehr zurückziehen konnte; er war still und schlief wenig, obgleich er jetzt das Prunkgemach in dem Hause einnahm, wo er einst die bescheidene Rolle des Christian gespielt.

Nach verschiedenen Frühstücken und Gabelfrühstücken schickte man sich am andern Vormittag zur Abreise an. Des Vetters Herz war wirklich bewegt vom Scheiden, und seine Liebe und Rührung gab sich in zwei ansehnlichen Geldpäckchen kund, von denen er eins Hermann in die Tasche

schob mit dem Späßchen: „da, ein Geld, von dem 's Weib nichts weiß," das andre Eugenien mit der Bemerkung: „da, Frau Bäschen, zu Klufen und Bändeln." Ein stattlicher Zuckerhut nebst einem Kaffeesäckchen vollendete die Mitgabe. Jungfer Hannebine war durch die Schönheit und Freundlichkeit der jungen Frau, die ihr, nach Hermanns Rath, ein prächtiges Haubenband mitgebracht, fast versöhnt. Schweigsam half der Lehrling Christian beim Aufpacken, schweigsam stand Herr Eidenbenz unter der Ladenthür, bis er den Mund aufthat zu einem „glückliche Reise." Der alte Bürner schnupfte und schneuzte viel, als sie abgefahren waren, dann gieng er zurück in seine Umzäunung, indem er für sich murmelte: „werdet noch froh dran sein."

„Aber ich bitte dich," sagte Eugenie, als sie das Städtchen hinter sich hatten, „welche Existenz! Dies Leben zwischen Käse und Stockfischen hinschleppen Tag für Tag, zur Erheiterung einmal das steinerne Gartenhaus besuchen und an hohen Festen die hölzernen Bilder des Herrn Vetters und der Frau Base anschauen, wie läßt sich das nur ertragen! und du hast vier Jahre in dieser Trübsal vegetirt!" „Nun, so schrecklich war dies Vegetiren nicht," sagte Hermann, in welchem nach dem Besuch in seiner Jugendheimat andere Saiten klangen, etwas gereizt, „ich war nicht so ganz der stumme Christian, und hatte mehr innere Freuden als du glaubst; du weißt nicht, wie glücklich mich die Sprachstunden machten, die ich beim Diakonus nehmen durfte, die Abende, die ich bei meinem Mütterlein zubrachte, um ihr vorzulesen, die Bücher, die ich verstohlen hinter dem Ladentisch las, meine botanischen Wanderungen früh am Tage, ehe der Laden geöffnet wurde, selbst die Träume

unter meinen Fässern und Ballen, die mich in die Länder trugen, wo der Pfeffer wächst und die Citronen blüh'n, — o, die Jugend braucht nicht kolorirte Bilder, sie kolorirt selbst.“ — „Nun, mag sein,“ gab Eugenie zu, „mit einem guten Theil junger Poesie läßt sich's vielleicht aushalten,“ — ach, wie viel junge Poesie hatte ihr nicht schon der Welthauch abgestreift! — „aber an und für sich ist es eine grauenvolle Existenz; nein, unser jetziges Leben mag seine Inconvenienzen haben, aber wenn ich mir das Loos einer solchen Frau denke! denn, nicht wahr, auch Frauen müssen sich persönlich bei Essig und Oel, bei Heringen und Stockfischen betheiligen? nein, lieber sterben! „Nun, der sichere, fast unwandelbare Erwerb eines solchen Geschäftes, das rechte Verhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe, —“ „Das freilich ist etwas werth,“ sagte Eugenie mit Thränen in den Augen, „und ich wollte wahrhaftig nicht gerade ein Spezereigeschäft, aber doch die einfachste Hütte einem Residenzleben vorziehen, mit dieser ewigen Noth um das Unentbehrliche, — ich denke, das wird gewiß besser werden, wenn deine neue Unternehmung glückt, laß dich nur nicht abwendig machen.“

Nicht umsonst sagt der Berliner: ‚in Jeldsachen hört alle Jemüthlichkeit auf;‘ nur die leise Berührung dieser fatalen Saite hatte die neuerwachte Harmonie des Paares wieder gestört: Hermann brütete im Stillen darüber, wie weit dieses Unentbehrliche wirklich unentbehrlich sei, Eugenie dachte an ihre Jugendträume von einer immer wachen, immer aufmerksamen, immer zuvorkommenden Liebe, von einem Leben voll Duft und Poesie. „Es sind die Verhältnisse,“ seufzte sie bei sich, „Tante Präsidentin hat nicht Unrecht, der Stand ist nicht so gleichgiltig bei einer Wahl,

wie junge Leute glauben.“ — („Der Stand ist nicht gleichgiltig,“ sagte jener Ochsenbauer, als seine Tochter den Sohn eines Kühbauern heirathen wollte.) —

So kehrten sie wieder heim in das schöne Logis in der Prinzenstraße, wo sich eine Reihe Visitenkarten vorfand, ohne den köstlichsten Gewinn, den jede Reise bringen soll: die neue Herzensfreude an der alten Heimat. Der Haupteindruck blieb, daß Eugenie hier und da noch seufzte: „Nein, ich bitte dich, ein solches Leben in einem solchen Nest!“

Tiefere Schatten.

Es waren zwei Jahre vergangen seit dem Besuch in Dietmannsweiler. Viel Glück und Herzensfreude geht in den Raum von zwei Jahren, auch viel Sorge, Aerger und Kümmerniß. Dem jungen Paare hatte er mehr von dem letzteren gebracht. Eugenie fand durchaus die Kraft nicht, sich dem Sklavendienst der Gesellschaft zu entziehen, der für sie, der verschiedenen Kreise wegen, ein doppelt schwerer wurde. Sie kam nicht aus den Sorgen, wem sie nun eine Einladung ‚schuldig‘ sei und wer ihr, wie sie diese Visite zweckmäßig konstruiren und jenen Abend anständig arrangiren solle, wo etwa blos die Frau, oder aber wo Mann und Frau einzuladen seien; dazu kamen allerlei Kränkungen: Einladungen, wo sie übergangen worden, Partien, wo si

sich vernachlässigt fühlte, — es ist ein mühevoller und dankloser Dienst, der Dienst der Welt.

All ihre lieben Mädchenbeschäftigungen, ihre Bücher, ihre stillen Wanderungen, ihre Zeichnungen, — sie fand nicht Zeit und nicht Freude zu alle dem mehr, nur Musik übte sie hier und da noch ein für gesellige Zwecke. Sie hätte mit Göthe's Schäfer singen können:

Ich bin herunter gekommen,
Und weiß doch selber nicht wie?

Aber ist denn dies Herunterkommen eine nothwendige Folge des Lebens in der Welt und mit der Welt, so wie es durch die Verhältnisse bedingt ist, wenn man sich nicht völlig isoliren will? Wie Viele müssen all dies, Visiten, Abendgesellschaften, Partien, — wenn auch nicht gerade in drei Kreisen, — mitmachen, ohne deßhalb gleich Herzensglück und häuslichen Sinn total zu verlieren.

Gewiß; es gibt sehr vielseitige, starke Naturen, die sich diesen ‚geselligen Pflichten' mit Leichtigkeit hingeben, bei denen sie nur einen Theil ihres Wesens in Anspruch nehmen, und die ihr Bestes daneben für sich und die Ihrigen behalten. Es gibt heitre, sonnige Gemüther, die überall Stoff zu harmloser Freude finden, überall Gelegenheit, Andern Freundliches zu sagen oder zu erweisen, die auch an der bestaubten Landstraße noch Blumen finden. — Es gibt stille, innerliche Naturen, die unberührt durch alles Weltgedränge gehen; es gibt aber auch so gänzlich äußerliche Geschöpfe, die überhaupt nichts Besseres haben, als die kleine Münze, die sie im täglichen Verkehr ausgeben, die auch ihrem eignen Hause nichts Besseres geben könnten, wenn sie es nie verließen, und end-

lich gibt es hohe und klare Wesen, die ihre reine Atmosphäre in jeden Kreis bringen, die ohne Kunst und Absicht in jeder Seele die edlern und höhern Töne wecken, die darin liegen, die ihre Umgebung nach sich, nicht sich nach ihrer Umgebung stimmen. All diese stehen wenig in Gefahr, ihr Bestes zu verlieren an die Geselligkeit. — Aber, sei die Natur wie sie wolle, man muß für sein Herz und Leben einen festen Mittelpunkt gefunden haben, ehe man sich ungefährdet der Außenwelt hingeben kann, sei es nun ihrer Mühe und Arbeit, sei es ihren Freuden und Genüssen. Eugenie hatte etwas in sich von alle dem, was sicher durch den Strudel des Lebens tragen kann: ein warmes und reines Herz, einen tiefen Zug nach oben, eine innige, treue Liebe, Fröhlichkeit und Herzensgüte, aber ihr fehlte doch der Mittelpunkt; sie hatte nicht rechte tiefe Wurzel gefaßt in ihren neuen Verhältnissen und Pflichten, eh sie sich in diesen Strudel ziehen ließ, sie hatte sich die Eine köstliche Perle nicht gesichert und verschleuderte nun ihre Habe an Tändeleien.

Und Hermann, ihr Herr und Haupt und Führer? O, er hatte immer das beste gewollt, seine Häuslichkeit sich so ganz anders gedacht, er war zu jedem Opfer bereit gewesen und war von Anfang mehr der Leidende als der Genießende bei diesen ‚geselligen Freuden'. Aber er hatte sich zu leicht, zu passiv in diesen Zustand der Dinge gefügt; mit ein paar Worten: „Hört denn diese Einladerei gar nicht auf?" oder: „Aber Herz, du gehörst ja gar nicht mehr mein eigen!" ist es da nicht gethan. Wohl ist die Frau zunächst zur Hüterin und Pflegerin der heiligen Flamme auf dem häuslichen Herde berufen, aber es gibt doch wohl Fälle, wo der Mann, ihr Schutz und Schirm, sie zu schirmen hat gegen Gefahren, die leise und unmerklich in harmlosem Gewande heran-

schleichen, — gegen sich selbst. Und die mächtigste Waffe zu diesem Zweck ist freilich nicht Verstimmung, nicht Brummen und unfreundliche Anspielungen, es ist — die Liebe: „Ihr Männer, liebet Eure Weiber!“ ist nicht umsonst als ein ausdrückliches Gebot gegeben; eine Frau kann den Ermahnungen eines Mannes widerstehen, sie kann sich an seine Verstimmung gewöhnen, seinen Zorn und Aerger ertragen lernen, — seiner Liebe, einer innigen nicht sinnlichen Liebe, die sich in der That, in Worten und Geduld zeigt, wird sie nicht widerstehen. Aber eine solche Liebe, die nicht nur alles glaubt und alles trägt, sondern auch alles überwindet, schöpft sich nur aus Einer Quelle, aus einem Brünnlein, das Wassers die Fülle hat: Komme, wen dürstet, und trinke wer will! Hermann hatte diese Quelle rauschen hören, aus ihr getrunken hatte er nicht.

Das alles überwindende Heben und Tragen einer Liebe, die nicht müde wird, hatte ihn sein eignes Herz nicht gelehrt; in gutem Willen, es seiner jungen Frau angenehm zu machen, hatte er sie ihre Wege gehen lassen; verstimmt, gekränkt, als sich nichts in seinem Hause nach seinen Wünschen gestaltete, hatte er sich zurückgezogen in seine alten Junggesellengewohnheiten und so mit ihr hingelebt, gut gelebt, wie es die Leute nennen, ohne viel Streit und Hader, ohne rechte Liebe, ohne rechtes Glück. Das Rauschen der Quelle hörten sie nur noch ferne, ferne, aber wer es einmal gehört, des Durst wird doch nicht mehr gestillt aus „löchrigen Brunnen.“

Ein Besuch daheim hatte Eugenien immer gut gethan. Mit der frischen Waldluft wehten sie ihre alten, lieben Mädchengedanken, ein Hauch ihrer jungen, frischen Liebe wieder an. Mit Sehnsucht und Verlangen erwartete sie

dann Hermann, der immer nur auf kurze Zeit kommen konnte, sie gieng ihm mit Freuden entgegen und wandelte mit ihm die alten Pfade, hinauf zu der Burgruine. Wenn sie dann so da saßen auf der Steinbank, wo sie damals gesessen, da kam ihm wohl manchmal der Gedanke, sein liebes Kind habe sich im Leichtsinn und Uebermuth abermals verstiegen auf einen gefährlichen Punkt und er müßte sie herabtragen mit starkem Arm. Aber er wußte nicht recht, wie er das angreifen solle, jedes Wort, mit dem er zur Sache kommen wollte, rief Entschuldigungen von Eugenien hervor, die gar leicht zur Anklage wurden, was dann ihn wieder bitter stimmte. Vor allem hatte er immer noch Einen schwachen Punkt, dessen Berührung er nicht ertragen konnte, und Eugenie war nicht immer zart genug, sie zu vermeiden — es war sein Stand, sein guter, ehrlicher, nützlicher Stand und Beruf, der zuletzt an allem schuldig sein mußte, und den er immer noch wie einen Vorwurf empfand. So blieb alles unausgesprochen und die kurzen Tage im Kloster blieben eine grüne Oase im Sandfeld.

Und sie waren es nicht einmal ganz. „Gesellige Rücksichten!“ Diese kleinen Dämonen fanden ihren Weg auch in das stille Klosterthal im grünen Walde. „Oberamtmanns würden uns nicht verzeihen, wenn wir dich nicht gleich hineinbrächten,“ versicherte die gute Mutter, „auch stehen wir neurer Zeit sehr intim mit Steuerraths und Doktors, ich habe gewiß versprochen, den ersten Besuch mit dir dort zu machen, und weißt du, daß Herr von Plümer jetzt Revierförster in Sontberg ist, und eine Fräulein von Steigentäsch hat?“ „Mit einem Besuche dort wollen wir warten, bis mein Mann da ist,“ entschied Eugenie.

So gieng es denn bald wieder mit Visiten und Gege

visiten, und die Visiten auf dem Land sind dauerhafter als die in der Stadt; die Stunden für stille Waldwege waren immer schwer zu finden.

Der Besuch bei Herrn von Plümer wurde gemacht. Seine Frau sah wirklich sehr nobel aus; wenn auch sie selbst nicht schön war, so war es doch ihre Toilette, die freilich ihre magere Gestalt und ihr dünnes Gesicht mehr verhüllte als verschönte; was den Effekt betraf, auf den Herr von Plümer so viel hielt, so war da freilich Hermann und Eugenie ein anderes Paar, wenn auch ihre frische Blüthe vom Hauch des Residenzlebens etwas gelitten hatte. Herr von Plümer schien das zu fühlen und führte darum das schönste Tableau ehelicher Zärtlichkeit vor seinen Gästen auf, also, daß sich die dünne Frau ganz verwunderte. Es mußte ihm gut stehen, wie er sich herabbeugte, um sie auf die Stirn zu küssen, wie er mit ihren Locken spielte, was gefährlich hätte ausfallen können, da sie mehr der ordnenden Menschenhand, als der freigebigen Natur entstammten, und wie er ihr zärtlich in's Ohr flüsterte: „Laß Wein vom Gasthof bringen, der unsere ist so sauer.“ Auch Eugenie fühlte sich unwillkürlich getrieben, zu zeigen, daß ihr Loos auf's Liebliche gefallen sei, auch sie rückte näher zu ihrem Gatten, als sie sonst vor Andern gewöhnt war, und konnte nicht umhin, daneben all ihrer vornehmen Bekanntschaften gelegentlich im Gespräch zu erwähnen; das aber verstimmte Hermann, er seinerseits spielte nun ganz und gar nicht den liebenswürdigen Ehemann, so daß Eugenie allmählich weniger als eine glückliche Frau denn als eine edle Dulderin erschien, sanft, nachgiebig, lächelnd unter Thränen, was daheim sonst nicht eben ihre Stärke war. Daß dies mehr Darstellung [illegible] Wahrheit, wußte sie nicht, sie empfand es erst an

einem innerlich unbehaglichen Gefühl, als sie mit Hermann schweigsam nach Hause fuhr.

So gab es Mißlaute, selbst in der Ruhezeit des Landlebens; die Mutter fühlte wohl, daß nicht alles stand wie es sollte, aber der tiefste Grund der Verstimmung wurde ihr nicht klar, und wo sie sich bemühte an den Außenwerken zu bessern, wurden ihre Versuche nicht freundlich aufgenommen. „Meinst Du nicht vielleicht, Kind, Deinem Mann sei der gesellige Verkehr zu viel?“ fragte sie besorgt; „gib am Ende lieber einen Theil auf, wenn Dich's kein zu großes Opfer kostet.“ „Mich? ein Opfer? meinst Du denn, Mutter, mein Herz hänge an diesen Geschichten? Du weißt gar nicht, wie wenig ich sie suche, aber du bist da ganz im Irrthum, Hermann ist es vollkommen gleichgiltig, wie viel oder wenig ich Umgang habe, er steckt so tief in seinen Geschäften und in dem neuen Unternehmen, daß ich gar nichts von ihm habe, auch wenn ich nicht mehr über meine Schwelle käme.“

„Nun freilich, verderben darfst du es auch mit niemand,“ beruhigte die Mutter wieder; „angesehene Verbindungen können doch von Nutzen sein, ich denke immer, wenn Walter noch eine Anstellung an der Hofbank haben könnte, dann wäre er doch Beamter......“ Das war und blieb der guten Mama fixe Idee. „Wenn sie nur Kinder hätten, dann würde wohl alles ganz gut,“ seufzte sie ein andermal; aber ach, es gibt auch kühle und verstimmte Eheleute, wo Kinder sind, dort denkt wohl dann die Frau: „Die Kinder bringen eben viel Verstimmung mit sich, eine kinderlose Frau kann viel mehr ihrem Mann und ihrer Zärtlichkeit leben!“

Eugenie hatte theilweise Recht, seit Walter sein Unternehmen auf eigne Hand begonnen, war eine Rastlosig-

und Zerstreutheit in ihm, die ihn wenig mehr auf den Verkehr seiner Frau achten ließ. Jeden Augenblick, den ihm seine regelmäßigen Geschäfte übrig ließen, arbeitete er auf einem eignen Komptoir mit Gablon, oft bis tief in die Nacht, wo er dann wohl noch mit ihm in eine Restauration gieng, um Eugenie nicht mehr zu stören. Gablon machte die nöthigen Reisen, und Walter hatte dann daheim doppelt zu arbeiten. Er kam oft gereizt und verstimmt nach Hause und empfieng seine Frau, wenn sie später als er kam, in übler Laune. Eugenie antwortete selten heftig, aber sie war durchdrungen von dem Gefühl, wie Unrecht es sei, daß er den Aerger, den Geschäfte ihm verursachen, an ihr, der Unschuldigen, auslasse; so antwortete sie kurz und trocken, oder hüllte sich in das Schweigen beleidigter Würde. Sie war doch nicht verpflichtet, ihm noch mit guten Worten zu schmeicheln, wenn er ihr Unrecht that! Hatte sie vergessen, daß Liebespflicht höher steht als jede irdische Verpflichtung? Daß es ein Mägdedienst ist, wo man treue Dienste nur gibt um guten Lohn, sanfte Worte und liebevolle Pflege nur wieder um schöne liebe Worte und Zärtlichkeit; ein Engeldienst aber, wo man liebend, pflegend, helfend und sorgend naht, auch wo uns nicht vergolten wird?

So gieng sie in ihre Gesellschaften und er zu seinen Geschäften, jedes mit geheimer Bitterkeit im Herzen, ein Arbeiten ohne Dank und ohne Freude, ein Genießen ohne Lust; sie hatten sich nicht viel mehr zu sagen und zu fragen in den wenigen Stunden, die sie beisammen blieben, es war beinahe geworden wie bei Vetter Bürner und seiner Frau, und dort war vielleicht bei allem Schweigen noch mehr herzliches Einvernehmen gewesen. Wie das so gekommen? Kei-

nes von Beiden hätte es sagen können; es war kein Gewitter, aber schwere, graue Luft.

Eine gute und fröhliche Hoffnung kann aber wie ein frischer Lufthauch viele Dünste und Nebel zerstreuen; so hoffte auch Eugeniens Mutter, als sie Hermann ahnen ließ, daß Eugenie besonderer Schonung und Rücksicht bedürfe. Er war nun freilich erfreut und herzlich besorgt um seine Frau, doch fühlte sich die Schwiegermutter gekränkt, daß so bald wieder finstre Wolken in seinen Zügen aufgestiegen waren.

Und doch führte diese Kunde eine bessere Zeit herauf. Er war besorgt und zärtlich gegen Eugenie, sie war weich und liebevoll zwischen der fröhlichen Hoffnung und zwischen den Sterbegedanken, mit denen sich alle junge Mütter tragen; sie hatte so viel echten Frauenstolz, um nicht unter der Firma des Angegriffenseins, allen unleidlichen Launen den Lauf zu lassen, wie manche Frauen thun, und bei unwillkürlichen Verstimmungen blieb er ruhig und geduldig. Aber die Wolke wollte doch nicht weichen und sie drückte schwer und schwerer auf Eugeniens Seele, seit sie wieder gelernt hatte, auf ihres Gatten Aussehen und Stimmung mit liebevollem Auge zu achten. „Laß nur, es sind die Geschäfte,“ sagte er abwehrend auf ihr freundliches Befragen; einmal aber sagte er gepreßt: „ich kann dirs nicht mehr verschweigen, der Chef hat mir die Stelle aufgesagt, er meint, ich sei zu sehr von meinen eigenen Geschäften in Anspruch genommen, um den seinen gehörig vorstehen zu können.“ „Nun, am Ende ist das besser,“ sagte tröstend Eugenie, du hast dann mehr Zeit für deine eigenen Angelegenheiten, und wenn diese gut gehen .....“ „Ja wenn,“ sagte er gedrückt und brach das Gespräch ab.

Es tagte ein fröhlicher Morgen nach einer schweren Nacht, da lag das kleine Wunder mit seinem rothen Köpflein in weißen Kissen, so rührend in seiner Hilflosigkeit, ohne Geist, ohne Liebe und Leben in dem weichen unfertigen Gesichtchen und doch so lieblich und so köstlich für das Mutterauge, so reich und kostbar ausgestattet vom Himmel mit einem Schatz von Liebe, die es findet und empfängt, lang eh es sie erwiedern kann; — o es ist gut, daß nicht Frauen zu Gericht sitzen dürfen, wo über eine Kindsmörderin gerichtet wird; keine Frau, die je ihr eigen Kindlein im Arm gehalten, dürfte zu einem milden Urtheil geneigt sein!

„Und dazu noch ein Büblein!“ sagte mit besonderem Nachdruck die Wärterin (die Mutter war durch eine Krankheit des Vaters ferne gehalten). Sonst hatte sich Eugeniens Frauenstolz empört über den besondern Jubel, mit dem so ein kleiner Herr der Schöpfung empfangen wird, heute stimmte ihr Herz gerne mit ein, ist es nun eben doch einmal so, daß Vater und Mutter froher und stolzer sind, wenn der Erstling ein Knabe ist. „Und ein schönes Büble,“ versicherte sie, „so vollkommen und sein ähnlicher Papa!“ Das fand nun Walter gerade nicht, als er das kleine Geschöpfchen auf den Armen hielt, dessen Aeuglein fest geschlossen waren. Ueberhaupt fühlte sich Eugenie, die in Prosa und Poesie so viel Schönes gelesen hatte über das Entzücken eines Vaters an der Wiege seines Erstgebornen, etwas geteuscht, daß dieses Entzücken sich so still äußerte. Hermann legte das Kindlein sachte in die Wiege zurück, er reichte ihr innig die Hand und küßte sie leise auf die Stirn, mit der Bitte: „schone dich nur,“ er beugte sich noch einmal über die Wiege und sagte aus tiefster Seele: „Gott

segne dich, Kindlein!“ dann gieng er, und die Wolke von seiner Stirn war wieder nicht ganz gewichen.

„Der Herr sind gar besorgt, daß Sie sich nicht verderben,“ sagte die Wärterin, die vielleicht die leise Entteuschung der jungen Frau ahnte, „und wie leis sie nicht auftreten! Da sollten Sie den Oberjustizrath Zettler hören, der trappt wie ein Dragoner in der Wochenstube. Aber nur Stille bei einer Wöchnerin, nur Stille! Das sage ich immer und deßhalb lasse ich auch die Frau Schniezerin nie lange da; wissen Sie, solche Leute können und können eben nicht schweigen und der Kopf ist doch angegriffen bei einer Wöchnerin, der Kopf, wissen Sie, da ist Stille die Hauptsache, nur Stille und Ruhe! unser Büblein selber ist mir freilich fast gar zu still.“ Und sie gieng, um mit derselben Einsilbigkeit der Magd draußen äußerste Stille und Ruhe zu empfehlen.

Zwei Tage lang waltete und sorgte die Wärterin für das kleine Wesen, das Eugenie fast nicht aus den Armen lassen wollte, zwei Tage lang vertiefte sie sich in den Anblick des kleinen Gesichtchens, lauschte den lieben Athemzügen und suchte aus den selten geöffneten Aeuglein ihre Farbe zu errathen; — am dritten Morgen trat Walter leise, wie er gewöhnt war, in das Zimmer. Es war so gar still darin; die Wärterin, die sich spät gelegt hatte, schlief noch, Eugenie hatte das Kindlein vor sich, und sah traurig zu ihm auf, „es ist so still,“ sagte sie, „horch nur, es athmet kaum.“ Er trug es sachte an das Fenster, er lauschte auf die Athemzüge, — der Athem stand still, das Gesichtchen erkaltete, — das Kindlein war todt. Keine Bemühung des schnell gerufenen Arztes konnte es erwecken, es sei eine Halsgicht, entschied er, und wäre da nicht vie-

zu machen gewesen; er legte sachte das tode Kindlein in die Wiege, die es so kurz bewohnt, und gieng; „lieber Gott, ich wüßte Häuser, wo's angelegt wär', wenn Eins stürbe!“ murmelte er für sich im Gehen. Die Mutter hatte sich von Hause losgerissen, sie durfte das Kindlein noch in den Sarg schmücken; es lag unter den Blumen wie ein Engelsbildchen, es war, als ob ein Funken der schlummernden Seele noch in den sterbenden Zügen erwacht sei; ein Siegel des Himmels, dem es eigen, war auf diese kleine bleiche Stirn gedrückt und Walter fühlte, als er mit tiefem Weh sein Kindlein zum letzten mal ansah, daß nichts, dem der Herr einen lebendigen Odem eingehaucht, nur geboren wurde, um zu sterben, möge es nun als Knospe welken, als Blüthe oder als Frucht.

Es war ein schwerer Kampf, der ausgekämpft wurde in diesem stillen Wochenzimmer, das die Mutter nun wirklich still zu halten verstand. Ach, Eugenie wollte nicht das Kindlein hingeben, an das sie all ihre Hoffnung auf neues Lebens- und Liebesglück geknüpft, mit dem sie schon Jahre voraus gelebt, glückliche, sonnige Jahre vom muntern Knaben, dessen fröhliches Lachen Herz und Haus erhellte, bis zum begabten Jüngling, der Ehre und Freude heimbringen sollte in's Vaterhaus; sie wollte ihr Kindlein nicht verlieren und es schien ihr ein grausamer Hohn des Geschicks, ihr so viele Hoffnung und Freude nur zu zeigen, damit sie sie verlieren müsse mit Schmerzen. Aber es war gar stille bei diesem verwaisten Wochenbett, eine milde Frühlingsluft wehte durch das offne Fenster des Nebenzimmers, und ein Frühlingshauch der göttlichen Gnade wehte sie an aus den Bibelworten, die ihr der Geistliche las, der sie auf Hermanns Bitte besuchte. Konnte denn

nicht ihr Kindlein ein Himmelsbote sein, den der Herr ihr gesandt, um auch ihr Herz nachzuziehen in die Heimath, wo ihr liebes Eigenthum so frühe geborgen war? Waren all ihre Hoffnung und Liebe, all ihr Leid und ihre Thränen vergeblich, oder waren sie ihr nicht vielmehr ein Pfand für ihr Eigenthumsrecht an das, was sie so früh hatte hingeben müssen?

Früh am lichten Morgen unter Vogelsang und Blumenduft fuhr der Wagen hinaus, in welchem der kleine bekränzte Sarg stand, Hermann und die Wärterin waren mitgefahren; die Mutter, angegriffen von einer schnellen Reise und dem Leid um ihr Kind, hatte sich auf Eugeniens dringende Bitte auf dem kleinen Sopha neben ihr zur Ruhe gelegt, es war still, so todtenstill im Zimmer, wo die leere Wiege stand, — aber in dieser Stille wurde auch die Gottesstimme vernehmbar, die hier zu einem wunden Herzen sprach, die Stimme die da sagte: „ich habe über dich Gedanken des Friedens und nicht des Leides," die Stimme dessen, der gerufen: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht." Hermann kam zurück; er beugte sich über das Bett seines Weibes und weinte wie ein Kind; sie sah ihn an, innig wie lange nicht und sagte leise: „Ich habe den Herrn gesehen und meine Seele ist genesen."

Die Wärterin brachte die Kränze und Blumen, mit denen der kleine Sarg geschmückt gewesen, und hängte sie im Zimmer auf. Eugenie wollte zuerst die Wiege im Zimmer behalten, aber es war so traurig, sie ließ sie bald wegnehmen. Nun kamen gar stille Tage, wie sie sie seit Jahren nicht gekannt, und es wären gute Tage gewesen, in all dem Schatten, der auf ihnen lag, wenn nicht Walters Miene immer düstrer und trüber geworden wäre.

Allmählich kamen die Bekannten. — Eugenie konnte nun ein Stündchen auf dem Sopha sitzen, — nicht allzuviele, die Meisten hatten keine Zeit, doch immer noch zu Viele. Sie waren recht theilnehmend, bei Wenigen kam das von Herzen, Andre trösteten gar wirksam: „es ist wirklich betrübt, Madame Walter, da es noch dazu ein Büblein war, aber Sie müssen sich in Acht nehmen, sich ja nicht schaden durch zu große Trauer!“ „Sie werden finden,“ beruhigte eine Andre, „daß man sich doch viel schneller erholt, wo kein Kindlein ist, und nicht die fatale Nachtunruhe.“ „Ich habe es auch erlebt, mehr als einmal,“ versicherte Madame Stein, „es hat mir freilich wehe gethan, aber, lieber Gott, was sollte aus den Kindern werden, wenn sie alle am Leben geblieben wären! die machen am wenigsten Sorge, sage ich oft zu meinen Großen, denen man höchstens einmal im Jahr ihr Gräblein herrichtet, oder das nicht einmal; aber Zeit braucht's freilich, bis man das einsehen lernt!“

„Ihr seid mir leidige Tröster,“ hätte Eugenie mit Hiob sprechen können, aber sie wurde nicht viel davon angefochten, ihr Herz war so still geworden in diesen letzten Wochen. — Es bangte ihr wirklich vor der Rückkehr in die Welt, und gerne gieng sie in der Mutter Vorschlag ein, den Hermann bereitwillig unterstützte, sie für einige Wochen nach Altenhausen zu begleiten, um sich in der Stille dort recht zu erholen. Hermann war bis zur Stunde ihrer Abreise schweigsam und zerstreut, nur beim Abschied drückte er sie mit einer Leidenschaft an sich, die sie fast nie an ihm gekannt, und sagte „Lebewohl“ als gälte es ein Scheiden auf ewig. „Nicht wahr, Sie besuchen Eugenie recht bald?“ rief die Mutter noch aus dem Wagen, Eugenie selbst war das Herz zu schwer zum Sprechen. Sie fuhren am Kirchhof vorüber,

sie erkannte das kleine Grab an der jungen Tanne, die der Vater auf ihre Bitte aus dem Walde bei Altenhausen geschickt, „es soll meines Kindleins Christbaum sein,“ hatte sie gedacht, sie grüßte es leise, verhüllte ihr Gesicht und fuhr weiter.

Eugenie saß daheim, an dem Fenster ihres alten Mädchenstübchens und ließ vergangne Tage an sich vorübergleiten. Lange, langversunkne Zeiten dünkten es ihr, die sie so nach und nach wieder durchlebte, und doch war sie noch so jung, noch nicht fünfundzwanzig Jahre!

Sie dachte an ihre goldne, fröhliche, träumerische Mädchenzeit, an all das wunderbare Glück, das sie sich ausgesonnen, sie dachte an ihr erstes Zusammentreffen mit Hermann, an die Welt von Lieben und Hoffen, die sich daran geknüpft, an den Mißklang der sich in ihr werdendes Glück gestohlen; der Mißklang war verstummt in der seligen Harmonie ihrer liebenden Herzen, — aber war er gelöst worden, völlig gelöst? Weiter mochte sie nicht denken, die Vergangenheit der letzten Jahre rief sie nicht gern zurück und die Zukunft lag grau und gestaltlos vor ihr. Es sollte anders werden als es gewesen, das stand ihr fest, aber wie? das wußte sie nicht; sie erinnerte sich fast mit Widerwillen des bisherigen Getriebes, aber sie konnte sich nicht freuen auf ein stilles, zurückgezognes Leben wie sie es nun führen wollte, — es war alles Grau in Grau. Ihre Liebe zu ihrem

Gatten war nicht erstorben, aber sie war wie ein Stamm, dem alle Sprossen abgeschnitten sind und an dem noch keine neuen gewachsen sind.

Sie war im Augenblick bekümmert, daß sie so lange keine Kunde mehr von ihm hatte; er hatte sie einmal besucht, später nur Einmal kurz und eilig geschrieben, zärtlich nach ihrem Befinden gefragt und einen baldigen Besuch verheißen. Auf diesen Besuch wartete sie nun täglich; ach, nicht mit den Gefühlen einer Braut, so gern sie gewollt hätte, und doch, so viel sie Trost und Liebe bei den Eltern fand, sie wollte am liebsten an seine Brust ihr müdes Haupt lehnen und sich ausweinen, — sie wußte kaum warum? es war nicht ihr Kindlein allein, um das sie weinte.

Da kam die Mutter, die ihr allerlei kleine Erfrischungen und Stärkungen brachte, wie nur eine Mutter sie zubereiten kann, ein Brief von Hermann lag obendrauf. Eugenie wußte nicht, warum sie gerade dießmal den Brief so gern allein für sich gelesen hätte, warum ihr lieb war, daß die Mutter gleich wieder abgerufen wurde; sie hatte richtig gefühlt: es stand viel in dem Brief, was besser war, allein zu lesen und zu bedenken.

Zum erstenmal sprach Walter offen und eingehend mit ihr über seine Geschäfte, über das Unternehmen, auf das er so viele Hoffnung gegründet. Das traurige Resultat all seiner Auseinandersetzungen war, — daß alles fehlgeschlagen, daß Gablon, sein Compagnon theils ihn, theils sich selbst geteuscht und schließlich mit dem wenigen, das er noch aus den Trümmern des Geschäfts hatte retten können, sich aus dem Staub gemacht hatte. „Ich wußte das zu großem Theil schon, noch während du hier warest,“ fuhr Hermanns Brief fort, „aber ich konnte den Muth nicht finden, es dir zu sagen,

ich hoffte von Tag zu Tag noch etwas zu entdecken, das einen Ausweg öffne für meine verzweifelte Lage. Ich entdeckte nichts, aber ich faßte einen Entschluß, der noch verzweifelter war. Ich bin tiefer verschuldet als ich je hoffen kann, bezahlen zu können, mein Wort und meine Ehre ist verpfändet, keine Möglichkeit, durch die angestrengteste Arbeit auch nur annähernd so viel erwerben zu können, als nöthig wäre, um meinen Verpflichtungen zu genügen. Muth, Hoffnung, Kredit und Ehre verloren, — es war ja nichts mehr zu verlieren als das Leben.

Ich will offen sein, Eugenie, nicht der Gedanke an dich war es, was die Ausführung des dunklen Entschlusses verzögerte, den ich lange in mir getragen; ich dachte, mein Tod könne dich ja nicht so unglücklich machen, als dich mein Leben machen müßte. An die Sünde, so ein Leben wegzuwerfen, das nicht ohne eigne Schuld elend geworden war, dachte ich nicht viel; ich war zerfallen mit dem Himmel wie mit dem Leben und mit mir selbst; warum hatte er mich so unglücklich werden lassen! Ich hatte hart gearbeitet, ich hatte redlich leben wollen, gut und rechtschaffen, wenn er mir Glück und Gelingen gegeben hätte!

Unser todes Kindlein war es, Eugenie, der Engelsfrieden in dem bleichen Gesichtchen, der mich wieder glauben ließ an eine Seligkeit, der mich die Sünde fürchten ließ, die mich auf ewig ausschließen mußte von der reinen Welt, der dieser Engel gehörte. Und doch ist der Dämon wieder erwacht, doch fand ich nicht den Muth, ein Leben hinzuschleppen ohne Ehre, ohne Hoffnung; das Lebewohl, das ich dir beim Gehen sagte, meinte ich als einen Abschied auf ewig.

Gestern Abend, Eugenie, gieng ich aus, um eine Pistole zu kaufen. Auf meinem Wege an der Post vorbei eilte mir

der mir wohlbekannte Briefträger nach: „eben so gut, daß ich Sie begegne, Herr Walter, es ist da ein Brief an Sie der gleich übergeben werden soll.“ Ich las ihn beim Schein der Straßenlaterne. Eugenie, Gott ist barmherzig! er will den Tod des Sünders nicht, sondern daß er sich bekehre und lebe. Vetter Bürner in Dietmannsweiler ist gestorben und hat mir seine Handlung, seinen ganzen Besitz, mit wenigen Abzügen, vermacht, unter der unabänderlichen Bedingung, daß ich die erstere in eigner Person übernehme und fortführe. Ich hätte nie gewagt, bei seinem Leben ihn um Hilfe zu bitten, er hatte sich zu bestimmt gegen meine Plane ausgesprochen, er wird mir nicht zürnen, daß mir sein Tod eine wunderbare Hilfe, — eine Bewahrung vor dem ewigen Tode geworden ist.

„Und nun, liebe Eugenie, ist also zunächst gar nichts zu thun, als daß ich den Laden des Vetters in Dietmannsweiler übernehme, Käse schneide und Schnupftaback verwäge; ich kenne dein Grauen vor diesem Leben zu gut, als daß ich dich bitten oder nöthigen möchte, es mit mir zu theilen, zumal da für die erste Zeit große Einschränkung nöthig ist. Bleibe du inzwischen in Gottesnamen in der anmuthigen und friedlichen Heimat, die du im Elternhause findest. Gott weiß, es war nicht mein Wille, wenn es auch meine Schuld ist, daß ich dir nicht eine ähnliche bereiten konnte. So wie ich das Geschäft und den sichern, gleichmäßigen Gewinn kenne, den es bringt, hoffe ich mit der Zeit nicht nur all meine Verbindlichkeiten abtragen, sondern auch so viel erwerben zu können, daß ich später die Handlung an die entfernten Verwandten von Bürners Frau abtreten kann, denen sie zufällt, wenn ich sie nicht behalte. Dann hoffe ich, so Gott will mit reifern Erfahrungen und mehr Vor-

sicht eine Heimat gründen zu können, in die ich dich bitten darf mir zu folgen.

„Sobald ich meine neuen Geschäfte geordnet, besuche ich dich, meine liebe Eugenie; bis dahin danke Gott mit mir, der mich und dich vor unendlichem Jammer bewahrt; verzeih mir, wenn du kannst, daß ich dich nicht glücklicher habe machen können und bewahre mir deine Liebe!“

Eugenie saß gar lange allein mit ihrem Brief, allein mit ihrem Gott und ihrem Herzen, eh sie ihn der Mutter gab und sie bat, den Inhalt dem Vater mitzutheilen, dessen Scheu vor eingehenden Besprechungen, vor gemüthlich angreifenden Mittheilungen sie wohl kannte.

Spät erst, beim Abendessen, traf sie mit den Eltern zusammen, die beide bewegt und sehr ernst aussahen. „Wir haben nun alles besprochen, liebe Eugenie,“ sagte die Mutter, wir wollen schweigen über den Jammer, den der liebe Gott gnädig an uns vorübergeführt, auch hilft es jetzt nichts mehr, deinem Mann Vorwürfe zu machen, daß er unser Vertrauen nicht besser belohnt und deine Zukunft so unverantwortlich auf's Spiel gesetzt hat. Es ist ja jetzt im Verhältniß noch alles gut gegangen. Walters Vorschlag, daß du zunächst bei uns bleibst, finde ich am Vernünftigsten, auch der Vater hat mir darin endlich Recht gegeben. Für jetzt, zumal mit deiner angegriffenen Gesundheit, ist ja gar nicht daran zu denken, daß du in solch eingeschränkte, kümmerliche Verhältnisse eintreten könntest. An deinem Manne wollen wir nobel handeln, ich habe ihm auf des Vaters Willen schon geschrieben, daß er die ganze Aussteuer vorläufig behält, damit es ja nicht wie eine Trennung aussieht, bei uns brauchst du ja nichts als deine eignen Sachen. Bleibe hier, ich will dir's so gut machen als ich kann; a

mes Kind, soll's sein, daß ihr wieder zusammenkommt, so wird der liebe Gott ja auch dazu verhelfen." Der Vater verhielt sich still zu diesem mütterlichen Erguß.

„Verzeih, Mutter," sagte Eugenie ruhig, „verzeih, wenn ich es anders ansehe, ich gehe hin, wo mein Platz ist, zu meinem Mann, dem ich versprochen habe, in Freud und Leid ihn nicht zu verlassen."

„Ach, das ist wieder das überspannte, romantische Wesen," seufzte die Mutter. „Du kennst dich selbst nicht, liebes Kind; du übernimmst alles in einer Aufwallung des Gefühls, aber du kannst's nicht durchführen. Denke dir Tag für Tag dies Leben, wie du es ja selbst mit angesehen, in einem schmierigen Laden unter Oel- und Essigfässern, unter Käse und Stockfisch. In kürzester Zeit wäre dir alles zum Tode entleidet und du würdest deinen Mann nur unglücklich machen, statt ihm eine Hilfe zu sein. Viel besser du bleibst hier, in allem Frieden und Liebe. Dann seid ihr euch allemal wieder etwas Neues, wenn Hermann kommt, um dich zu besuchen; wenn ihm daran gelegen ist, so strengt er sich doppelt an, für eine anständige Zukunft zu sorgen, und der Vater hilft euch dann auch seiner Zeit noch, so lange es möglich ist. Du darfst auch das Gerede der Leute nicht fürchten; ich lebe so still mit dir als du willst, und wer weiß, vielleicht kann der Vater einen angenehmen Tausch treffen, und in eine andere Gegend ziehen, was freilich das Beste wäre."

„Du hast in Vielem Recht, Mutter," entgegnete Eugenie in demselben festen, ruhigen Ton. „Ich bin schwach und verwöhnt, und es hätte viel Jammer erspart, wenn ich zu Anfang besser verstanden hätte, mich in meine Lage zu finden. Aber ich will gut machen, was ich kann. Ich rechne auf kein Leben voll Annehmlichkeit, Freude und Genuß, nein,

ein Leben voll Entbehrung und Entsagung, aber es soll ein Leben der Pflicht sein, ein Leben," setzte sie in Thränen ausbrechend, hinzu, „das mich einst wieder zu meinem Kindlein droben führt."

„Und du hast recht," sagte der Vater aufstehend, mit gewaltiger Stimme, „ja Mädchen, du hast Recht. Ich wollt' nicht drein reden, wollt' nicht das Kind aus dem Elternhause weisen, aber es freut mich, daß du's selbst gefunden."

„Aber ich bitte dich," sagte kläglich die Mutter, „wenn man mich nun nach meiner Frau Tochter fragt, und ich muß sagen: „sie hat einen Spezereikram in Dietmannsweiler."

„Du sagst dann nur: meine Tochter ist ein rechtschaffnes Weib, die ihre Schuldigkeit weiß und thut, und wenn sie Schwefelhölzer verkauft!"

„Schwefelhölzchen verkaufen sie gewiß auch in dem Laden zu Dietmannsweiler," seufzte die Mutter und brachte dadurch selbst auf Eugeniens Lippen ein Lächeln.

„Und kurz und gut und zum letztenmal, Mädchen, du hast recht," schloß der Vater, „ein Plaisir wird's nicht sein, aber deine Schuldigkeit ist's, und wer die thut, den läßt unser Herrgott auch nicht im Stich."

Das Eine verlangte die Mutter, daß man Walter noch nichts mittheile, und daß Eugenie bis zu völliger Wiederherstellung ihrer Gesundheit im Elternhause bleibe.

Und doch zum Ziel.

Hermann Walter hatte sich eingerichtet in der alten Heimat, die nun seine neue werden sollte; heimatlich aber war ihm darum noch nicht zu Muth. Er selbst war dieser Art von kleinem Geschäftsbetrieb seit lange entwachsen, die enge Umgebung drückte ihn, er fühlte sich so gänzlich allein und hatte doch gar keine Lust, irgend welche Verbindung anzuknüpfen. Die Schweigsamkeit des Herrn Eidenbenz, geschäftliche Besprechungen ausgenommen, war ihm wirklich erquicklich, er wäre zu keiner Art von Gespräch aufgelegt gewesen; Christian hatte seine Lehrzeit vollendet, so waren die Beiden allein. Walter warf sich mit großer Energie in's Geschäft, war es doch das Einzige, was er thun konnte. Aber wenn er so dastand in dem Gitterställchen des alten Vetters, vor seinem Pult, dessen einst bläulicher Oelfarbeanstrich überdeckt war mit Dintenflecken und Zahlen, vor dem ein alter durchgesessener Lederstuhl stand, der hinaufgeschraubt werden konnte, da meinte er oft, er sei verzaubert und dürfe nur noch eine grüne Davidskappe aufsetzen, um ganz und gar der Vetter zu werden. Das Geschäft stand vortrefflich, er war in den Augen der Dietmannsweiler Bürger ein beneidenswerther Sterblicher, — aber Freude war nicht dabei, und er konnte Eugenien mit ihrem Grauen vor einer Zukunft in des Vetters Laden nicht so ganz Unrecht geben. Oben, da war es nun freilich schön und elegant, Jungfer Hannebine hatte wirklich mit Stolz die schönen Möbel Walters ausgepackt und oben eingeräumt, obgleich die alten Prachtstücke deshalb in die Hinterstube wandern mußten; sie wußte auch, was schön und modern ist!

„Und wann kommen denn die Frau?“ fragte sie Walter zu wiederholten Malen, „wir sollten doch auch Kränze machen?“

„Meine Frau ist noch zur Erholung bei ihren Eltern,“ sagte er jedesmal, „es ist noch unbestimmt, wann sie kommen kann.“

Jungfer Hannebine wurde mehr und mehr in dem entsetzlichen Verdacht bestärkt, daß es der Frau nicht schön genug sei in Dietmannsweiler, und ihr kaum beschwichtigter Haß erwachte auf's Neue.

Es war ein trüber Abend, so ein Abend mit unterdrücktem Regenwetter, als Walter nicht minder trübselig unter seiner Ladenthür stand in einem freien Augenblick. Es war heute einer der Wirthshausabende des Herrn Eidenbenz, drum hatte er den Dienst allein, der gerade Abends gewöhnlich sehr unruhig war; er selbst hatte sich bis jetzt noch zu keiner Art von Geselligkeit in Dietmannsweiler entschließen können, obgleich Herr Eidenbenz ihm Löwen, Adler und Engel als fast gleich preiswürdig empfohlen hatte. Er dachte an seine Knabenzeiten, wo er auf dieser Steintreppe gespielt, an seine Jünglingstage und Wanderjahre, es gemahnte ihn fast wie jenen Junggesellen:

Wohl träumt mir oft, es hab ein Weib
Sich an mein Herz geschmiegt,
Ich hab' in süßem Zeitvertreib
Ein holdes Kind gewiegt.

Es schien ihm in der That wie ein Traum, daß er ein Weib habe draußen in der Welt, ein Weib, um die er mit Liebe und Sehnsucht geworben, die er heimgeführt in Glück und Freu-

und die ihn nun allein ließ im Unglück. Nun, im Unglück gerade nicht, aber doch in einem Spezereiladen.

„Ein halb Pfund Baumöl“ sagte ein Mädchen neben ihm; „da ist mein's Vaters sein Schnupftabacksdos, Sie sollet's ihm füllen,“ rief ein kleiner Bube zwischen jene Gedanken hinein, er trat in den Laden, um diese Wünsche zu befriedigen, da fuhr aber eben ein leichter Wagen vor der Thüre an, wer konnte das sein? Eine Dame stieg aus. „Eugenie!“ rief Hermann in höchster Ueberraschung, rannte die Steintreppe hinab und umfaßte sie und küßte sie vergessend des Publikums, das sich ansammelte. „Eugenie, du bist's, du kommst!“ und er sah sie wieder an und umfaßte sie wieder, bis sie rasch und verlegen in den Laden trat; im Laden aber, ach da war keine einsame Stelle für ein wiedervereintes Paar; „'s pressirt mit meinem Oel,“ rief die Magd, „mein Schnupftaback,“ schrie der Bube, „zwei Loth Kaffee und zwei Loth Zucker,“ ‚mein Frau hat Visit‘ „begehrte ein kleines Laufmädchen.“ „No für ein Kreuzer Schuhnägel!“ verlangte ein neueingetretner Schusterjunge, „soll ich vielleicht mein Papier beim Buchbinder nehmen?“ fragte schnippisch eine Bürgerjungfer. „Gleich, gleich, alles!“ rief der glückliche und betäubte Kaufmann, stieß gewaltig hinauf an die Decke, um Jungfer Hannebine zu rufen und rannte vom Oel zum Kaffee, vom Kaffee zum Schnupftaback, vom Schnupftaback zum Papier, während neue Kunden in den Laden drangen, als hätte sich ganz Dietmannsweiler verschworen, ihn an diesem Einen Abend reich und toll zu machen. Hannebine, die gut Bescheid im Laden wußte, eilte zur Hilfe herbei. Im Keller beschäftigt, hatte sie den Wagen nicht gehört, — siehe da stand an der einen Seite des Ladentisches ihr bedrängter Herr, auf der andern aber

eine schlanke Dame, etwas bleich, noch in Hut und Shawl und — zählte Schuhnägel; der aufgeweckte Schusterjunge hatte sie bedeutet, wo sie zu finden seien und belehrte sie nun, wie viel er um einen Kreuzer bekomme.

„Was, um Gotteswillen, d' Frau verkauft Schuhnägel!“ schrie sie im höchsten Erstaunen, Hermann sah jetzt erst auf und schrie beinahe auch, Eugenie sah lächelnd herüber, und ein herzliches Lachen, eine abermalige Umarmung beschloß die stürmische Scene.

Der Laden war geschlossen. Hannebine, deren Herz die junge Frau mit den Schuhnägeln im Sturme erobert hatte, hatte Ruhe geschafft, hatte den Kutscher bewirthet und belohnt, den Wagen abgepackt und hatte in der Ladenstube auf ihres Herrn Wunsch Thee servirt, mit etwas Zimmt versetzt, wiewohl ihr ein simpler Thee viel zu gering erschien zu einem Begrüßungsmahl.

Walter und Eugenie saßen zusammen auf dem Sopha und sie lehnte ihr Haupt an ihn. „O, Gottlob, daß du gekommen bist!“ sagte er wieder und wieder; „aber,“ fragte er, plötzlich ängstlich werdend, „du kommst wohl nur als Gast? bleibst du bei mir?“

Eugenie blickte ihn freundlich an, die Freudigkeit der ersten Aufregung hatte sich gelegt, sie fühlte sich müde, und ein leises Grauen überschlich sie doch beim Gedanken, daß sie nun ganz und unwiderruflich in Dietmannsweiler sei. „Gewiß ich bleibe,“ sagte sie und reichte ihm die Hand, „ich will dein treues Weib sein, ich will thun, was meine Pflicht

ist, und mit Gottes Hilfe gut machen, was ich gefehlt."
‚Ihre Pflicht', das Wörtchen gab ihm wieder einen leisen Stich, so war es nur die Pflicht, die sie zu ihm zurückführte, nicht ihr Herz?

Doch, in Gottes Namen! er wollte die unerwartete Freude aus Seiner Hand nehmen, und nicht weiter grübeln.

„Es ist oben alles bereit," meldete eine Stunde später Jungfer Hannebine, die seither emsig droben gewaltet und gewirthschaftet hatte; Hermanns Blick fiel, wie er eben aufstehen wollte, auf ein großes Buch auf einem Kasten; er holte es herüber. „Es ist die Bibel," sagte er mit halber Verlegenheit zu Eugenien, „aus der uns vor Zeiten der Vetter den Abendsegen gelesen hat; wollen wir nicht heute ihm zu Ehren unsern ersten Abend damit beginnen?" Eugenie nickte; er öffnete, das Buch, mit vielen Zeichen besteckt, fiel gerade bei dem 128. Psalm auseinander; Hermann las, zuerst mit etwas beklommener Stimme, dann immer ernster und freier:

„Wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen gehet.

„Du wirst dich nähren von deiner Hände Arbeit, wohl dir, du hast es gut.

„Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum, deine Kinder wie die Oelzweige um deinen Tisch her.

„Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet.

„Der Herr wird dich segnen aus Zion, daß du sehest das Glück Jerusalems dein Lebenlang.

„Und sehest deiner Kinder Kinder. Friede über Israel."

Er schloß das Buch, sie falteten die Hände zu stillem Gebet und gingen stille zusammen hinauf.

Und abermals sind Jahre vergangen und Eugenie, die arme Eugenie, nach all' ihren süßen Mädchenträumen, nach ihrer romantischen Waldliebe, sitzt noch im Spezereiladen zu Dietmannsweiler. Zwar ist das alte Haus des alten Vetters freundlich und neu hergestellt, die erblindeten Ladenscheiben sind durch spiegelhelle neue ersetzt, und die verschiedenen prosaischen Artikel dahinter äußerst symmetrisch geordnet; die Steintreppe, die zum Laden führt, ist auf beiden Seiten mit blühenden Oleandern und Lorbeerbäumen verziert, der Laden hübsch gelüftet und aufgeräumt, aber, — wir können's nicht verhehlen, — so viel auch an dem alten Burschen gethan wurde, er kann's nicht verleugnen, daß Käse und Schnupftaback, Essig und Oel in ihm verkauft wird, auch Stockfische und Heringe, die er hegt, haben durchaus noch nicht gelernt, balsamisch zu duften.

In die Ladenstube aber, da dürfen diese offiziellen Gerüche nicht eindringen, da blühen Hyazinthen, Rosen, Reseden, Heliotrop und Levkoien, zwar nicht alle miteinander, aber doch jedes zu seiner Zeit, in solcher Fülle, und duften so süß, daß man gänzlich vergessen muß, daß es überhaupt Käse in der Welt gibt.

Die vergitterten Arbeitsställchen bestehen noch, das Gitterwerk des Prinzipals aber ist mit grünem Epheu durchschlungen; vor dem neuen hübschen Pult, das ihm seine Gemahlin diktirt, steht ein hübscher Arbeitsstuhl, mit Vögeln

und Blumen gestickt, und statt der ehrwürdigen Davidskappe des seligen Vetters trägt er ein gesticktes Hauskäppchen, das fast zu leichtfertig aussieht für einen Prinzipal und Hausvater. Herr Eidenbenz macht keine poetischen Ansprüche auf Blumen und Epheuumrankung, doch hat er sich einen hübscheren Pult und ganzen Stuhl gefallen lassen; an dem freien Tischchen sitzt statt des stummen Christian Georg, ein freundlicher, schwarzäugiger Junge, der Sohn der Wittwe oben, der freilich hier und da eine Zurechtweisung braucht, in welchem aber der frische, fröhliche Knabengeist doch nicht gänzlich erstickt wird in der Comptoirluft. Walter gibt sich viele Mühe mit seinem Unterricht und der Lehrling ist der stillen Ueberzeugung, daß sein Prinzipal der erste aller Sterblichen sei, der, wenn er wollte, ebensogut Minister sein könnte; die Prinzipalin aber, die schöne, heitre Frau, die so freundlich mit ihm spricht, so anmuthig und so fröhlich im Hause waltet, dünkt ihm in Wahrheit fast mehr als eine Sterbliche, der Inbegriff aller weiblichen Schönheit und Hoheit, obgleich sie an unruhigen Tagen nicht verschmäht, selbst an den Ladentisch zu treten, was den Kunden jederzeit eine besondere Ehre ist. Zum Käse allein hat sie sich noch nie herabgelassen, auch Stockfisch und Hering fällt in's männliche Departement. Eigentlich freilich regiert sie blos im obern Stockwerk, aber doch hat sie ihr Arbeitstischchen an das freundliche Fenster der Ladenstube gestellt, — vielleicht um ihrem Mann nahe zu sein, was sie aber nicht recht gesteht, vielleicht auch, um im Fall der Noth hilfreiche Hand zu leisten. Darüber ist der Georg doch klar, daß die Jugend des Hauses, die muntern Kreaturen, die hier und da den Ladentisch umschwärmen und Mandeln und Rosinen betteln, oder ihre Schelmengesicht-

chen zu der Oeffnung oben herunterstrecken und ihm neckische Worte zurufen, daß die dem sterblichen Geschlecht vollkommen angehören; er ist ihr liebster Freund und bester Spielkamerad, unermüdet ihnen Schifflein, Kästchen und Mützen von Papier zu verfertigen, oder die Schiffe zu zeichnen, auf denen er einst in die weite Welt hinausfahren will.

In den obern Räumen, da ist's nun freilich fast zu schön für Dietmannsweiler, noch schöner, als selbst bei der Frau Oberamtmännin, und die Leute „können in Wahrheit fast nicht mehr," nach dem Ausdruck der Mama; aber Eugenie ist eine so liebenswürdige und freundliche Wirthin, daß man ihr diese Pracht gern verzeiht, sogar den Umstand übersieht, daß sie „aus der Residenz" gekommen.

Auch ist sie selbst zu der Einsicht gelangt, daß Kleinstädter keineswegs eine ganz absonderliche Menschenrace sind, in unverrückter Linie aus dem Samen der Kotzebue'schen Kleinstädter erwachsen, daß es Menschen sind auf verschiedenen Bildungsstufen, lebendige Menschenherzen, bewegt von Freude und Leid, in denen es möglich ist, anzuwachsen und Liebe zu finden durch freundliche Hilfe und liebevolle Theilnahme.

Jungfer Hannebine hat sich zur Ruhe gesetzt in Ehren und in Frieden. Vetter Bürner hatte ihr den Garten vor dem Thore mit dem alten Steinhaus vermacht; da den aber Walter wünschte, der Erinnerung halber, so hat sie ihn ihm abgetreten und sich für die Kaufsumme ein eigen klein Häuschen nebst Gärtchen gekauft, wo sie sich höchst zufrieden fühlt. Mit der Familie Walter steht sie sehr gut und versichert Hermann oft, er sei gewiß mit einer Glückshaube geboren, daß er eine solche Frau bekommen. Sie wird vom

Laden aus zucker= und kaffeefrei gehalten, und ladet alljährlich im Winter einmal die Familie zu einem ausgezeichneten Kaffee, den Frau Walter selbst nicht so delikat bereitet, obgleich Hannebine darauf besteht, ihn nach alter Weise zu kochen und nicht in der Maschine; die Kinder freuen sich wochenlang auf die delikaten Schmalzküchlein, die sie dazu backt.

Und die Welt, diese räthselhafte, vielköpfige, ungreifbare Macht, vor der die Mama und Eugenie selbst so großen Respekt, so heimliche Furcht gehabt bei dem Gedanken an die schreckliche Möglichkeit, daß sie ihre Zukunft hinter einen Ladentisch führen könnte? was sagt die Welt dazu? wie ein Gesellschaftsspiel schließt.

O, die Welt ist so dumm nicht, wie sie aussieht, sie findet sich in alle vollendeten Thatsachen; so wenig Gewicht auf das Urtheil der Welt zu legen ist, so habe ich doch nie gehört, daß sie die verdammt hat, die fest und gerade einen guten Weg gehen. Der größte Theil von Eugeniens Bekannten hatte sie vergessen, eh' sie noch wußten, ob sie bei ihren Eltern blieb oder zu ihrem Manne gieng, ein andrer Theil fand ihr Thun ganz vernünftig und das Natürlichste, sogar respektabel, als man erfuhr, wie ehrenvoll ihr Mann all seine Verpflichtungen erfüllt. Tante Obristin und Tante Präsidentin versöhnten sich vollständig und schickten ihre Söhne und Töchter alljährlich zu verschiedenen Trauben= und Johannisbeerkuren nach Dietmannsweiler, und die Eltern verlebten da ihre liebste Erholungszeit.

Eugenie selbst hat sich mit so vollkommener Ruhe und Sicherheit in den Stand der Dinge gefügt, in welchem sie Frieden gefunden, daß sie sogar mit bestem Muthe Herrn Plümer empfieng, der expreß einen großen Umweg von

einer Jagdpartie gemacht, nur um sich im Laden zu Dietmannsweiler Cigarren und Zündhölzer zu kaufen und die stolze Eugenie hinter einem Ladentisch zu sehen. Er traf es in soweit nach Wunsch, als er eben an einem Markttage kam, wo Eugeniens Hilfe nöthig war; aber sie nahm sich vortrefflich aus, er mußte es gestehen, als sie mit dem Anstand einer Königin, wobei daneben ein etwas schelmisches Lachen aus ihren braunen Augen blitzte, ihm das Verlangte reichte; in der That, er verlor seine eigne Fassung, mit der er die arme, heruntergekommene Frau hatte protegiren wollen, gänzlich über der ihrigen und zog ab, ohne eine Erkennungsscene aufzuführen.

Gemeinsame Erholungen, Feste und Lustpartieen sind dem Paare freilich sparsam zugemessen, aber sie werden dann um so frischer und freudiger genossen. Haben sie nicht viele Tagesfeste, so haben sie dafür viele schöne Abendstunden, wenn die Kindlein schlafen und Georg in Ruhe ist, wenn der Laden geschlossen ist und Herr Eidenbenz Witze macht im Adler. Da kehren hier und da gute Freunde ein zur traulichen Nachtvisite, oder kommen die stillen Freunde, die Bücher an die Reihe, Dichterwerke, aus denen ein frischer Hauch voll Jugend und Schönheit weht, heitre Studien oder ein ernstes Vertiefen in die Worte voll ewiger Wahrheit, die ihrem Leben Licht gebracht und Frieden.

Heute aber ist's Tag, ein sonnenheller Tag, der alljährlich als Festtag begangen wird im Hause Walter, — der Jahrestag von Eugeniens Einzug in Dietmannsweiler, zufällig zugleich der Jahrestag ihrer Hochzeit. Herr Eidenbenz und Georg haben heute den Laden allein zu versehen

unterstützt von Jungfer Hannebine, die an diesem Tage aushilft, und ihnen einen Extrakaffee bereitet.

Die Familie aber verbringt den Nachmittag im Garten, zu unendlichem Jubel der Kleinen. Eugenie und Hermann sitzen unter der neuerbauten Veranda des alten Steinhauses, die Kinder spielen auf dem Rasen unter den blühenden Gebüschen des Gartens, dessen nützlicher Theil sich etwas in den Hintergrund zurückgezogen hat, — alles um sie her athmet Frieden und Freude. „Wo in der Welt könnte es schöner sein,“ fragte Hermann mit einem innigen Blick in die immer noch so schönen Augen seiner Frau, „als vor dem alten Steinhäuschen des seligen Vetters in Dietmannsweiler?“ „Für mich nirgends,“ sagte Eugenie mit voller Wahrheit; „aber du, liebes Herz, sehnst du dich nicht mehr hinaus in eine großartigere Umgebung, eine bedeutendere Thätigkeit? Bist du ganz befriedigt hier?“ „Verachte mich nicht, Kind,“ sagte Hermann lächelnd, „wenn ich dir gestehe, daß ich's bin. Sieh, vielleicht sind die Auserwählten am glücklichsten, denen ihr Beruf als Wiegengabe mitgegeben, so daß sie ihn klar und klarer erkennen und sich Bahn brechen, sei's durch Sturm und Klippen. Wenige, sehr Wenige kenne ich, die durch ihren Beruf an sich glücklich sind, Vielen ist er, und ob er den stolzesten Namen trüge, ein Handwerk, betrieben um des täglichen Brodes, um der Ehre oder des Gewinnes willen, den Meisten ein Tagewerk, und wohl dem, der es als solches aus der Hand Gottes nimmt und im Aufsehen auf Gott vollbringt, doppelt wohl, wenn er daneben einen so lieben Ruhepunkt und Mittelpunkt für sein Sorgen und Denken hat;“ und er zog sein Weib an sich und sah heitern Blicks auf die spielenden Kinder. — „Das war doch unser rechter Hochzeittag,“ flüsterte er Eu-

genien wieder zu, „als du damals zu mir gekommen bist.“ Eugenie schüttelte leise den Kopf, „das war noch lange nicht der rechte,“ sagte sie, „o, es sind noch viel graue Stunden voll Kleinmuth und Ueberdruß gekommen, eine um so tiefere Muthlosigkeit, je ernster mir's war, meine Pflicht zu thun. Erst im Sinken bin ich auf den Fels gekommen, auf dem nun unser Haus gegründet ist.“

„Das war auch mein Weg,“ sagte Hermann leise. Sie sprachen nicht weiter, aber über die duftenden Blumen und über die blühenden Kinder flogen ihre Gedanken weit weg zu einem kleinen halbversunkenen Grabe, aus dem zuerst die Blüthe gekeimt, die ihnen nun so edle Früchte getragen.